



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



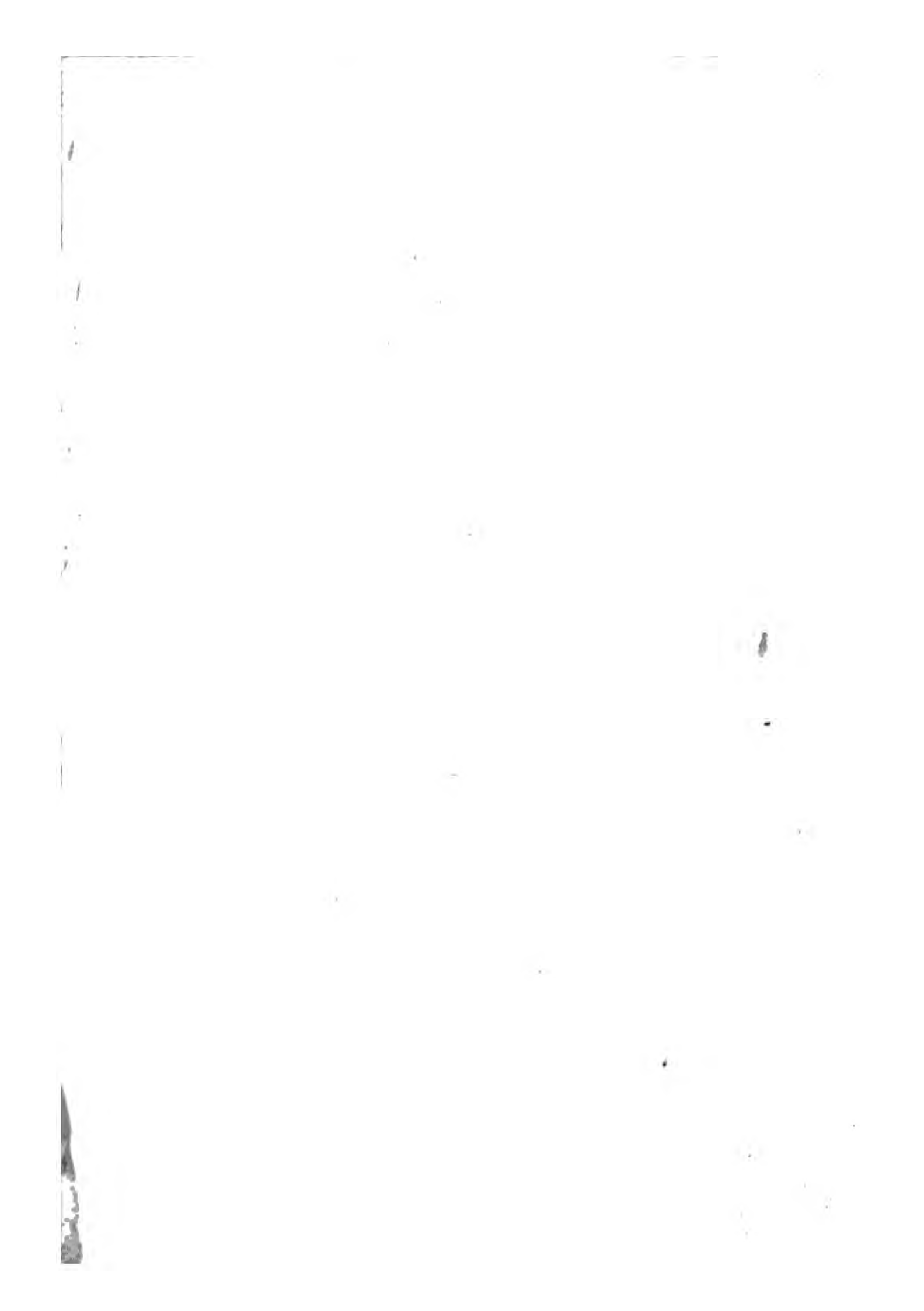
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



~~U.S. 162 11. 16~~



Vet. Ger. III A. 168



C. Spindler's
sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Fünfundzwanzigster Band.

Enthält:

L e s e r e i e n.

I.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlags-handlung.

1852.

Referenzen.

Im Bade, auf Reisen, auf dem Lande.

Von

C. Spindler.

Erster Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.



Leo Magnus, der Großmime.

(Aus dem Schauspielerleben).

Unsere Zeit hat mehr als nur Eichbäume aus den Wurzeln gehoben; warum nicht auch aus dem Sattel ein uraltes Sprichwort? Das „Nomen et Omen,“ zu Deutsch: „Namen und Amen“ hat seine Geltung verloren. So, zum Beispiel, heißt Mancher „Lacher“ und „Lachmann,“ und hat doch in seinem Leben mehr zu weinen, als zu lachen. Andere führen den stolzen Namen „Reich“ und „Reicher,“ und lernen doch nur die Armuth kennen; zu geschweigen der vielen „Schütz,“ „Jäger“ und „Treffer,“ die da nichts schießen, als höchstens Böcke, oder Alles treffen, nur nicht den rechten Fleck. — Mit dem Leopold Bilzsteiger

war's jedoch ein anderes. In seiner Familie war seit deren Ursprung der Pöhl — der Jähzorn und der Koller des Ehrgeizes — an der Tagesordnung gewesen, und war so oft und zu solcher Höhe gestiegen, daß vom Urgroßvater bis zum Urenkel herab, kaum eine Minderung dieses Familienschazes — in Ermangelung anderer Schätze — zu bemerken gewesen wäre. Der genannte Leopold und fragliche Urenkel, von seinem jähgrimigen Vater hart gemäßregelt, entbehrend die sanfte Leitung der Mutter, die in seinen frühesten Jahren gestorben, war ein widerborstiger Kumpen geworden, der mit der ganzen Welt im Streit lag, sobald nur sein Ehrgeiz oder Selbstbewußtsein im Geringsten eine Verletzung erfuhr. Dann war ihm der Freund wie der Feind, und der Schein so vollgültig wie die Wahrheit. Kein Wunder, daß Leopold's Leben auf der Hochschule nur eine Kette von Scharmüßeln gewesen, und ein Ende genommen, wie es sich für einen Pöhlsteiger schickt. — In Folge eines heftigen Zanks um des Kaisers Bart hatte ein Studiengenosse

dem Leopold einen „Dummen Jungen“ gestürzt. Diese Schmach sollte natürlich mit viel Blut abgewaschen werden. Aber, als am nächsten Morgen der liebe Gott den Schaden besah, war der Dummejungenstürzer durch die Lappen gegangen, nicht um des Skandals, sondern um der Schulden willen. Ein Anderer hätte dem Durchbrenner ein graußig Hohngelächter nachgeschickt; nicht so Leopold. Untröstlich und außer sich, behauptete er, nicht mehr auf der Hochschule verbleiben zu können, wo er mißhandelt worden sei, ohne dafür Satisfaction in Aussicht zu haben; ja, er ging so weit, sich einzubilden, zu jedem fernern Studium untüchtig zu sein, bevor er nicht die blutigste Genugthuung für die Beleidigung erhalten. Da just zur selben Frist sein Vater hinübergegangen war in das Land, wo man den Bisl nicht mehr kennt, und seinem Sohn ein mäßig Erbtheilchen hinterlassen hatte, so machte Leopold sich auf den Weg, seinen Feind und Gegner aufzufinden. Vergeblich jedoch fahndete er auf allen Universitäten Deutschlands umher . . . der Be-

leidiger war nirgends auszufundſchaften. Leopolds Baarschaft ging darüber zur Reige, und die Geſe des Groſſs blieb in ſeiner Seele zurück. Dafür blieb jede Verſorgung und Lebensbeſtimmung aus, und dem jungen Manne endlich nichts übrig, als die letzte Hoffnung der genialen Reiſeläufer: die Bühne, die Bretter, ſo die Welt bedeuten.

Leopold fühlte Beruf zum Schauspielerſtand; täglich ein anderer Held und Liebhaber zu ſein, dünkte ihm artig, lachte ihm. Wer ihn kannte, rieth ihm ab von dem gewagten Sprung; ein Beweggrund mehr, den Sprung um ſo gewiſſer zu thun. „Geh, geh,“ riefen ihm die Freunde zu: „Du mit Deinem tollen Weſen wirſt gar keine Bühne finden, keinen Direktor, der Dich aufnähme!“ — Eine Unwahrheit; denn, wie jener dumme Peter, fand der geniale Leopold der Direktoren, die ihn aufnahmen, nur gar zu viele. So ziemlich alle Monate — wenn's nur ſo lange dauerte — ſaß er bei einem andern Theater, um baldigſt wieder zu wandern, wohin es ihm beliebte. Er beſaß hinlänglich Talent und Geſchick,

und versprach ein guter Schauspieler zu werden; aber seine Unverträglichkeit brach ihm überall den Hals, und dazu kam hie und da ein Mißgeschick, welches sich räthselhaft genug ausnahm. — Ein solches begegnete ihm irgendwo in Franken, oder in der Pfalz, und darauf hindeutend, sagte Leopold, als ihm just der Direktor aufkündigte: „Topp! es gilt, und ich gehe Knall und Fall ab. Ich weiß gar gut, daß Sie mich fortschicken, weil in der gestrigen Vorstellung die Jünglinge im Parterre über mich zu lachen geruhten, was ich jedoch nicht begreife, und was Sie selber nicht begreifen werden, wenn Sie ehrlich genug seyn wollen, mir zuzugestehen, daß ich trefflich spielte!“ — Und in die flammenden Augen des verletzten Mizmen schaute ruhig und bedächtig der Theaterhauptling, und entgegnete: „Sie haben Ihre Rolle ganz gut gespielt; das ist die Wahrheit. Aber Sie sind mit allen jenen Jünglingen mehr oder weniger in Händel verwickelt gewesen, und der Spott der Beleidigten hat sich gestern 'mal Luft gemacht. Ihre kollerische Rolle, die ganz

Ihrem unbändigen Charakter zufällig entspricht, gab den Anlaß, und Dero verehrlicher auf dem Comödienzettel abgedruckter Name that das Uebrige.“ — „Mein Name? Wie so? Herr, was konnte mein Name dazu thun?“ — „Die Sache ist einfach. Ihre Partie war die des Assessors Gluthitzig, und diese Rolle spielte Herr Pöhlsteiger! Merken Sie etwas?“

Leopold, bereits im Begriffe aufzubrennen, mußte selber leise lächeln und der Direktor fuhr fort: „Wenn Sie Ihrem Temperamente nicht den Daumen aufs Auge setzen, und Ihren Namen nicht ändern, so werden Sie trotz Ihrer schönen Anlagen niemals zum Ziele kommen, und statt der Liebe und des Beifalls überall nur Spott und Feindschaft finden. Diese warnende Mahnung geht mir von Herzen, und Gott mache es gut mit Ihnen!“

Die Saat fiel nicht auf dürrer Boden. Von dem Tage wurde Leopold ein Einsiedler, der alle Gelegenheit mied, mit händelsüchtigen Leuten zusammen zu kommen, der dafür seinen Rollen seine

ganze Zeit zuwendete und schon in seinem nächsten Engagement bedeutende künstlerische Fortschritte machte. Von jenem Tage nannte er sich auch nicht mehr Pizlsteiger, sondern Leo Magnus, einen großen Löwen der Bühne, der er auch wurde, stolz und herrisch, kühn und schön, seine Bestimmung mit Würde erfüllend, mit weicher Klaue hätschelnd, die ihn liebten, mit rauher Krallen zerreißend, die ihn nur mit einer Miene beleidigten. Ein Sonderling, mit einem Wort, dem es bald erging, wie andern Sonderlingen: dem man aus dem Wege lief, wenn man sich auch ins Theater drängte, so oft er seine Rollen gab, — dem auch einmal sein Stündchen schlug, ehe er sich dessen versah. In ihren Schlingen fängt die Liebe den Phantasten, wie den sanften Schwärmer, wie den nüchternen Spießbürger. Den zornigen Leo fesselte plötzlich eine geduldige Leontine. Eine bescheidene Schauspielerin, in zweiten und dritten Fächern zweckmäßig zu beschäftigen, aber durchaus nicht eine Kunstjüngerin von hohem Werth, eroberte sich Leontine ihren Löwen. Der

letztere hätte wahrlich nicht zu sagen gewußt, was ihm so ganz besonders an seiner Geliebten gefiel; aber es gefiel ihm eben alles, was sie that, was sie sprach, wie sie schmeichelte, wie sie blickte und wie sie küßte . . . ja sogar ihre allerdings kurzen Strafpredigten duldete er, und lernte, sich darnach zu richten. — Und so besann sich Leo nicht lange, und schloß der Ehe Bund mit seiner Leontine, und gründete sich seine eigene Welt im eigenen Hause, und nahm zu in allen Ehren, da sein Weibchen nicht nachließ, ihm von der Zukunft zu reden und von der Nothwendigkeit, für sich und Frau und Kinder eine feste Existenz zu gründen. Daher kam, daß der stolze Löwe mit den Menschenkindern etwas freundlicher wurde, und daß er sich sogar herabließ, an bedeutenderen Bühnen um ein Gastspiel einzukommen, welches in Bälde seinen Ruf feststellte, und ihn als einen wirklich trefflichen Schauspieler bekannt machte, so weit die deutsche Zunge reicht. Dennoch wollte es ihm mit einer Anstellung an einer glänzenden Bühne nicht glücken. Seine Launen, Aufwallungen

und Querstreiche mochten vielleicht das ihrige dazu beitragen, daß man in dem höherstrebenden Leo den großen Künstler zwar verehrte, aber nicht viel Lust hatte, mit ihm im Privatleben zu verkehren. — Und so finden wir ihn, es ist schon manches Jahr her — in einer ziemlich großen Stadt des südlichen Deutschlands wieder, woselbst sich nur im Winter der Tempel der dramatischen Muse öffnet, und wo der reiche Mann für ein geringes Eintrittsgeld vordem das Recht zu haben glaubte, den Schauspieler geringschätzig über die Achsel anzusehen. Gleichwohl hatte Leo daselbst mehrere Winter verbracht. Der Unternehmer zahlte zwar nicht freigebig, zahlte auch nicht gern; dafür konnte er von einem Schauspieler, der das Publikum anzog, einen Puff vertragen, und machte sich nicht viel aus des großen Löwen Heftigkeit und Zorn. Mit den reichen Leuten stand Leo nicht schlecht, da ihm von Schuldenmachen und Wirthshausläuferei nichts nachgesagt werden konnte. — Mit den Jünglingen im Parterre stand Leo sogar gut, indem er mit ihnen außer der Bühne

nicht zusammentraf, dagegen durch sein Spiel ihre höchste Bewunderung erregte. Auch liebte er die Umgebungen der Stadt, die so trefflich seine einsamen Spaziergänge begünstigten, und überhaupt war ihm die schmale Versorgung lieb geworden, weil seine Ehe mit ein Paar Sprößlingen gesegnet war, und das ewige Umherziehen mit Familie seinen magern Beutel trostlos erschöpft hätte.

So finden wir also den Heldenspieler wieder in einer reinlichen Nebenstraße jener Stadt, wohnhaft in einem kleinen Hause, beherbergt von freundlichen Kleinbürgern. — Es ist an einem hübschen Wintermorgen. Leontine, mit einem Korb am Arme — sie schämte sich nicht, mancherlei Einkäufe in Person zu machen — hält just, vom Markt zurückkehrend, ein Plauderständchen mit der Frau des Hausbesizers in der warmen Stube des Erdgeschosses und zeigt den Inhalt ihres Korbes der neugierigen und verwunderten Freundin vor. „Ei, Madam Magnus, was ist denn heute bei Ihnen los?“ fragt die Freundin und schlägt beinahe die Hände über dem Kopf zusammen.

„Da haben Sie ja von Kipfel und Krapfen den ganzen Korb voll, und auf dem Boden sitzt eine großmächtige Torte, und das fette Hühnchen in ihrer Hand wird auch wohl zu einem Schmaus bestimmt sein?“ Worauf Leontine etwas schwermüthig lächelnd: „Sie haben's auf ein Haar errathen, liebe Frau. Die Kipfel sind für meines Mannes Frühstück, das Hühnchen ist meines Mannes Mittagsmahl, die Torte sein Nachtisch und die Krapfen sind die Beigabe zu dem Nachmittagskaffee. Es geht heute allerdings hoch bei uns her. Es ist ein ganz besonderer Tag, der heutige.“

Ein besonderer Tag? Die gute Frau Miedl mochte sich besinnen hin und her, sie wußte sich den besonderen Tag nicht zu deuten. Im Gegentheil war heut ein ganz ordinärer Donnerstag, an dem kein Fest zu feiern; der nicht einmal der Vorläufer oder Nachtreter eines großen gebotenen Feiertags. „Ein Namenstag also, oder ein Geburtstag?“ fragte wiederum Frau Miedl. — „Nicht der eine, nicht der andere;“ versetzte

Leontine: „An unseren Geburts- und Namensfesten ist Herr Schmalhanns Küchenmeister, wie an den übrigen Tagen des Jahrs. Heute aber wird eine Ausnahme gemacht, denn heute Abend spielt mein Mann einen König; und da er sich immer so viel als möglich in den Geist seiner Rollen versetzt, so will er auch heute, so gut es sich thun läßt, wie ein König leben.“

Eine feine Mädchenstimme rief von der Höhe herab: Mutter, komm doch herauf! Vater will frühstücken! — „Gleich, gleich, Amenaide!“ gab Leontine zurück, und fuhr, zu ihrer Freundin gewendet, eiliger fort: „Darum also heute der Saug und Braus in unserem Hause! Später hol' ich noch eine Flasche Wein, die mein Mann zur Hälfte bei Tische trinkt; die zweite Hälfte sammt den Ueberresten des Hühnchens genießt er nach dem Theater, geht dann königlich zu Bette, schläft auch wie ein König, und steht morgen als ein armer Schauspieler wieder auf. Er hat der Frauen viele, und diese königliche kostet schwer Geld, aber ich schicke mich mit Freuden darein, weil er

ein seelenguter Mann ist, mit einem Herzen, treu wie Gold, das alles wieder gut macht, was dann und wann sein furioser Kopf verdirbt.“

Eine wohlklingende Knabenstimme rief die Treppe herab: Mutter, Mutter, so komm doch! Vater will den Kaffee, Vater wird böse! — Worauf Leontine schnell zusammenpackend, und von der Hausfrau sich beurlaubend: „Gleich, gleich, Roderich! ich komme schon; — nur einen Augenblick Geduld!“ Eilte auch was sie konnte, zum oberen Stock hinan, wo ihr Gatte regierte.

Der König war nicht guter Laune, war schon im Begriff, gegen die in der Küche beschäftigte Magd ein Verbannungsdekret zu erlassen, da sie mit dem Frühstück geögert, weil die Ripsel noch mangelten, und auch Leontine, die immer noch die letzte Hand an den Kaffee zu legen hatte. — Und da sie endlich eintrat, Kanne und Tassen in den Händen, die Gattin des großen Löwen, zu ihrer Rechten schreitend der Page Roderich als Ripselträger, zu ihrer Linken die blonde Ame-naide, des Vaters Pfeife schleppend, die ein gutes

Stück länger, als die Ueberbringerin selber, saß Leo breit im Stuhle, majestätisch in seinen Schlafrock drapirt, und redete sie an, volltönig und streng: „Warum so spät, meine Gemahlin? Soll ich mit der Krone auf dem Haupte und mit dem Scepter in der Faust noch warten und harren, bis meine Slavinnen zögernd ihre Schuldigkeit gethan? Diese Saumseligkeit will ich nicht ein zweites Mal erfahren. Credenze mir den braunen Trank der Levante, Leontine; reiche mir das frische Gebäck des Kipfels, Roderich! Die Zeit ist mir gemessen, und keinen Augenblick hab' ich zu verlieren, wenn ich alles wohl bedenke und meiner Pflicht leben will!“

Leontine that mit Anstand, wie ihr geheißen; Roderich, gut dressirt, bot knieend seinem Vater des Kipfels Gebäck, und Leo schlürfte und kaute mit Wohlbehagen. Geruhig fragte ihn Leontine: „Warum denn, mein Lieber, wäre Dir heute die Zeit so karg zugeschnitten? Wie mich dünkt, war gestern Abend die Hauptprobe des Stücks... oder wäre vielleicht noch eine nachträgliche anberaumt worden?“

Leo war eben mit seiner Tasse fertig geworden. Setzte sie hart auf den Tisch nieder, schoß einen grellen Blick aus seinen Augen auf die Gattin, und rief: „Schweig, o Weib, schweige, bei meinem Zorn! Welch' finsterner Dämon legte Dir das böse Wort auf die Zunge? Schweige mir von der gestrigen Probe! Ich hatte daran genug, brauche nicht mehr heute noch einmal die babylonische Wirthschaft mitzumachen. Weißt Du nicht mehr, wie mich der elende Bursche, der sich einen Vorsteher unserer Bühne nennt, behandelte? Wie der abgeschmackte Dichter — Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich den Kerl einen Dichter nannte — wie der Dichterling sich mit mir gemein zu machen suchte? — Komm näher, Ameda, mein niedliches Kind, und reiche mir die Pfeife, voll des narkotischen Balsams, daß ich mit einigen Zügen mich berausche, dem Olymp entgegenschwinge, und, auf den Wolken des Portorico schaukelnd, die Armseligkeit des deutschen Theaters vergesse!“

Er dampfte sehr, und Leontine, glaubend an

die Wunderthätigkeit besagten Balsams, unterstand sich ihren Theil am Frühstück zu nehmen, beizubebst die Kinder zu füttern, und begütigend zu sagen: „Nun, nun, der Director hats wohl nicht so arg gemeint. Ich stand ja dabei, als er Dir sagte, Du möchtest ihn mit den Fragen nach Deinem Königskostüm verschonen, indem er keine Zeit habe, sich damit einen Augenblick abzugeben. Du glaubst auch nicht, wie sehr der Mann von allen Seiten in Anspruch genommen war. Und recht bescheiden hat er zu Dir gesprochen, und Dich versichert, er wolle bestens für Deinen Purpurmantel sorgen. Was den Herrn Hofrath Wimmerbold betrifft, so schien er doch ganz lustig und cordial zu seyn, während er mit Dir redete, und . . .“

Dieses hörend, stieg Leo nach seiner ganzen Länge auf — der Bisl stieg mit ihm — und, mit dem Pfeifenscepter agirend, donnerte er, dumpfgewaltig: „Halt! noch ein Wort, Sclavin, noch ein Wort von dem Poetaster, und ich schicke Dich und die Kinder in das Elend, verbanne

Guch aus meinen Augen! Stille, sage ich! Du weißt nicht, wie schwer sie drückt, die Last der Kronen, welch' ein Gefühl erwacht im Herzen eines Königs, der sich herabgewürdigt sieht durch einen Gaukler und schlechten Trauerspielschreiber! Hat jener Wimmerbold sich nicht erfrecht, vor der ganzen Gesellschaft, Choristen und Statisten, mir zu sagen, mit dem Spotte eines Fauns: Wollten Wir nicht gefälligst etwas grausamer und tyrannischer thun? — Mir das Wir! Mir, der ich heute seine Krone trage, die mir sauer und schwer fällt! Mir das alberne vertrauliche „Wir,“ das nicht einmal mein Lehrer in der untersten Schulklasse mir zu geben wagte? Ha, mein Blut kocht noch bei der Erinnerung an diese unwürdige Vertraulichkeit, und wenn je noch einmal geschähe . . .!“

Schon hatte sich Leo in das höchste Register verfliegen, als ihm Leontine das Wort nahm, sagend mit drohend erhobenem Finger: Pizlsteiger, Pizlsteiger, nehm' Er sich zusammen!“

Wer hätte nicht geglaubt, geahnt, gefürchtet,

der beleidigte Monarch werde einen Blitz- und Bannstrahl auf die vermessene Sclavin schleudern? Die Kinder wenigstens flüchteten sich erschreckt in die Arme der Mutter. Dennoch zuckte kein Blitz, wetterte kein Strahl, wohl aber sank Leo in seinen Thronessel zurück, und klagte himmelan: „Weh mir! wer hat mir das gethan? Weib, nimm zurück den schauderhaften Namen, den Du ausgerufen! Selbst die Würde eines Königs widersteht nicht solchem Hohn! Ich will Dir gnädig seyn, schlimme Gattin, schenke Du auch Gnade mir! Nur nichts mehr von Wimmerbold . . . von dem knauserigen Director, der mir nicht einmal einen neuen Mantel spendiren will . . . nichts mehr von dem unseligen Stück, dessen Diadem ich heute tragen muß, ich Armster! Es war nicht meine Wahl! Doch gibts im Menschenleben Augenblicke . . . selbst Stunden und Tage . . .! Ach, heute ist ein ganz besonderer Tag!“

Schon wieder der „ganz besondere Tag!“ Was war's denn eigentlich, kurz herausgesagt, mit dem Tage, den Leo und Leontine so beson-

ders fanden? Wer war denn eigentlich Wimmerbold, mit dem der große Löwe so viel zu schaffen hatte? — Ein paar Worte reichen zur Erklärung hin. Ein jedes Krähwinkel, groß oder klein, hat sein Genie. Wimmerbold, nebenbei auch einer von den tausend Hofrätchen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, zugleich ein Doctor der Medicin und Arzt ohne Praxis, war das Genie des Krähwinkels, worinnen Leo seine Rollen spielte. Wimmerbold hatte viel geschrieben, unter anderm ein Trauerspiel, worin irgend einem beliebigen König der Vorzeit in die Schuhe geschoben wurde, was einst der Geschichte zufolge ein bayerischer Herzog gesündigt haben soll, der seine unschuldige Gattin für treulos gehalten und dem Henker überliefert hat. Krähwinkels Publikum, welches sein Genie hoch verehrte, würde sich ins Herz hinein geschämt haben, wenn nicht in jedem Winter des Hofraths Wimmerbold grausamliches Theaterstück über die Bretter gegangen wäre. Mit dieser Ansicht war der jeweilige Director der Bühne vollkommen einverstanden, denn das Haus

wurde stets zum Brechen voll, und die Zuschauer, die nachgerade das ganze Stück auswendig konnten, klatschten unbändig. Der Schluß des vierten Akts zumal, verziert mit langen Rechtfertigungsreden der armen Königin, und mit einem gräßlichen Verdammungsurtheil aus dem Munde des wilden Königs, pflegte alle Hände und Füße und Zungen des verehrungswürdigen Publikums in Bewegung zu bringen, und gewöhnlich wurde der Hofrath schon dann herausgerufen; ganz gewiß jedoch zu Ende des Stücks. Der gute Wimmerbold verdiente diese Auszeichnung im Schweiße seines Angesichts, indem er die Proben seines Stücks immer in Person abhielt, und die Schauspieler und Theaterleute bis zum Lampenputzer herab Jahr für Jahr die alte Schule von vorne durchmachen ließ. — Seltsam, aber wahr ist, daß Leo Magnus noch niemals in dem Stück gespielt hatte. Ein paarmal hatten fremde Künstler die Rolle des Königs gegeben, oder wenn kein Gastspieler vorhanden, war der Direktor selbst in dieser, den Krähwinklern so angenehmen Parthie auf-

getreten. Vor einigen Monaten indessen hatte der Theaterhauptling aus Gesundheitsrückfichten den ausübenden Schauspieler an den Nagel gehängt, und somit war die bedeutendste Rolle in Wimmerbold's Meisterstück dem Helden Leo zu gefallen. Eine Aufgabe, die ihm wenig erquicklich vorkam, da er das Stück an sich schlecht fand, und dem Verfasser wenig Achtung zollte. Seine Eigenliebe und der hohe Begriff, den er von der Bedeutung der dramatischen Kunst hegte, ließen ihn ungnädig vermerken, daß der Herr Hofrath hinter den Couliſſen ſich gewiſſermaßen das Bürgerrecht angeeignet hatten, und nicht nur etwas darein ſetzten, mit den Bühnenkünſtlern auf dem vertraulichſten Fuße umzugehen, ſondern nicht weniger ſich herausnahmen, etwas befehleriſch und abſprechend den Dramaturgen zu ſpielen. Wegen ſolcher Oberherrlichkeit und allerhand ſchlechten Wigen, die Herr Hofrath nicht ſelten losließen, hatte Leo denſelben ſchon öfters abgetrumpft, und ſomit nicht bei der ehrlichſten Freundschaft erhalten. Und in dem Stück dieſes Mannes, gleich-

sam unter dessen Zuchttruthe gestellt, sollte Leo die Hauptrolle geben, und neben ihm sollte eine wackere Schauspielerin, die ihr Unstern just um diese Zeit gen Krähwinkel geführt, in der Rolle der Königin auftreten, welche von dem Director und dem Hofrath ihr auf die listigste Weise zugeschoben worden war! Eben für diese Schauspielerin fühlte aber Leo ein besonderes Interesse, und darum war der heutige Tag namentlich ein schwerer und besonderer für ihn. — Auf jenes Interesse spielte Leo an, da er zu seiner Leontine sagte: „Ich wollte mich ja trösten, liebe Gattin . . . aber mein Mitgefühl für die Unbilden, die meine Nebenmenschen auszustehen haben, ist so lebendig, daß Dich nicht befremden sollte, wenn es zu Zeiten, wie eine Flamme auflodert. Ich würde gern leiden . . . (Leontine lächelte überrascht und ungläubig, und der kleine Spigbube Roderich lachte laut, ohne zu wissen, warum) . . . aber mich empört, wie die wackere Zukunde, meine heutige Königin, von dem Wimmerhold gehofmeistert wurde, und ihr kleiner Finger ist doch

millionenmal mehr werth, als der Hofrath und sein Stück von A bis Z."

Abermals erhob Leontine warnend die Hand, und sagte weich, aber ernsthaft: „Leo, Leo! Nimm Dich zusammen, lieber Leo!“ — Worauf Leo sehr bewegt heraussprudelte: „Laß Dir nicht hange werden, Leontinchen! Ich bin der getreueste Ehemann, lasse mich auf jede Probe stellen! Allerdings hab’ ich einmal und irgendwo die fragliche Zukunft zu lieben angefangen — es war vor Deiner Zeit, und das Werben mir erlaubt — aber sie hat mir einen Korb gegeben, liebte damals schon den Sänger Palm, mit dem sie auch wirklich verheirathet ist, und meine kurze Liebe ist zu den alten Mondscheinen gegangen, und das freut mich selber, weil ich Dich erobert habe, meine geduldige Leontine, und weil ich mit Dir besser fahre, als ich mit der schönen Zukunft gefahren wäre. Darfst also nicht eifersüchtig seyn, gute Slavine, mußt ja Dein Ohr nicht der Verläum-

dung öffnen, oder besser mir den Verläumder alsogleich anzeigen, damit ich ihn vernichte, zerschmettere, zu Pulver zerreiße . . .!"

„Pißlsteiger, Pißlsteiger, nehm' Er sich zusammen!" ermahnte Leontine wiederum, und Leo war plötzlich wieder abgefühlt, und fuhr ohne Affect fort: „Nun denn, Wir sind ja schon wieder gut, Wir sind und bleiben Unserer Gemahlin gewogen. Aber Dero Liebden wollen mir erlauben, daß ich, obgleich ein unbescholtener Ehemann, schön finden darf, was wirklich schön ist. So Zukundens Gestalt, Antlig, Benehmen und Organ. So ihr Spiel, und den Zauber, den sie über alles verbreitet, was sie thut, was sie spricht. Ihre Stimme ist Harfenklang, himmlische Melodie jedes Wort aus ihrem Mund . . . und dieser Zauber, diese Melodie sollen vergeudet werden an die schlechte Tragödie des Wimmerbold? Und diesem erlauchten Krähwinkler ist nicht einmal recht, was die große Künstlerin leistet? Diese Schmach macht mir das Herz und die Zunge bitter, und ich möchte in der That ein König Ez-

zelino seyn, um den lumpigen Hofrath dem Scheiterhaufen zu überliefern!"

Leontine lächelte noch einmal, anbringend, daß eine allzugroße Hofmeisterei des Hofraths, in Betreff der Königin, ihr nicht aufgefallen. Da entgegnete ihr aber Leo: „Erlaube mir, treffliche Gattin, Dir zu sagen, daß Du blutwenig hiervon verstehst. Du spielst, wenn's hoch kommt, nur etwa eine Hofdame, die fünf Worte zu reden hat. Du weißt nicht, was sich bewegt im Herzen einer Königin, die von der Bühne herab das Volk zu beherrschen berufen ist. Ich mache Dir hiermit keinen Vorwurf; auch für dritte und vierte Fächer muß es Leute geben. Ich freue mich sogar über Deine Stellung beim Theater, da sie mich nicht in Versuchung führt, eifersüchtig und grausam zu werden. Das wäre mein Unglück gewesen, wenn ich die stolze Zukunde geheirathet hätte. Eine jede ihrer Rollen, — sie spielt sie so schön, selbst die heutige, die so unerträglich lamentirt und im fünften Act auf widerwärtigen Thränenströmen absegelt, — eine jede Rolle also,

gespielt von Zufunde, würde mich in Verzweiflung jagen, in allen Winkeln würd' ich den Verführer zu sehen glauben, ein jedes Schmeichelwort, an meine Gattin verschwendet, würde mich zum Tode verwunden, und des Todes von meiner Hand müßte ein Jeder sein, der sich, gleich dem Wimmerbold am gestrigen Abend, mit einer Silbe gegen meine Gattin verginge!"

„Bißlsteiger, Bißlsteiger . . .!“ machte Leon-
tine, und die Schelmin Amenaide, welcher der
komische Name wohlgefiel, zirpte denselben nach,
und Roderich folgte damit und mit plumpem Ge-
lächter. Da stand plötzlich wiederum der König
da, ein Tyrann nach allen Dimensionen, und
herrschte den lächelnden Unterthanen zu: „Das
Maul gehalten, Böbel! Hinaus mit dem Volk,
Sclavin! Meine Geduld ist erschöpft; ich will
euch zeigen, was ein Zwingherr zu bedeuten hat!
Ich will allein sein bis zur Tafel; zittert, wenn
ein überlästiger Eindringling eure Nachlässigkeit
hinter's Licht führen, und bei mir eintreten sollte!
Ich will allein sein mit der Rolle des Gzzelino,

mit dem Bermuthbecher, den mir der süße Wimmerbold eingeschenkt, und will ihn leeren in Gottesnamen, weil's nicht anders seyn kann, bis auf die Reige.“

Der Monarch streckte sich wieder in seinen Stuhl, die Rolle zur Hand nehmend, und das eingeschüchterte Volk wollte sich verblüfft entfernen, als just ein Besuch eintraf, der nicht abgewiesen werden konnte . . .; die erste und angenehmste Prüfung von allen denen, die dem stolzen Leo an diesem ganz besondern Tage bevorstanden. Es trat nämlich, ohne Klopfen und ohne Umstände, die eben so hochgerühmte Schauspielerin Zukunde Palm in den Audienzsaal des Leo Magnus, spendete nach allen Seiten einen Morgengruß und wurde allerseits freundlich empfangen. Leontine reichte ihr die Hand, Amenaide tanzte ihr entgegen, Roderich schlug zum Willkommen einen netten Purzelbaum, und König Leo, wenn auch nicht vom Throne sich erhebend, machte eine gnädige Bewegung mit der Rechten, und sprach leut-

selig: „Laßt Euch nieder, Königin, und befehlt über Unser Leben, Land und Leute.“

Zufunde, eine naturwüchsige Künstlerin und daher im Alltagsleben sehr ursprünglich, und ein zutäppiges Kind, sagte zu Leo obenhin: „Es wird gleich an Ihn die Reihe kommen, Herr König. Zuerst sey mir ein Wort an Seine Frau vergönnt. Wie geht's, meine Liebe? Schon aus dem Bette, schon gefrühstückt? Wohl bekomm's! Höre Sie aber einmal: da hat mir die Nadlerin gesagt, daß Sie so hübsche Perlenschnüre hat, und ich möchte Sie ersuchen, Herzchen, mir einige von diesen für heute Abend zu leihen. Wenn schon, nach Lessing, Perlen Thränen bedeuten, so darf doch eine Königin ohne Perlen nicht sein, und ich habe wahrhaftig die meinigen in Passau stehen lassen, und nur meine Diamanten mitgenommen. Will Sie so gut sein?“ — „Recht gern, mit viel Vergnügen;“ versicherte die gutherzige Leontine, und Amenaide sprang auf ihren Wink in die Kammer, um den verlangten gläsernen Prachtkram herbeizuholen. Indessen hatte sich Zu-

funde dem König gegenüber auf einen Stuhl begeben, und fuhr mit schwermüthigem Scherz in ihrer Rede fort: „Ja, Perlen bedeuten Thränen, und ich hätte schon gerne blutige Thränen über die Rolle geweint, die ich mir habe aufschwagen lassen. Sag’ Er mir einmal, Leo Magnus, wie es denn eigentlich mit mir steht. Bin ich denn vielleicht eine so schlechte Komödiantin geworden, daß ich meine Rolle nicht capire? Der Hofrath hat mich ja gestern jämmerlich heruntergemacht, nämlich zurechtgewiesen, und zwar schon am Schluß des vierten Aktes, wo ich glaubte, meine Schuldigkeit gethan zu haben. So glimpflich seine Worte waren, so tief haben sie mich geschmerzt, weil unverdient. Ich hatte mir so viel Mühe gegeben!“ Zufunde lachte ausgelassen bei diesem spöttischen Selbstlob.

Aber der große Löwe richtete sich auf seinem Throne halb auf und gab von sich den Spruch: „Der Wimmerbold ist ein Esel, der schon längst den Staupenschlag verdient hat; aber Sie, o palma Jucunda, angenehmste der Palmen, Sie

sind viel zu gut und herrlich für die elende Bretterbude, die in diesem Krähwinkel ein Theater heißt! Schande dem elenden Dichter, der gestern tadeln konnte, was Sie so durchaus vortrefflich geben! Ihre große Rede gegen den Schluß des vierten Actes hatten Sie meisterhaft gesprochen, die stylistischen Fehler des Schreiberlings hatten Sie kunstvoll verkleidet, die Armseligkeit der Diction vergessen gemacht; und nur ein blödsinniger Wütherich, wie der Wimmerbold'sche Ezzelino, kann der Rührung widerstehen, die alle Gemüther bei Zufundens Vortrag ergreifen muß! Wir sprechen hiermit das Urtheil, daß Zufunde um das alberne Geschwätz des unhöflichen Hofraths sich gar nichts zu bekümmern, und das unumschränkste Vertrauen auf Ihre künstlerische Vollendung, so wie auf Ihre Liebenswürdigkeit und klassische Schönheit zu setzen habe!"

Die Augen des neuen Salomo ruhten glänzend und mit Wohlgefallen auf der gepriesenen Schönheit, und dafür schauten Leontinens Augen um so bedenklicher drein — aber Zufunde be-

ruhigte auf der Stelle die argwöhnische Gattin sowohl, als auch den warm werdenden Leo durch die Antwort: „Majestät sind mir gewogen, und ich danke pflichtschuldigst für Dero königliche Guld. Beim Licht betrachtet, wird das hiesige Publikum meine Rolle schon schlechter gesehen haben, und der vierte Akt wird auch vorüber gehen, wie schon so manche seines Gleichen. Aber der fünfte Akt . . . der fünfte Akt macht mir Kummer, Pein und Sorge. Nicht nur, daß wir beide, erlauchtester König, darinnen umhergehen, wie traurige Gespenster, Er in fruchtloser Reue, und ich mit ellenlanger Wehklage und erbärmlicher Todesfurcht, so kommt auch just um neun Uhr, da der unselige Akt anhebt, der Eilwagen von Frankfurt an, und dieser bringt mich um alle Haltung und Fassung . . .!“ „Der Eilwagen von Frankfurt?“ fragte Leontine lächelnd, fragte Leo wichtig; denn er durfte heute als König des Tages nicht lächeln, nicht lachen.

Amenaide stand mit der Pappschachtel, worinnen die Perlen, aufwartend neben Zufunde,

aber die Schauspielerin achtete ihrer nicht, und sprach lebendiger und lebendiger weiter: „Ja freilich der Gilwagen von Frankfurt. Und ich bitte Euch, wie werd' ich das Klagweib und die Heulmutter im letzten Akte vorstellen können, wenn doch mein Herz mit Freude erfüllt ist, da jener Gilwagen kommt und darinnen mein Gatte? Oder werd' ich nicht eher in Groll und Grimm vergehen, als jammern und schluchzen können in dem Thränenspital des Herrn Wimmerbold Wohlgeboren, weil ich nicht entgegensiegen darf meinem geliebten Tenoristen, um ihn schleunigst zu entführen nach Hause? Soll ich mich nicht nebenbei zu Tode kränken, daß mein zärtlicher Palm, den ohne Zweifel die Ungeduld ins Theater treiben wird, mich wiederfindet, mich balgend mit der elendesten Rolle, die jemals geschrieben wurde?“ Leontine, obwohl ganz geheim, so doch von Herzen, klatschte vollkommen Beifall der wackern ehelichen Liebe Zufundens. Leo hingegen, der da nicht regierte im Herzen der schönen Künstlerin, ließ ganz geschickt den geliebten Gatten Palm

sammt Gilwagen am Wege liegen und erwiederte auf Zukundens kleinen Ausfall: „Das ist es eben, meine fürtreffliche Königin. Da liegt der Hase im Pfeffer! Ja, wenn der letzte Akt nicht wäre...! Dieser letzte Akt! Sie haben es noch gut, meine Königin; Sie besteigen schon in der Hälfte dieses letzten Actes das Schaffot . . . aber ich, ich muß noch bis zu Ende herumgeistern, ein erbärmlicher Tropf, der nur bereuen, aber nichts mehr gut machen kann! Wahrlich, Wir möchten befehlen, daß den Schreiberlingen, welche dergleichen Machwerke hinsudeln, die Schreibpfote abgehauen würde, und jedenfalls sollten Wir ein Edict erlassen, daß kein Hofrath und Doctor ohne Patienten sich unterstehe, ein Theaterstück zu schmieren, ohne dasselbe Unserer oder anderer wahren Künstler Genehmigung zu unterbreiten! Car tel est notre plaisir. Und die Directoren . . . aber da fällt mir ein, daß ich Ihnen zu sagen vergaß, welch' einen Unsinn mir der Director zumuthet, für den gewissen besagten letzten Akt! Will er nicht haben, daß ich alsdann in einer

grauen Verrückte erscheinen soll, um somit dem Publikum handgreiflich zu machen, wie Uns über Nacht der Kummer und der Gewissensbiß in einen alten Kerl verwandelt . . .?“

Dieser Mittheilung wurde das laute Gelächter der Frauen zum Lohne, und die Kinder freuten sich unbändig mit, und ein neuer Besuch meldete sich klopfend an der Thür und verstimmte plötzlich den König zu Grimm und Aerger. „Es soll bei Todesstrafe Niemand eingelassen werden!“ herrschte er der Gattin zu. Aber bereits stand der Besucher im Zimmer, schlug den Mantel auseinander, und siehe: es war der Director der Bühne. — Eine Erscheinung, nicht nur selten, sondern gar noch nicht dagewesen in Leo's Hause. Daher knixte Leontine tief, und auch Zukunde erhob sich von ihrem Sitze mit einer anständigen Verbeugung. Aber die Majestät des Tages ließ sich nicht beirren, und fragte: „Was führt Euch hieher, Karaike, der seinen Wein trinkt aus den Schädeln seiner armen Künstler? Was hat hier zu schaffen Eure blasse Persönlichkeit?“

Der Director, der seinen Mann kannte, bekümmerte sich nicht um den herben Scherz, erwidernnd: „Entschuldigen Sie, Herr Magnus, wenn mein Besuch eigentlich nicht Ihnen gilt, sondern unserer liebenswürdigen Frau Palm. Ich habe die Verehrungswürdige schon in ihrer Wohnung aufgesucht, und wurde hieher gewiesen. Die Sache ist, daß meine Frau und meine Wenigkeit, so wie auch Herr Hofrath Wimmerbold, der heute mein Gast, Sie, edle Künstlerin, gehorsamst einladen, unserm bescheidenen Mittagstisch die Ehre zu schenken. Ein leidlich Gericht und ein freundlich Gesicht, mehr kann ich freilich nicht bieten . . . aber die Ehre . . . und das Vergnügen . . . und wiederum die Ehre . . .“

Hustend blieb der Herr stecken, und hüftelnd stammelte Zufunde ein paar Worte, die kaum errathen ließen, ob darinnen eine Zusage oder eine Verneinung enthalten; Leontine flüsterte indessen ihrem Mann die Frage zu: „Wollen nicht lieber wir die Zufunde zum Essen behalten?“ und Leo flüsterte ihr entgegen: „Aufessen möcht' ich sie

wohl, das Liebchen, aber bei der heutigen Tafel will ich allein seyn, im Kreise der Familie!" Der Director nahm an, daß Zufunde Ja gesagt habe, dankte für dieses Ja mit süßer Rede, und hing dem Dank noch so eine Art von Einladung an den Löwen Gzzelino bei. „Wenn auch Sie von der Partie seyn wollten, verehrter Magnus, so wäre unser Vergnügen im höchsten Stadium und ein Fläschchen Champagner, den Sie nicht ungern trinken, möchte etwa nicht fehlen . . .!“

Auf diese Zumuthung machte Leo ein recht befriedigtes Gesicht, nickte sogar verbindlich, stand sogar auf und entgegnete: „Wäre Uns genehm, wäre Uns sogar lieb . . . aber eines Theaterkönigs Regententag will streng beobachtet seyn. Darum üben Wir Uns heute lieber in Unseren Königspflichten“ — er zeigte die dicke Rolle vor — „um Unserer Würde am Abend gerecht zu seyn. Unsern Dank indessen, Lieber, Getreuer.“ — Worauf der Director versetzte: „Ich habe mir das vorgestellt, und zähle darauf, daß Sie den Gzzelino zehnmal besser geben werden, als Ihr

unterthänigster Knecht und Borgänger.“ — „Ich
schmeichle mir,“ sagte Leo ruhig und ernsthaft.
— Der Director, der schönen Zukunde den Arm
bietend: „Die Fülle von Perlen, die ich auf die-
sem Tisch ausgebreitet sehe, erinnert mich an meine
Sorge für Ihren Königsstaat, lieber Magnus.
Sie werden zufrieden seyn; ich lasse so eben den
rothen Sarastromantel mit Goldfrepp überziehen,
und auf hiesiger Bühne ist eine solche Pracht am
König Ezzelino noch nicht erlebt worden.“ —
„Wird recht gut seyn;“ sagte Leo freundlich. —
„Vergessen Sie nur nicht im letzten Akte die
Perrücke aufzusetzen;“ empfahl beim Abschied der
Director seinem Schauspieler: „Der Auftritt in
Grau ist immer rasend applaudirt worden.“ —
„Ueber den Applaus laßt Euch nur feine grauen
Haare wachsen, Vater Obergaufler!“ Mit die-
sen Worten entließ der große Löwe den Director,
mit einem zarten Händedruck die holde Zukunde
in Gnaden. Sein Volk begleitete die Scheiden-
den bis an die Treppe, und der König legte sich
einstweilen wieder in die Ecke seines Sessels, und

brummte gemüthlich vor sich hin: „Ist doch zur Vernunft gekommen, der schlaue Schelm, und merkt, daß nur von mir und von meinem guten Willen der Erfolg der Wimmerboldiade abhängt. Hat mich auch deshalb zur Mittagsmahlzeit eingeladen . . . mache mir zwar nichts daraus, wie Figura zeigt, hätte mich etwa nur wieder ein bißchen in die Zukunde verliebt, was überflüssig und wenig belohnend . . . immerhin war's höflich von dem Director, von dem Seelenverkäufer, und weil er auch für einen schönen Königsmantel gesorgt, so will ich denn in Apollo's Namen meine Schuldigkeit thun, und spielen, als hätt' ich einen Schiller oder Göthe zu verarbeiten. Nur rathe ich dem Wimmerbold, daß er gegen Zukunde sich manierlich betrage! Wenn Wir das Gegentheil vernehmen sollten — bei Unserm Haupt, bei Unserer Krone — Wir würden alle Unsere Macht zur Hand nehmen, um die Beleidigung zu rächen, die Unserer Königin, Unserer schwesterlichen Muse angethan worden wäre!“ Mit leiser Stimme setzte er hinzu: „Unempfindliche Zukunde, Du bist wahr-

lich solcher Hingebung nicht werth! Glücklicher
Palm, wie sehr bist Du zu beneiden! — Aber
besser ist besser, und meine Leontine ein so vor-
zügliches Weib, mein häusliches Glück so gedie-
gen, daß ich in der That, vornehm wie ein Kö-
nig, auf alle Directoren, Hofrätthe und Tenoristen
dieser Weltkomödie hernieder schauen darf.“ —
Und zu der eintretenden Gattin sprach er milde:
„Die Mittagsglocke läutet über Unsere Residenz.
Wolle jezo die üppige Tafel rüsten lassen, Scla-
vin meines Herzens, deren Knecht ich bin; und
auftragen die Speisen und den Wein, die Un-
sere Seele erfreuen sollen. Der Leibwache drau-
ßen schärfe ein, bei meinem Zorn, daß kein fecker
Fremdling hereingelassen werde, des Königs Muße
zu stören.“

Der Schmaus war vorüber, die halbe Flasche
Wein, das halbe Hühnchen war genossen; der
köstliche Duft des arabischen Tranks säufelte noch
durch das Gemach, und mit den letzten Krapfen
waren die Kinder beschäftigt — als der große

Leo, behaglich in den Arm seiner Gattin gelehnt, freundlichst zu derselben anhub: „Das waren zwei paradiesische Stunden, Gebieterin, und ungestört, dem Höchsten sey Dank, sind sie verlaufen. Wir befinden Uns wohl, gute Sclavin, und sind der Meinung, daß auch Du zufrieden seyn werdest mit Uns. Nicht wahr, wir haben nicht wie ein Nero, sondern wie ein Patriarch, ohne Zorn und Hitze getafelt? Roderich — schmecke nicht so unanständig, Amenaide, — Roderich hat ein paarmal gegen die spanische Etikette gefehlt, indem er beim Tafeldienst sich auf das linke, statt auf das rechte Knie niederließ, und Wir haben das nicht einmal gerügt. Amenaide hat — stopfe das Maul nicht so voll, Roderich — hat eine halbe Tasse Kaffee verschüttet, und Wir haben ihr nicht einmal einen Verweis gegeben. Weil Du, biedere Leontine, alles gut gemacht, haben Wir dem Volk da Alles verziehen. Bitte Dir von Unserer Zufriedenheit noch eine Gnade aus!“ — Leontine kreuzte die Hände über die Brust, wie die theatralischen Morgen-

länderinnen zu thun pflegen, wenn sie ihren Sultan grüßen, und versetzte, den Scherz mitmachend: „Großmächtigster, ich flehe um zweierlei: Erste mir ja nicht die schöne Zukunft auf, und bleibe einzig nur mir gewogen; zweitens vergiß für heute jeden Aerger, jeden Pöhl, laß den Hofrath und den Director laufen, thue Deine Pflicht; spiele die schlechte Rolle gut, und wahre Deinen Ruf als Künstler!“ Und nach kurzer Pause entgegnete Leo herablassend: „Es sey, wie Du gesagt. Zukunft fahre hin, denn sie ist ein Kind, das sich bethören ließ durch den Champagner, den der Hauptmann der Bande in Aussicht gestellt; und spielen will ich wie ein Gott, an welchem Du Freude haben sollst!“ Er wollte eben eine feierliche Umarmung mit seiner Gattin eingehen, da wurde es draußen plötzlich laut, und der König unwillig, weil gestört. So rief er denn wild und mit himmelanrollenden Augen: „Wer wagt’s, noch einmal . . .? oder hätte Frida, Unsere Magd, die Spottgeburt von Schmutz und Dummheit, Unser Gebot verletzt, und eine Invasion des

Pöbels zugelassen . . .?“ — „Unsere Thüre ist verriegelt,“ sagte Leontine halblaut, den Gemahl zu beschwichtigen.

Aber an der verriegelten Thüre klöpfelte es dringlich, wie von zarten Händen, und Zufunden's Silberstimme rief durchs Schlüßelloch: „Pöbel hin, Pöbel her, liebe grobe vornehme Majestät! Aber hinein muß ich, meine Perlen zu holen und mich zu Gnaden zu empfehlen!“ Natürlich machte Leontine schnell auf, und herein hüpfte äußerst lustig die Künstlerin, herzte und küßte die große Leontine und die kleine Amenaide, plapperte am Schnürchen weg, von dem trefflichen Mittagsmahl beim Director, und wie ihr der Schaumwein so gut geschmeckt, und wie artig und höflich der Hofrath gewesen und wie Leontine ihrem königlichen Brummbären zureden solle, daß er brav sey, und seine Rolle mit Fleiß gebe, so wie sie selber thun werde, den letzten Akt nicht ausgenommen, und der Ankunft ihres Gatten unbeschadet, weil der Hofrath ein so netter und lieber Mann, weil Directors so liebe nette

Leute! Tanzte dann mit Leontine in die Kammer, die vergessenen Perlen an sich zu nehmen, und ließ den Leo Magnus in großem Erstaunen zurück, den Kopf schüttelnd über das winzige Käuschchen, mit welchem sich die Zufunde maskirt hatte. Aber kaum hatte er Zeit genug, um halb lachend, halb unwillig die Worte herauszu stoßen: „O Du leichtsinniges Kind!“ so über rumpelte ihn ein zweiter Ankömmling: der Hof rath Wimmerbold, gleichsam der Schatten Zufundens, und etwas weniger den Schaumwein spürend, wie die Künstlerin. Mit lebendiger Rede und eben so lebhaften Geberden erkundigte er sich nach der liebenswerthen Frau Palm. Er habe sie nach Hause bringen wollen; die schöne Frau habe sich's aber verbeten, sey plötzlich verschwunden gewesen, er habe sich darauf desgleichen empfohlen, auf der Gasse in einiger Ferne das niedliche Weibchen wahrgenommen, da es in Leo's Haus hineinschlüpfte . . . um seiner Ritterpflicht zu genügen und die Dame in den sichern Hafen zu geleiten, spreche er jezo bei dem

Schauspieler ein, dessen Verdienst und Gefälligkeit . . .

Die Kammerthüre klappte sachte, und Leontine gab ihrem Mann ein Zeichen, daß er verstand. So unterbrach er den Sprecher nicht ohne schadenfrohes Lächeln mit den Worten: „Leider wenden Sie sich vergeblich an meine Gefälligkeit; die Dame, von der Sie reden, ist nicht bei mir eingetroffen.“ „Nicht?!?“ platzte der Hofrath ganz verdutzt heraus, und machte ein so langes und blödsinniges Gesicht, daß ihm die Zunge und die Ohren für einen Augenblick den Dienst versagten . . . und diesen kritischen Moment benützte Zufunde, um, mit der Pappschachtel unterm Arm, auf den leichtbeschwingten Sohlen der Elfenkönigin durchs Gemach, und hinauszugleiten. Während dieser Flucht trampelte Roderich, sang Ameaide auf Befehl der Mutter ein curioses Concert auf der Schwelle der Kammer. Bravissimo! murmelte Leo vor sich hin, und erst nachdem die Flucht der Huldin völlig gesichert, kam der Hofrath von seiner Erstarrung zurück. Als ein welt-

läufiger Mann, der schon auf mancher falschen Fährte gestrichen, faßte er sich bald, entschuldigte sich mit süßgeschmeidiger Zunge, bat tausendmal wegen seines Irrthums um Verzeihung, und benützte die Gelegenheit, dem König aus seiner Fabrik eine Unzahl von Schmeicheleien zu sagen, und ihm mit rührender Bitte und ergebenstem Vertrauen das Wohl seines Trauerspiels warm ans Herz zu legen. Der schlaue Herr benützte seinen Vorthail dergestalt, daß in wenigen Minuten der große Löwe ebenfalls zum Kinde wurde, leichtsinnig und bethört wie Zufunde, und nicht nur dem Schönredner, sondern auch sich selber ins Gewissen hinein betheuerte, den galanten Dichter durch Sturm und Wellen auf seiner Trauerspielfregatte „Ezzelino“ an das sichere Land, und in den allgemeinen Beifall des Publikums steuern zu wollen. Als die besten Freunde trennten sie sich. Leontine schabte dem fortgehenden Hofrath ein Küßchen und lachte: „Der ist schön abgefahren mit seiner zudringlichen Galanterie!“ Leo stimmte bei: „Wohl bekomms ihm! „Nicht ohne

Vorbedacht setzte die schlaue Leontine hinzu: „Und sie! Wie getreu ihrem geliebten Gatten! Getreu dem Liebsten ihrer Seele, treu wie Gold!“

„O rede mir nicht vom Golde!“ begann Leo schwärmerisch: „das Gold ist falsch und läuft aus unserer Hand davon, ehe wir's uns versehen. Sage lieber, daß Zufunde ihren Gatten liebt, wie Leo seine Leontine, die ihm schätzbarer als eine Million!“ Nun folgte die früher schon beabsichtigte Umarmung, von welcher die Kinder ihren Theil bekamen. Und Leo fuhr fort mit gesteigerter Schwärmerei: „Wahrhaftig, ich bin heute so froh geworden, wie sonst einem Könige selten passiert. Du bist vorzüglich lieb, und Hofrath und Direktor haben mir ihre Huldigungen gezollt. Daher bin ich die Güte und Nächstenliebe in Fleisch und Bein geworden, und ist nur schade, daß ich heute einen Tyrannen machen muß; ich würde umsonst die ganze Welt radikal glücklich machen! Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr seyn! Fürwahr, ich wäre heute im Stande, selbst dem schlechten Burschen, der

mir vor manchen Jahren den „dummen Jungen“ gestürzt hat, sein Verbrechen zu verzeihen! Das ist doch gewiß viel, Leontine, denn selbiger dumme Junge ist noch lebendig in mir, ich führe ihn überall mit mir herum; der dumme Junge ist ganz mit mir verwachsen, er siedet mir durch alle Poren . . .!“

„Bislsteiger, Bislsteiger!“ ermahnte Leontine, und in das Zimmer prallte ein Schusterjunge mit der Rechnung seines Meisters in der Hand. Gegen ihn lehrte sich der Grimm des Königs, der ihn andonnerte: „Du unterstehst dich, Bube . . .? Was willst du hier?“ Der erschrockene Lehrling stotterte entgegen: „Die . . . die zwei Paar Stiefel . . . der Meister . . . der Conto . . . sieben Gulden . . . zwölf Kreuzer . . . ein Paar gefleckte Pantoffel . . .!“ — „Was Pantoffel, was Siebenguldenstiefel, während ich auf dem Rothurn einhergehe, auf Thronen sitze, und Völker regiere? Marsch mit dieser Rechnung zu meinem Finanzminister!“ Die Geberde, womit der grausame Monarch seine Worte begleitete, war so ausgiebig,

daß der Junge schreiend davon lief, ohne sich weiter zu erkundigen, wo der Finanzminister zu finden. Der große Löwe beschied aber die Magd Frida vor seinen Richterstuhl, kanzelte sie tüchtig ab, und schärfte ihr bedrohlich ein, ja bei Leib und Leben am heutigen Nachmittage keinen Fremdling mehr zuzulassen. „Es kostet Dir den Kopf!“ rief schließlich der Gebieter, und die Magd heulte ihm zur Antwort entgegen: „Ho, warum haben Sie die Thüre nicht verschlossen behalten? ich hab’ in der Küche meine Schuldigkeit gethan, und bereits vier oder fünf Leute abgewiesen: den Schneider, den Friseur, die Billetfrau . . . und einen fremden Herrn, den ich nicht kenne, und der mit aller Gewalt zu Ihnen wollte . . .! er hat mir auch seinen Namen gesagt, aber ich hab’ ihn nicht behalten . . . hat mir ein Stück Kartenspapier gegeben, worauf der Name stehen sollte . . . aber weil ich doch nicht lesen kann, so hab’ ich die Karte zum Fenster hinausgeworfen, damit sie nicht in der Küche schmutzig würde . . .!“ Als nun die Herrschaft in das lauteste Gelächter

ausbrach, weinte die Dienerin um so bitterlicher und schluchzte mühsam: „Ich kann ja in Gottesnamen nichts dafür, daß ich mir nicht gemerkt habe, wie der Herr heißt . . .! Es war so ein ausländisch Wort, als wie „Tornister“ oder „Büchsenranzen!“

Um seine Majestät durch Rundgebung gemeiner Lustigkeit nicht vor dem Volke zu entwürdigen, stürzte Leo, das Schnupstuch vor den Mund haltend, und seine Königsrolle wie einen Marschallstab schwingend, in die Kammer, versammelte sich darinnen, und beschäftigte sich mit dem bittern vierten und dem sauern fünften Akt bis zur fünften Abendstunde, da ihn die Pflicht des Herrschers und des Volkes Andrang ins Theater rief. — —

Mit besserer Laune war noch nie ein Schauspieler an sein Abendwerk gegangen, als Leo. Aber auch der Direktor war guter Laune, denn die Menschheit strömte zahlreich in das Komödienhaus, und seine Kasse füllte sich gewaltig. „Nur recht tyrannisch thun, nur ein Paar Cou-

liffen mitgenommen!“ rief er dem vorübergehenden Magnus aus seinem Verschlag zu. Der erste Mensch, der dem König auf der Bühne begegnete, war der Hofrath. „Freundchen, ich verlasse mich auf Sie! Machen Sie mich unsterblich!“ rief der Poet den Mimen an, und mit dem freundlichsten „Ich schmeichle mir,“ schlüpfte der letztere in sein Ankleidezimmer. — O weh! da bekam die gute Laune den ersten feindseligen Streich. An der Wand hing der uralte Königsmantel, abgeschossen roth, mit derb beschmutzten Franzen, und von dem Goldkrepp, womit der Direktor geprahlt, war nicht eine Spur vorhanden. Das gab böses Blut in Leo's Adern, und dem Schneider wäre es vielleicht schlimm ergangen, wenn er nicht hätte beweisen können, daß ihm nicht mit einer Sylbe befohlen worden, mit dem Purpur eine Aenderung vorzunehmen. O wie gerne hätte der Löwe den „Karaißen“ beim Kragen gefaßt, wenn seine Klaue nur bis in die Kassenbude gereicht hätte! Vergeblich war jedoch sein Grimm, und der alte Mantel mußte es schon noch ein Mal thun. In-

dessen trübte diese Begebenheit bereits des Mi-
men aufgeheitertes Gemüth. Dagegen war Zu-
funde in der glänzendsten Laune, und suchte dem
schraubenden Löwen den Abend rosenfarbig aus-
zumalen, was ihr auch gelang, und was die von
fern beobachtende Leontine ein bißchen eifersüchtig
machte. So zwar, daß sie den hin- und herren-
nenden Hofrath während des ersten Aufzugs auf
die scherzende Zufunde aufmerksam machte, und
ihm sagte: „Sie müssen heute das Weibchen
ungemein gut unterhalten haben, denn sie ist so
guter Dinge, wie noch nie, und wird nicht satt,
von Ihnen zu reden.“

Der Hofrath ging in die Falle, schnappte auf
eine gute Art dem Leo seine Königin weg, und
vertiefte sich mit ihr in eine galante Unterhaltung,
worinnen er freilich allein den Sprecher machte.
Leo hatte indessen auf die Bühne treten müssen,
und spielte seine erste Scene mit dem Hofböse-
wicht, der ihm den ungerechtesten Argwohn ge-
gen seine unschuldige Gemahlin gleichsam in einem
Tränklein eingibt. Dennoch erlauerte der fluge

Leo, daß in der Couliſſe die angenehme Zufunde des Hofraths Liebesreden nur mit Gähnen beantwortete, und freute ſich darüber ſo teuſliſch, daß er in ſeinem Auftritt mit dem Hofböſewicht den Satan bemerklich herauskehrte. Um ſo ſtugiger wurde er, da ihn bei ſeinem Abgang der Hofrath mit den bißigen Worten empfing: „Ein bißchen ſchläfrig, mein Lieber, ein bißchen matt; der Abgang iſt ſonſt immer raſend applaudirt worden!“

„Sind Sie denn taub, mein Werthheſter?“ fragte Leo wild entgegen, denn in der That klatſchte das Publikum noch recht anſtändig. Der Hofrath ſchob ſich bei Seite, und nagte, vereiniſamt im Strudel der Theaterwelt, an dem Verdruß, den ihm Zufunde beigebracht, die bei ſeinen galanten Erklärungen geſtanden, wie eine ſtumme Mauer, wie ein todttes Holz, oder beſſer, wie eine Frau, die vor Langweile ſtirbt. „Das Gähnen ſollſt Du mir bezahlen, kleines Krokodill!“ murmelte er böſartig vor ſich hin, ſtellte ſich der Künſtlerin gleich nach ihrem Abgang im zweiten Akt in den Weg, und fragte beſorgt:

„Ist Ihnen vielleicht nicht wohl, Verehrteste? Sie spielen allerdings trefflich, wie immer; Sie sind Meisterin. Dennoch vermisse ich die lebendigere Färbung, die Ihrer Rolle zusagt.“ — „So? Ich wüßte nicht,“ . . . erwiderte Zufunde etwas gereizt, „ich glaube, das Meinige zu thun, und das Publikum ist nicht undankbar . . . doch haben Sie vielleicht Recht. Mir geht etwas anderes im Kopf herum, als nur die Rolle, und kaum kann ich erwarten Wie viel Uhr haben Sie?“ — Der Hofrath biß sich empfindlich auf die Lippen und versetzte mit schnöder Verbeugung: „Wer würde sich unterstehen, nach der Zeit zu sehen, wenn er das Glück hat, mit Ihnen zu sprechen? Ihnen dagegen ist erlaubt, ohne Zweifel, eines armen Dichters Schöpfung langweilig zu finden . . . und ich bescheide mich.“ Ging davon, brütete über neuer Bosheit. — Zufunde, ihrem König begegnend, raunte ihm zu: „Der Musje Wimmerbold ist ein eingebildeter, unerträglicher Einfaltspinsel.“ Mit Nachdruck antwortete Leo, der ebenfalls seine gute Portion Galle

wiederläute: „So ist's, erhabene Freundin. Und der Direktor ist ein närrischer Geizhals, der mich wie eine Vogelscheuche über die Bretter wandeln läßt! Aber es gährt in mir ein Gedanke . . . ein Gedanke . . .! Na, wenn nicht zwischen dem dritten und vierten Akt Vieles anders sich gestaltet . . . ich sage weiter nichts . . . muß jetzt auf das Stichwort passen . . . aber . . . doch genug! Sie werden sehen!“

Die Rede war geheimnißvoll, aber nicht besonders auffallend in dem Munde des stolzen Leo, der sich gern in dunkeln Sprüchen erging, wenn ihm die Gewalt fehlte, seine Aufwallungen mit bestimmten Worten von sich zu geben. Zufunde dachte daher nicht viel nach über das, was ihr Leo gesagt; aber ihre Seelenstimmung war darum nicht besser. Man sagt den Frauen nach, daß sie verstehen, ihre Gesinnungen mit allerlei Nummereien zu verstellen; aber eine Thatsache ist, daß ihnen nicht gegeben, den Aerger, der über ihre Eitelkeit gekommen, und noch weniger die Langesweile zu verbergen. Auch Zufunde konnte das

nicht; darum spielte sie, zürnend dem Hofrath, angeekelt von dem elenden Stück und nach ihrem Gatten sich sehnend, im dritten Akte wirklich flau, zerstreut und abgespannt. Das Publikum war still erstaunt, der Hofrath wollte schier aus der Haut fahren. — „Sie werfen mein Trauerspiel!“ sagte er grimmig zu der Künstlerin, da sie eben von der Scene kam. „Schönen Dank,“ versetzte Zukunde spöttisch: „Ich wollte, es hätte zehn Uhr geschlagen und Alles wäre vorüber!“

„Schauderhaft, schauderhaft!“ knirschte ihr der Poet nach. Aber auch Leo benützte einen günstigen Augenblick, um seiner Freundin zuzulispeln: „Wo ist Ihre gute Laune, Verehrteste? Verstellen Sie sich; ärgern Sie unsern Dichtering, aber nicht auf Kosten Ihrer Kunst! Lassen Sie im vierten Akt alle Springfedern los . . . Wer weiß, wer weiß, ob nicht der Gilwagen von Frankfurt just recht zu Ihrem, zu meinem Triumphe kommt??“ —

Zwischen dem dritten und vierten Akt erschien der Direktor auf der Bühne, mit krauser Stirn,

mit finstern Augen, geschäftig und eifertig, und, wo er ging und stand, redete er den Schauspielern zu: „Kinderchen, Kinderchen, nehmet euch zusammen! Es macht sich ledern . . . wenn der vierte Akt geht wie der dritte, so fällt das Stück durch. Das Unglück muß auch gerade wollen, daß der Fürst von Markland hier ankam und im Theater sitzt. Seine Durchlaucht gähnen heftig, auch Dero Adjutant machen immer den Mund auf und zu, und Dero Secretär behaupten, er habe noch nie ein schlechteres Stück gesehen. Gott segne das Ende!“ Und auf den Mimen Leo drang der Direktor los, schob ihm die bewußte graue Ägel in die Hand, und beschwor ihn, bei allem was ihm heilig, doch im vierten Akt zu wüthen, wie ein Sturmwind, und im fünften als ein graues Männchen zu erscheinen. „Nur also retten Sie das Stück, das liebe Cassenstück! Nur von Ihnen kann die Rettung kommen, denn die Palm ist heut gar nicht zum Kennen. Wenn Sie aber, lieber Magnus, im vierten Akte recht schreien, und im fünften mit dem grauen Dings

da umherwanfen, fo kommt das Publifum wieder in den Zug, und Ende gut, alles gut!“ Spöttifch ihm die Zähne weifend, antwortete dem Direktor der König Ezzelino, indem er die weichlich fchleppende und etwas alberne Ausfprache des Theaterhäuptlings nachahmte: „Das „Bubelifum“ fagen Sie? Ja, ich fchmeichle mir: das „Bubelifum“ würde fich zu Tode lachen, wenn ich wie ein grauer Esel heraus käme. Behalten Sie nur Ihre Nfel, die ich jedenfalls nicht brauchen werde. Wer zuletzt lacht, lacht am beften; Adieu, alter Karaibe!“ — Beftürzt und angewachfen auf dem Fleck fand der Direktor, dem Leo die graue Lockenperücke über die Pelzkappe geftülpt, eine Weile da, drehte fich dann haftig um, und rannte Nafe an Nafe mit Wimmerbold zufammen. „Der Magnus macht Aufruhr!“ fchnaubte er halblaut dem Hofrath zu. Und diefer gab ebenfo zurück: „Mir fchwant von einem Complot!“ — „Die Verhöhnung meiner Perfon . . .“ — „Meines Trauerspiels Durchfall . . .“ — „Wenn der Leo und die Palm im vierten Akt nicht beffer

ziehen“ — „Wenn der fünfte nicht wie am Schnürchen geht“ — „So danke ich sie ab“ — „So lasse ich sie auspfeifen! —“

Der kurze Dialog wird durch das Aufrollen des Vorhangs unterbrochen. Beide Herren fliegen von der Bühne ab, um im Parterre und auf dem „Tuche“ zu wirken, entweder als Klatfcher, oder als Pfeifer, je nachdem es fällt. Ein kurzer Auftritt zwischen dem edlen Vater und dem schlechten Kerl beginnt den Akt. Leo schreitet mit großen Schritten, die Arme verschränkt, hinter der Coullisse auf und ab. Zukunde steht mit ihrer Vertrauten eben im Begriff, auf die Bühne hinauszutreten. Der König tuschelt ihr in's Ohr: „Muth, thun Sie ein Uebriges! Werfen Sie dem Volk die Augen voll mit Sand; führen Sie alle Künste in's Gefecht! für den blauen Dunst und den Knalleffekt lassen Sie mich sorgen!“ Und da hierauf die Königin mit dem Kopfe nickt, und hinausgeht, um die Schlacht zu liefern, zieht der König den Theatermeister bei

Seite, und fragt gleichsam fieberhaft: „Es ist also wirklich so, lieber Mann? Sie haben also recht gehört? Auspfeifen wollen sie mich, den Leo und die Palm, die große Künstlerin?“ Und auch der Theatermeister, der dem Direktor und dem Hofrath nicht grün, nicht mit dem Kopfe; Leo wechselt mit ihm noch ein paar Worte ganz geheim, und indessen bricht das im Schauspielhaus versammelte Krähwinkel in ein donnerndes „Hoch“ und ein „Bravissimo“ aus. Zufunde hat mit der völligsten Meisterschaft den kurzen Monolog gesprochen, der dem Erscheinen ihres sogenannten Liebhabers (der ganz natürlich nur ihr Bruder, oder so was) vorhergeht. Dieser Bruder, oder so was, tritt nun auf, von des Abends Dämmer-schein begünstigt, die Vertraute hält Wacht, der Hofbösewicht belauert an einem Thurmfenster die romantische Gartenscene. Zufunde übertrifft sich selbst; der Liebhaber, oder so was, sonst ein fataler steifer Bursche, wird neben der lebenswarmen Künstlerin Feuer und Flamme. Die Reden folgen Schlag auf Schlag, der Soufleur ist über-

flügelt, muß das Maul halten. Noch nie dagewesen. Das ganze Personale der Bühne steht gedrängt in den Couliissen und lauscht sprachlos, wie das Publikum im Hause, dem edeln Wettkampf. Auch noch nie dagewesen. Und da endlich der schlechte Kerl vom Fenster sich zurückzieht, die Vertraute sich, um nicht zu stören, in's Gebüsch verliert, der liebhaberliche Bruder zu den Füßen der Königin sinkt und sie ihn liebevoll heraufhebt in ihre Arme, an ihre Brust — da öffnen sich die Schleusen des Beifalls unaufhaltsam; von der Gallerie und aus den Logen strömen Zähren nieder auf das wogende Parquet, und aus allen Kehlen fliegt dafür empor der Jubelruf der Menge, und ein schallendes tausendstimmiges „Bravo!“ Auch noch gar nicht so dagewesen. Inzwischen ändert sich die Scene gewaltig. Mit Hofstaat, Fackeln und Trabanten hält der grausame Ezzelino seinen Einzug. Das überraschte Paar kann nicht entweichen, der brüderliche Liebhaber wird mit Ketten belastet, die bestürzte Königin in einen Kreis von Speeren

gedrängt, die Theaterlampen werfen einen dunkelrothen Schimmer auf die ganze Bühne, der schlechte Kerl reibt sich vergnügt die Hände, der edle Vater wird nicht gehört, das grausame Blutgericht beginnt, und Leo spricht, so zu sagen, fast in jedem Worte aus: „O, ich kann auch ganz ein Teufel seyn!“ — Die Publikümer sind total gespannt, zum Losgehen fertig. Von dem Paradiese herab nießt ein kleiner Junge dreimal. Feierlich! noch gar niemals dagewesen!

Wenn Ezzelino dem edeln Vater das Maul verbietet, so darf er doch mit der Gattin nicht so massiv umgehen. Also will es Wimmerbold. Und Zufunde beginnt ihre Standrede, die kaum zehn Minuten dauert, und dennoch, gleich dem Quecksilber, durchschlägt bei den Zuhörern. Neuerdings tropfen die Thränen, schluchzen und flagen die Frauen, schreien und toben die Männer . . . die Klatsher sind ganz toll und thöricht, und der edle Vater, der höchst überflüssig noch ein paar Sentenzen an die Vertheidigungsrede der Königin zu flicken hat, bedarf einer guten Weile, um

vor dem Lärm der Zuschauer zu Athem und zum Spruch zu kommen. Derweilen flüstert der Hofbösewicht in den König hinein, und Zufunde erwartet, knieend vor dem Throne, ihres strengen Vaters Urtheil, und von dem Dom der Stadt herab läutet die Neunuhrglocke, und am Komödienhaus jagt der Frankfurter Gilwagen, knallt die Peitsche des Postknechts, und während der edle Vater ganz unnöthig Worte macht, sagt Zufunde leise zu dem Thron hinan: „Da kommt mein lieber Mann! Wenn doch ins Himmelsnamen der Trödel da ein Ende hätte!“

Und des edeln Vaters Geschwätz ist gerade aus und vorbei, und der große Löwe erhebt sich kräftig und ruft hinaus, daß alle Wände zittern: „Es sei, wie du gesagt, trefflichste der Königinnen! Zu Ende sei die Prüfung, welche das Geschick Dir auferlegte, um Deine Tugend mitten in der Nacht an's hellste Sonnenlicht zu tragen! Hinweg von mir, Verleumder und Bösewicht! Befreit jenen Mann von seinen Fesseln, Trabanten! Du aber meine Gemahlin, meine Heilige,

komm' an mein Herz, und verzeihe mir die harte Probe, die mein Argwohn Dir auferlegte!" —
Alsdann Arm in Arm mit der hochstaunenden Zufunde vortretend durchs Gewühl der noch heftiger staunenden Schauspieler bis an die Lampen, und stolz hinunterblickend in die versammelte Menge, die, der Mehrzahl nach seit Jahren mit dem Stück vertraut, der unverhofften Wendung ganz verblüfft zusieht, spricht der Großnime:
„Wehe dem, der eines Fürsten Beispiel vor die Welt hinausstellt, um Verblendung und Grausamkeit zu lehren! Mögen schlechte Geschichtschreiber und Dichterlinge die Blindheit der Könige und ihre schlimmen Leidenschaften leichtsinnig der Verachtung der Völker preisgeben . . . Der Lohn wird ihnen nicht ausbleiben!" (So eben wird der Hofrath, der zu schelten angefangen, von einigen Zuschauern hart zurecht gewiesen.) —
„Mögen auch habgüchtige Bühnenführer dergleichen Produkte für Geld sehen lassen, um ihren Beutel zu spicken und ihre wackersten Künstler zu mißhandeln . . . sie werden ernten was sie ge-

ſäet . . .“ (Soeben wurde der Direktor hinausgeworfen, da er auf der Gallerie die Leute zum Pfeifen hatte verführen wollen.) „Ich aber, der König, will Gerechtigkeit üben und Weisheit, und die schönste Krone mir flechten: die Krone der Milde, der Liebe! Wie könnte ich blind seyn gegen die Schönheit, die vor mir auf den Knien gelegen? Wie könnte ich taub seyn gegen die Wahrheit, die unwiderstehlich hervorgetreten mit silbernem Klang aus der unübertrefflichen Rede dieser Frau, die ihrer Zeit Bewunderung und Zierde ist? An mein Herz noch einmal, Du edelste der Musen; und Du, mein Volk, preise laut und aus voller Brust den Sieg der Schönheit und der Frauenwürde!“

Die hinreißende Begeisterung des großen Löwen wirkt übermächtig; noch mehr der Reiz des Neuen. Ein Schauspieler, der ein Stück umkehrt, wie einen Handschuh — der ihm einen fünften Akt amputirt ohne weiteres, als wäre derselbe nie am Leben gewesen! Unerhört! seit Erschaffung der Welt nicht dagewesen! Darum jubelt

das Volk auf der Bühne und das Volk vor der Bühne ganz besessen. Der Souffleur liegt ohnmächtig in seinem Kasten; der Vorhang fällt herab auf einen Wink des Theatermeisters . . . das Stück ist aus. — Zwar begehren mehrere Krähwinkler den fünften Akt, der ihnen so bekannt; aber die ungeheure Mehrzahl der Zuschauer verweist sie zur Ruhe, verbietet ihnen das Schreien und Zischen, greift sie thätlich an. Eine Faustschlacht, worin sich die Polizei mischt, welche das Haus gründlichst leert. Dagegen wird auf der Bühne ein babylonisches Durcheinander aufgespielt. Die Schauspieler und Statisten tanzen fröhlich um den großen Leo her, der ihnen die Arbeit um eine Stunde verkürzt hat. Zufunde aber und Leontine, von ihrem Erstaunen wieder zu sich gekommen, fragen ängstlich in den Künstler hinein: „Bißlsteiger, Bißlsteiger, was hat Er angestellt?“ — Und mit der heitersten Stirne antwortet der große Mann: „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen!“ Nun kommt aber von

einer Seite der Hofrath gesprungen und wimmert:
„Unglücklicher, was haben Sie gethan?“ — „Ich
hab’ gethan, was ich nicht lassen konnte!“ —
Und von der andern Seite schreitet der Direk-
tor ein, mit dem Klageruf: „Magnus, was ha-
ben Sie gemacht?“ — „Bei Gott, es war das
Schlecht’ste nicht, was ich gethan!“ — „Ich
werde Sie verklagen!“ schreit der Hofrath. —
„Ich lache Deiner Drohung!“ — „Sie sind ent-
lassen von Stund’ an!“ schreit der Direktor.
„Verdammt die Hand, die ich in Deinem Dienste
rege!“ — Da nun die beiden Herren mit eini-
gen Anhängern auf den Leo eindringen, der sei-
nem Prinzipal den Königsmantel ins Gesicht wirft,
und sich zur Wehre stellt, so zetern die Weiber
laut auf . . . und plötzlich erscheint eine neue
Person auf dem Kampfplatz, die ohne Umstände
die Exkönigin umarmt, und dabei sagt: „Grüß’
Gott, Zufunde. Das Stück schon zu Ende?
Was gibt’s denn hier?“ — Worauf Zufunde
am Halse des Ankömmlings: „O rette mich,
theurer Palm, o rette uns Alle aus den Händen

dieser Wütheriche!“ Nun stehen zwar die Wütheriche still, und mustern mit großen Augen den Fremden. Dieser jedoch nicht faul, mischt sich in den Streit, und zwar mit Erfolg. Tenoristen könnnnn grob seyn. Auch Palm versteht diese Kunst und bringt die Gegner schnell zum Schweigen. Während dessen klagt Leontine zu ihrem Gatten auf: „Abgedankt! wir sind ohne Brod! O Leo! Bißlsteiger, Deine Hize . . .!“ — „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ antwortet stolz der Großmime. Da packt ihn Einer, aber freundlich von hinten an, und ruft kräftig aus: „Nichts verloren . . . sondern gewonnen an Geld, Ansehen und Ehre!“ — Zurückfahrend, und den Einredner mit finstern Blicke messend, sagt Leo dumpf: „Weh mir, ist das nicht Felleisen, der mir vor einem Duzend Jahren den „dummen Jungen“ gestürzt?“ — „O weh, o weh!“ schreit Leontine auf. Aber versöhnlich streckt der feiste Felleisen (Frida's „Tornister“ oder Büchsenranzen“) seine Hände hin, mit der Bitte: „Wolle mir vergeben, bester Freund! Ich war dazumal

der dumme Junge. Jetzt komme ich aber im Auftrage eines Höhern: des Fürsten von Markland, welcher Dein Talent bewundert, und noch mehr die geniale Wendung, so Du dem schlechten Stück gegeben, das nicht mehr aufersteh'n wird von den Todten! Mein Fürst schickt mich, seinen Cabinetssecretär, Dir die Stelle eines Regisseurs bei seiner Hofbühne mit dem anständigsten Gehalt und mit der Freiheit, alle schlechten Trauerspiele nach Gefallen zu maßregeln, anzubieten.“ — „Ob ich annehme? Ob ich vergebe? An mein Herz, Du lieber Bote, der seinen „dummen Jungen“ so trefflich gut gemacht hat!“

Allgemeine Umarmung zwischen Leo und Felleisen, Palm und Zufunde, Zufunde und Leontine! — Tableau!!!

Da sich die Glücklichen umsehen, sind sie allein. Hofrath und Direktor haben vor dem Heil, welches dem großen Löwen widerfahren, Reißaus genommen. Und still und selig wandert Leo mit Leontine nach Hause, küßt seine Kinder und schmaust wie ein König, schlummert wie ein König, und

steht als ein angesehener Hoftheater-Regisseur wieder auf. — — —

Seit jener Zeit ist Wimmerbold's „Ezzelino“ in Krähwinkel nicht mehr aufgeführt worden. — R. J. P.!

Ein Soldatenmährchen.

Laßt mich einen Schluck nehmen, ehe ich anfangen zu erzählen. Die Kehle ist mir trocken geworden; die Luft ist rauh im Märzmonat und verursacht Durst. Jedenfalls ist's aber besser, ich erzähle Euch etwas bis zur Patrouille und Ablösung, da der Herr Lieutenant doch nicht will, daß wir schlafen. Auch ist der Herzkönig aus den Karten verloren gegangen, und ohne Herzkönig spielt sich's nicht. Darum — wenn der Sergeant es erlaubt — fange ich an, und will nicht gestört seyn, weder von Schnarchern noch von Hustern. Es ist eine schöne Geschichte, und just aus der Zeit vom königlichen Leib-Grenadier-Regiment, lange bevor ein ganz ordinäres Linien-

Infanterie-Regiment Nummer Eins daraus gemacht worden.

Blic noch einmal, das waren Kerle! Wie die Eichbäume, sage ich Euch. Alle ferngesund, frisch wie das Auge im Kopf, schmuck wie die Prinzen. Ich habe sie zwar nicht gesehen, mein Vater hat sie auch nicht mehr gesehen; aber mein Ur-Großvater wäre beinahe selber ein Leib-Grenadier geworden. Doch fehlten ihm dazu zwei gute Zoll Länge; denn sechs Fuß und vierundzwanzig Jahr hat ein jeder gemessen auf ein Haar. Sie kamen daher als wie Lilien in ihren weißen Jacken, und ihre Mützen waren von gelbem Blech, das da funkelte wie eitel Gold. Des Königs Töchter liefen immer ans Fenster, wenn sie ausrückten, und waren verliebt in Alle mit einander.

Zu selbiger Zeit war in dem Regiment ein Gefreiter, der Schönste unter den Schönen. Weil er eine sehr wohlklingende Stimme und lustige Gemüthsart hatte, hießen sie ihn nur den Bruder Nachtigall. Wo er war, ging's lustig und lebendig her, und wenn er sang, so tanzten alle

Grenadiere; in der Kaserne, auf der Hauptwache, im Lager und auf dem Marsche. Der Oberst hatte ihn zum Fressen lieb, und der Oberst-Lieutenant und vom Hauptmann bis zum Fähnrich alle Officiere, und mehr als einmal war von ihm an des Königs Tafel geredet worden, und oft hatte der König gesagt: Ich möchte doch nur einmal den Bruder Nachtigall kennen lernen. Doch hatte dazumal der König dazu keine Zeit; es war Krieg in aller Welt, und oft mußte der König um zwölf Uhr Mittags noch nicht, wo er zu Nacht speisen würde.

Also: alle Herren Officiere und das ganze Regiment hatten den Nachtigall zum Fressen lieb; nur nicht der Major. Jener Major war überhaupt ein böser Mann, trug den Hut immer auf Krakeel und den Zopf windschief. Von seinen schlimmen Streichen wäre ein ganzes Buch dick voll zu schreiben; ich will Euch nur den kleinsten derselben erzählen, und Ihr werdet gleich genug haben: der Major war ein Franzos.

Der Major also, der Franzos, konnte den

Nachtigall nicht leiden, und zwar, weil derselbe eine Schwester hatte, und diese Schwester war eine Marktenderin beim Leib-Grenadier-Regiment, und hatte das Recht vom König, eine Mütze zu tragen, wie die Grenadiere selber, was ihr sehr gut zu Gesicht stand, indem sie das völlige Maß hatte, und war eine Eichbäumin von einer Weibsperson. In diese Schwester war der Major bis über die Haut hinaus verliebt; aber da kam er schön an! Die Marktenderin war ein braves Mensch und mit dem Maul und mit der Hand nicht links. Auch borgte sie den bösen Zahlern nicht, und der einzige böse Zahler im Regiment war eben der schlechte Major.

Daneben hatte sie einen Liebhaber, einen Herzensfreund von ihrem Bruder, der beinahe so schön sang wie der Nachtigall. Darum hieß er Lerche, und die Grenadiere wußten nicht, wen sie lieber hatten, den Nachtigall oder den Lerche.

Nachdem der Major genugsam gesehen, daß er bei der Marktenderin nicht ankam, so nahm er sich vor, sich bitterlich zu rächen. Nun konnte

er nicht an die Markfetenderin, und an den Nachtigall traute er sich nicht; so spitzte er es also auf den Lerche, indem er wußte, daß dem Nachtigall und seiner Schwester kein größeres Herzeleid angethan werden konnte, als wenn dem braven Lerche etwas Uebles geschah.

Von Stund' an suchte und fand der französische Satanas die Gelegenheit, die er brauchte. Das war immer bei der Inspection. Wenn die Mannschaft unterm Gewehr stand, blühweiß und goldgelb, daß es nur so bligte, und der Major ging durch die Glieder und visitierte, und hatte an Keinem was auszufegen, so blieb er richtig bei dem Lerche stehen, tippte ihm auf den Armel oder den Rücken und sagte: Kerl, da hast du einen Flecken! — Und richtig saß auch immer ein kohlschwarzer Flecken auf der blühweißen Montur, nicht anders, als hätte der Schwarze mit seiner rußigen Ofengabel dort herum manövriert. Und immer setzte der Major hinzu: Kerl, du sollst die Schwernoth friegen, und marsch mit dir in Arrest! Dann saß der Lerche anfänglich einen

Tag, dann dreimal vierundzwanzig Stunden im Schatten, und endlich stieg die Prison bis auf acht Tage, und so lange der arme Lerche auf der Stockwacht saß, konnte er seinen Schatz nicht sehen; und kam er wieder aus dem Loch, so setzte es gleich am nächsten Morgen wieder einen schwarzen Flecken, und der Tanz ging von vorn wieder an.

Die Kameraden, die da wußten, wie sorgfältig und blank der gute Lerche all sein Zeug putzte, behaupteten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Was wollten sie aber thun? Der Major war einmal in seinem Recht, und dann ein hoher Officier, und endlich einer von Adel. Dazumal konnten nur Adelige Officiere werden, und es war nicht wie heute, wo auch ich Officier werden kann, wenn's Krieg hat, und wenn ich einmal einem General oder einer Festung das Leben rette, und wenn ich Protection habe, und wenn nicht etwa ein Anderer von besserer Herkunft da ist, der mir vorgeht. Demnach hieß es: das Maul gehalten! und der Nachtigall hielt es wirklich,

doch kochte es in seinem Herzen vor eitel Galle und Verdruß, und die Marktenderin war vollends aus dem Häusel.

Gott segne mir aber die Weibsteute. Helf' Gott, Thomas, 's ist wahr! Wo der Teufel seinen feinsten Faden spinnt, stipigt ihm ein verschlagen Weibsbild die ganze Kunkel weg. Mit andern Worten: Was unser Herrgott nicht bringt an die Sonnen, das bringt ein scharfsichtig Weibsbild an den Tag. — So sagt eines Mals die Schwester zum Bruder: Nachtigall, ich hab's. — Was denn? — Das Schelmenstücklein, wie dem Lerche immer ein Flecken auf die Montur gehegt wird. — Ah, rück' damit heraus. — Nichts da; du sollst es selber mit ansehen. In acht Tagen kommt der Lerche wieder aus der Prision heraus. Am nächsten Morgen ist Inspection, und wenn du dich krank melden thust, so kommst du ins Spital, und aus dem Spital witschest du dann heimlich in meinen Schank, und mein Fenster geht jußt auf den Kasernenhof. Da sollst du dein blaues Wunder sehen. — Gut; aber wenn du

mir einstweilen sagtest . . . (so sagte der Nachtigall, dem schon vor Neugierde und Rachsucht die Haare tropften), so wüßte ich doch etwas? — Die Schwester wiederholte jedoch ihr trocknes „Nichts da!“ Du könntest das Maul nicht halten, und ihr Mannsleute seyd lauter Klatzbrüder, und die acht Tage sind noch lang, und indessen würd' es dem Major kalfaktert, und wir erwitschten ihn nicht mehr auf der That! Punktum und Links um fehrt, Marsch!

Der Nachtigall ging aufs Commando, dachte jedoch in seinem Sinn: Wie kann nur die Schwester bei der Sache so ruhig seyn und hinterm Berg halten! Mit der Ruhe seiner Schwester war's aber nicht viel, denn sie mußte, als der Bruder wegging, alsogleich hinter der Thür einen guten Schluck Bittern nehmen, sonst wäre sie ohnmächtig geworden. Das Ding griff sie höchlich an, und darum schonte sie auch den Bittern nicht, und sagte dabei: Das Viertele soll mir zu Gift werden, wenn ich nicht den Major überm sauern Bier ertappe! und beim zweiten sagte sie:

Der Brenz soll mein Tod seyn, wenn ich's nicht durchsehe! und beim dritten sagte sie: Ich will nicht gesund vom Platz gehen, wenn der schlechte Major nicht Alles verspielt! Dann sagte sie nichts mehr.

Der Nachtigall schwieg ebenfalls und sang nicht mehr und war ganz mauderig. Aber so vielmal auch die Kameraden aller Orten die Köpfe zusammensteckten, so plauderte er doch das Geheimniß, das seine Schwester allein wußte, nicht aus. So wurde denn noch achtmal der Zapfenstreich geschlagen und die Reveille, und endlich, wie Alles ein Ende hat, so kam der Lerche, der gar nicht begriff, was er von seinem Unglück halten sollte, wieder aus der Prision, und am andern Tage war Parade, und zuvörderst Inspection.

Am Abend zuvor hatte sich Nachtigall schon krank gemeldet und war ins Spital geschickt worden, und der Feldscheer hatte gesagt: Der Nachtigall hat's auf der Brust, und wenn er sich ferner gegen das Ueberlassen wehrt, so ist er kaput. Die Krankheiten sind die ärgsten, die man im

Patienten gar nicht g'spürt. Dann stellen sie sich, als wären sie die Gesundheit selber, und nur das Aderlassen bringt den Kranken so herunter, daß er entweder wieder langsam aufkommt oder doch sanfter abscheidet, als ohne ärztliche Beihülfe.

Das ganze Regiment war erschrocken über die gefährliche Krankheit des guten Nachtigall, und der Kapellmeister wollte schon einen Extra-Trauermarsch aufsetzen, und die Tambours wollten die Trommeln dämpfen, und die Blechbläser ihre Possaunen und Hörner. Nur der Major war innerlich froh und dachte: Wenn der unleidliche Kerl abstirbt, so will ich auch den Lerche besser als jemals in den Pech setzen. Er muß vom Regiment, und wenn er . . .

Ich mag nicht mit Worten wiederholen, was der böse Major sagte; aber oft flucht sich Einer selbst das Elend in die Gurgel. Dem Major ganz nahe im Hinterhalt lag das Unglück als ein Minengräber; denn wer dem Andern eine Grube gräbt . . .! das ist ja eine alte Geschichte, und

eins von den zehn Geboten, wie ich noch aus der Kinderlehre weiß.

Und wie der Parademorgen kommt, so geht's „Zauderumdum, Zauderumdum“ durch die ganze Kaserne, und mit dem Schlag sieben Uhr stehen alle Leib-Grenadiere wie die Felsen in Reih' und Glied. Der arme Lerche hatte sich von zwanzig Kameraden hinten und vorn, oben und unten betrachten lassen, und alle hatten gesagt: Heut ist kein Unthätele an dir, und wenn du heut abermals gestraft würdest, so müßte es mit dem leibhaftigen Erzfeind selber zugehen.

Der franke Nachtigall hatte sich indessen wirklich in den Schanz seiner Schwester geschlichen und güggelte durchs kleine Fensterchen hinter dem Vorhang hervor und hatte just die Aussicht auf die Patrontaschen des Regiments, und sein Herzensfreund und künftiger Schwager stand in der hintersten Reihe, und kein Unthätele war an ihm. Jetzt ging's an die Inspection. Der Major kam langsam daher, und sein Hut saß schief als sonst, und sein Zopf krümmte sich, wie eine Schlange,

die ihren Sprung machen will. Es war mit ihm nicht geheuer. Doch mußte natürlich Keiner, und Alle waren in Ordnung. Aber sobald die Reihe an den Kerche kam — was thut der heillose Franzos? Er bückt sich geschwinde, streicht mit seinem Schelmenfinger über seinen gewichsten Stiefel — dazumal wischte man noch mit Kienruß und Eierflar — und mit selbigem beschmutzten Finger tippt er — weiß Gott! auf den Armel des Kerche, und sagt dazu: Er soll die Schwernoth kriegen, Kerl! da hat Er wiederum einen Flecken auf der Montur!

Nun . . . der Spektakel! das Regiment hat unterm Gewehr gemurrt, und der Nachtigall, nicht faul, schreit aus dem Fenster, daß der Major selber den Anschwärzer gemacht, und der Kerche, der abermals in Arrest marschiren sollte, nimmt auf einmal, nach langer Geduld, — er war ein Sachsenhäuser von Natur und ein rechter Stierkopf, wenn er anfing — den Handel frumm, und „Wupp dich“, hat der Major ein paar Streiche auf den Backen, und das ganze Regiment fällt

schier unterm Gewehr in Ohnmacht. Der Nachtigall war natürlich halb todt, und seine Schwester zu drei Viertheil begraben in der fortgesetzten Bitterkeit ihres Schicksals; denn so dumm seydt Ihr nicht, um nicht zu merken, daß der Lerche jezo sein junges Leben verwirkt hatte, bis an den Hals.

Nun: beim Kriegsgericht vor der Trommel geht's schnell, und im Krieg pressirt's noch mehr. So geschah es, daß schon am Abend der arme Lerche an den Galgen gesprochen war, und am andern Tage begnadigte ihn der Feldmarschall zu Spießruthen durch dreitausend Mann zehnmal auf und zehnmal ab, auf Leben und Tod. Das mußte dazumal ein Stück Vieh umbringen, geschweige einen Menschen und Grenadier.

Der Nachtigall und das ganze Regiment hätten gern vor dem König einen Dreitausendmann-Fußfall gemacht; allein wo steckte der König? das wußte kein Mensch. Bei einer Bataille oder Belagerung oder auf der Reconnoßcirung — wer konnte das errathen? Mittlerweile verging die

Zeit, und der Major drängte natürlich auf die Execution, und die Spießruthen lagen schon da und durften nicht dürr werden.

Da verschwor sich das ganze Regiment, vom Corporal abwärts, und nahm sich vor, expreß dem guten Kerle nichts zu leide zu thun. Und wie er daher kam im Sonnenaufgang — die Hände waren ihm gebunden, der Rücken bloß gemacht, und in den Mund hatte man ihm eine Flintenkugel gesteckt, um darauf zu beißen, als auf eine harte Nuß — und der Major selber zur Execution commandirte, so knickten alle Grenadiere ihre Ruthen ab, und strichen den Läufer so leischlich an, daß er vermeinte, in einem kühlen Wäldchen zu spazieren, und bei sich fröhlich dachte: Ei, da will ich ja gern zwanzigmal auf und ab gehen, und noch ein paarmal drein, zu meinem eigenen Plaisir! — Auch der Nachtigall war fröhlich, und seine Schwester versprach in ihrer Freude allen Compagnieen durch die Bank einen Hauptkümmerl von der feinsten Sorte.

Aber das machte dem Major kein Plaisir,

und er sagte nach dem zweiten Gange: Holla, frische eingeweichte Ruthen her, und wehe dem, der seine Ruthe knickt und nicht drein haut, als wäre der Verbrecher ein Sack voll Nüsse! Und Ihm, Hasenfuß, will ich das Springen schon vertreiben!

Wer alsobald frische Ruthen austheilen läßt, fingerdick wie Korporalstöcke — wo noch die Korporale Stöcke tragen — und wer zugleich ein Detachement von acht Mann commandirt, zwischen denen der arme Lerche zu gehen hatte, im langsamen Schritt — wäre er geschwinder gegangen, so hätte er sich gespießt an dem Bayonnet der Vordermänner oder wäre so zu sagen gespißt worden von den Hintermännern, die mit gefälltem Gewehr marschirten — das war der Major. Und dem armen Schelm von Lerche fiel der Rippel vor lauter Angst, und man sah ihm nur mehr das Weiße vom Auge. Der Tambour schlug aber sein langsames „Pum, pum, pum!“ Was war da zu thun? Nachtigall wußte nicht Rath.

Aber da war unter der ersten Compagnie

einer von Neustadt an der Gard, feß und grob nach Pfälzer Art, und von Profession noch oben-drein ein Schneider, der immerdar das Maul vorne dran hat; und derselbige schrie mit Einem Male: Was will er uns thun, uns dreitausend Mann, wenn wir nicht pariren? Den möchte ich sehen, der das Leib-Grenadier-Regiment ins Loch steckte! Dem Kerche soll einmal nichts geschehen; aber der Franzos soll die Kränk kriegen!

Und als ob sie's verabredet gehabt, alle Dreitausend, so peitschten sie jezo mit ihren Korporalsstecken auf den Major selber los, der ganz frech vor dem Peloton herging, und ehe sich's der saubere Herr versah, ließen ihn die mit den Bayonetten nicht mehr vorwärts, nicht rückwärts, und durch die Reihen konnte er nicht brechen, und so bekam er selber Streich für Streich, was der Kerche hätte kriegen sollen. Er hatte zwar seinen Rock an, aber die Streiche gingen doch durch und durch, und schon am Ende des ersten Ganges fiel er elendig um und mußte ins Spital gebracht werden. Dort half ihm der eigene Gift

und des Feldscheers Adlerlaßschnepper vollends in die Ewigkeit und auf des Teufels Hauptquartier.

Während der Execution war der Kerche flüger Weise durchgegangen, und vorläufig desertirte er zu den Franzosen, die ihn natürlich mit offenen Armen aufnahmen. Er soll sogar ein paar mal beim Franzosenkönig zu Mittag gegessen haben, und für ihn seyen ganz expreß Leberknöpfe mit Sauerkraut gemacht worden, heißt es, und Appelpfein habe man ihm auch zu trinken gegeben . . . doch weiß ich das nicht ganz gewiß.

Was geschah aber beim Regiment? Die Officiere hatten dem Spektakel nicht zusehen mögen und waren nach Hause gegangen. Weil auch nachher der Major gestorben, den sie alle nicht hatten ausstehen mögen, und sie dem König nicht ein Herzeleid wegen seines Leibregiments machen wollten, so zogen sie vor, Alles zu vertuschen. Damals gab's noch keine Zeitungen, die jede Lumperei in alle Welt hinausplaudern und über Freund und Feind hergehen wie über Heiden und

Hottentotten. So erfuhr also der König nichts, und das war recht.

Was indessen den Herren Officiern nicht recht, das war, daß der Lerche zum Feind desertirt war. Das sey eine Schande fürs Leib-Regiment, meinten sie, und der Lerche müsse wiederum unter seine Fahne zurück, sonst seyen die Grenadiere sammt und sonders in Verruf, und kein Hund werde sie mehr anwedeln wollen.

Der Nachtigall, darüber befragt, sagte, er denke wohl, den Lerche wieder zuwege zu bringen, doch müsse derselbe vorher pardonnirt werden, sonst könne man sich nur immerhin das Maul wischen.

Die Herren Officiere sagten: Der Nachtigall ist gescheidt und hat Recht; aber wie das anfangen mit dem Pardon? — Hierauf steckte sich Nachtigall in die große Montur und ging zum Hauptmann von Lerche's Compagnie, und sagte: Gestrenger Herr Hauptmann, ich bitte um Pardon für meinen Herzensfreund und künftigen Schwager Lerche von Sachsenhausen. — Der Haupt-

mann aber antwortete: Ich kann nicht pardon-
niren. Melde Er Sich beim Major.

Das war eine Kunst; es war noch kein fri-
scher Major da. Der Nachtigall war aber ge-
scheidt und ging zum Oberst-Lieutenant und sagte:
Gestrenger Herr Oberst-Lieutenant, ich bitte um
Pardon für meinen zukünftigen Schwager und
langjährigen Herzensfreund Lerche von Sachsen-
hausen. — Worauf der Oberst-Lieutenant, wie
schon der Kapitän, sagte: Ich kann nicht par-
donniren. Melde Er Sich beim Herrn Obrist.
— Auch dieses that der gute Nachtigall und sagte
zum Obrist: Gestrenger Herr Obrist, ich bitte um
Pardon für den Lerche von Sachsenhausen, mei-
nen Schwager, so Gott will, und meinen Her-
zensfreund seit langen Jahren, Gott sey Dank.

Aber der Obrist zuckte die Achseln und sagte:
Ich kann nicht pardonniren. Melde Er sich beim
Feldmarschall. — Das war wieder eine Kunst,
denn der Feldmarschall war indessen von den Fran-
zosen gefangen worden, weit hinter Paris. Als
der Nachtigall dem Obrist das bemerkte, so zuckte

dieser wiederum mit den Achseln und sagte: Da weiß ich nur noch den König, lieber Nachtigall.

Dieser, schnell entschlossen, sagte darauf: Das ist mir Eins. Komme ich über den Hund, komme ich auch über den Schwanz. Ich will an den König gehen, wenn ich Urlaub friege, und so Gott will, vom ganzen Regiment die Schande abwehren.

Deß belobte ihn der Obrist, unterschrieb ihm den Urlaub, drückte das große Grenadier-Siegel darunter, und wünschte dem ehrlichen Nachtigall eine glückliche Reise in die Residenz.

Nachtigall machte sich noch einmal mit seinen Zimmer = Cameraden bei seiner Schwester lustig, sang seine schönsten Lieder, tanzte mit sechs Jungfrauen und ging am andern Morgen in der schönsten Montur auf die Wanderschaft. Sein kleines Bündelchen trug er an seinem breiten Säbel und pfiß und sang, daß alle Vögel im Lande rebellisch wurden. Eine echte Nachtigall versuchte, ihm nachzupfeifen, aber gleich nach dem dritten Liedchen fiel sie todt vom Zweig zur Erde. Der Verdruß,

nicht so schön singen zu können, wie der schöne Grenadier, hatte sie kaput gemacht.

Es war heiß und viel staubig, und Nachtigall machte zwar große Tagemärsche, aber die Residenz war eben weit, und wo er ins Quartier kam, mußte er herhalten, entweder zechen und singen mit den jungen Burschen, oder tanzen mit den schönsten Dirnen, und zwanzig Mal hätte er sich unterwegs verheirathen können, so sterblich verliebt wurde gleich in ihn, was nur ein Nieder trug und eine Schürze vorhatte. — Doch dachte er stets an seinen Lerche und an seine Schwester hinter ihrem bitteren — Kummer. Daher fand er endlich selber, daß er sich zu lange unterwegs aufhielt, und commandirte sich einen Nachtmarsch. Es ging durch eine große Waldung, und die Nacht ist sonst kühler als der Tag. Das wußte Nachtigall ganz perfect vom Wachtdienst her. Aber diesmal ging's als wie verhext. Die Nacht war schwül, und als es völlig dunkel geworden, kam ein Gewitter mit Blitz und Krach, mit Regen und Sturm. In einer halben Stunde war

der Grenadier durch und durch patschnaß. Es half nichts, daß er einen Wagen anrief, der an ihm vorbei schnurrte. Die Leute darinnen hielten den weißen Grenadier für ein Waldgespenst, und die Pferde thaten's ihnen nach und rissen aus, als hätten sie feurige Kohlen in den Ohren.

Und so wie ich da von Kohlen rede, und der Nachtigall sich trostlos umschaut im finstern Walde und bei sich denkt: Wäre doch nur wenigstens eines Kohlenbrenners Hüttlein um die Wege! da steht er von fern ein Licht und geht darauf zu, und richtig steht er nach einer Viertelstunde vor einem Köhlerhäufel. Es war zu; aber darinnen waren Leute und auf deren „Werda?“ antwortet der Nachtigall herzlich: Gut Freund von des Königs Leib-Grenadier-Regiment!

Natürlich hat der Köhler gleich Respect gehabt und sein Weib gleich gesagt: Den lassen wir herein, daß ich doch auch einmal einen von des Königs Leib-Grenadieren zu sehen friege! — Somit ist der Nachtigall unverzüglich im Hause gewesen, und ihm sagt der Köhler: Weil's doch

heut nicht zu regnen aufhören wird, so könnt Ihr in unserm Bett schlafen, und wir legen uns ins Heu; zuvor aber wollen wir mit einander zu Nacht essen. Wir wollten uns eben dazu niederlegen. Beliebt's, Herr Leib-Grenadier?

Da mußte mein Herz ein Narr sein, wenn ich da „Nein“ sagen wollte, versetzte Nachtigall, und machte sich's möglichst bequem, streifte die Hemdärmel auf und aß, als hätte er gedroschen. Die Kartoffeln waren gut geröstet, die saure Milch war recht erfrischend, das Brod beinahe so gut wie aus der Commisbäckerei, das Wasser hell wie Wein und der Kirschengeist klar wie Wasser und stärker als alles Getränk der Marktetenderin. So saß der Grenadier weiß wie ein Engel in der ruhigen Stube, und es ging ordentlich ein Schein von ihm aus, und an seiner Fröhlichkeit ergözten sich die alten Leute, als wäre ihnen ein lieber Sohn holzgrad vom Himmel gefallen.

Nachtigall hatte eben das schöne Lied angestimmt: „Prinz Eugen der edle Ritter“ . . .

da geht's an der Thür: Poch, poch, macht auf um Gottes willen!

Die alten Köhlerleute erschrafen; aber der Grenadier, der ein Feld voll Teufel nicht fürchtete, wenn sie um Gotteswillen Quartier verlangten, nahm den Säbel zwischen die Zähne, das Licht in die eine Hand, und mit der andern machte er die Thür auf. Da kam ein Herr in Jagduniform herein, grün mit Gold, und von seinem Federhüttlein ging das Wasser nieder wie ein Bach, und der Herr schwamm ordentlich in seinen Stiefeln. Es war zum Erbarmen.

Der Herr war nicht mehr jung und sehr erschöpft; daher sagte er nach einem großen Compliment vor dem Leib-Grenadier und einem ziemlich nassen Handschlag an die Köhlerleute: Ich bin ein fremder Edelmann, dem das Pferd davon gelaufen, und kann in diesem Wetter nicht weiter reisen. Wollt Ihr mich nicht über Nacht behalten? Ich gebe Euch dafür gern einen Ducaten, wenn nur nicht der Regen meinen Geldbeutel aus dem Sack geschwemmt hat.

Während er so sprach, suchte er nach dem Beutel, und brachte ein armselig Würmchen hervor und seufzte dabei; aber der Köhler, der brave Mann, sagte ihm: Geld oder nicht Geld. Hier ist kein Wirthshaus für's Geld, aber ein ehrlich Dach für ehrliche Leute, und es steht Ihnen zu Diensten. Doch haben wir unser Bett schon diesem tapfern Grenadier abgetreten, und wenn Sie nicht auf'm Heu schlafen wollen, wie wir thun, so machen Sie's mit dem Herrn Soldaten aus.

Ich bin auch einmal vor Zeiten Soldat gewesen, sagte hierauf der Herr, und will schon mit dem halben Bett fürlieb nehmen, wenn mich der Herr Unterofficier da aufnehmen will.

Das schmeichelte dem Nachtigall, und er sagte: Abgemacht; es wird mir eine sonderbare Ehre sein.

Wie jedoch der nasse Herr darauf sagte: „Schönen Dank, Herr Feldwebel!“ so antwortete ihm Nachtigall ernsthaft: Ich will nicht heißen, was ich nicht bin. Bin nur Gefreiter, und damit Zuck.

So, so! machte der Herr und fing zu essen

an, was noch auf dem Tisch stand: Sie haben so ein feldwebeliges Aussehen, daß ich meinte . . . jedoch was nicht ist, kann schon noch werden, und wer weiß, ob Sie nicht schon jezo auf dem Beförderungszettel stehen!

Ach, ich hab' den blauen Teufel vom Avancement! sagt hierauf der Nachtigall und trinkt einen feinen Schluck; jezt gilt's eine ganz andere Bescherung.

Wie denn nun die Köhlerleute auf diese Rede die Ohren weit aufmachten und auch der fremde Herr sehr neugierig fragte: „Was denn für eine Bescherung?“ so trank der Grenadier noch einmal, um sich freimüthiger anzustellen, und erzählte ihnen von seiner Schwester und ihrem Liebhaber, seinem Freund Lerche und von dem bösen Major und dessen schlechten Praktiken, und von dem schlimmen Ausgang desselben Majors, und von dem Leidenwesen des ganzen Regiments um den braven Lerche, der gern seinen Bardon hätte. — Und so bin ich, sagte Nachtigall wiederum nach einem frischen Trunk, zum Hauptmann gegangen und

habe ihn um Pardon gebeten; aber der hat mich zum Oberst-Lieutenant geschickt, und dieser zum Obrist, und Alle haben nicht pardonnirt, und so bin ich jetzt auf dem Weg zum König, der allein da helfen kann und pardonniren wird. Es lebe der König!

Da thaten alle Zuhörer von Herzen Bescheid. Aber der fremde Herr fragte auf einmal: Wenn nun aber der König selber nicht pardonnirt?

Jetzt machte Nachtigall ein überraschtes Gesicht, zwinkerte mit den Augen so recht überzwerch den fremden Herrn an und fragte entgegen: Hat der Herr was gesagt?

Und da der Herr wiederholte: „Wenn nun aber der König selber nicht pardonnirt?“ so schlug Nachtigall auf den Tisch, daß Alles zitterte, und sagte: Ei, da soll ihn ja der leidige . . .! und so weiter, was ich nicht mit Worten von mir geben will, weil es gegen den Respect wäre. Aber Nachtigall hat sich kein Blatt vors Maul genommen. So war er nun einmal, wenn er freimüthig wurde.

Die Zuhörer waren ganz bestürzt, so wie Ihr es jetzt seid, und der alte Köhler sagte nichts, als: Wenn jezo der König das gehört hätte! — Der Grenadier stand indessen auf, wickelte seinen Schnurrbart wie ein Husar — mit den Fingern nämlich und nicht mit Wachs — und sagte: Allerseits gute Nacht.

Er legte sich schlafen, und der fremde Herr that wie er, und Beide machten ein gutes Schläfchen; vor Allem der Nachtigall, der erst aufwachte, als ihn der fremde Herr nach und nach dergestalt aus dem Bett manövrirt hatte, daß er plötzlich auf der Diele lag, ehe er wußte, wie ihm geschah.

Nichts für ungut, sagte der grüne Herr, der jetzt selber erwachte und mit Stiefel und Sporen aufstand; ich habe einmal die Gewohnheit, etwas unruhig zu schlafen, und bin ein schlechter Bettcamerad.

Der Grenadier rieb sich die Schultern und die Nase, antwortete aber fröhlich — die Sonne schien hell herein und die Vögel pfliffen schön Wetter —: Ei was, einem Schlafcameraden muß

man nichts übel nehmen. Reisen Sie glücklich, und fangen Sie wieder Ihr Pferd ein, wenn's möglich ist.

So machte der grüne Herr sein Compliment und ging davon. Nachtigall putzte sich auf und ging auch davon. Nachtigall ging rechts durch den Wald auf die Landstraße. Der grüne Herr ging links durch den Wald auf einen Richtweg. Auf dem letztern war er noch nicht lange fortspaziert, so glitzerte es von fern goldig durch den Forst, als ob eine Compagnie von Sonnen dahermarschirte, und darüber flatterte es weiß, als ob auf jeder Sonne ein Schwan stände und mit den Flügeln die Lüfte aus einander wehte . . . und sobald die Sonnen und Schwäne näher kamen, so bliesen viele Jagdhörner ihr lustiges „Trarah!“ und die Sonnen waren eitel goldbeblechte Jäger zu Pferd, und die Schwäne waren ihre schneeweissen Federbüsche, und beim Anblick des grünen Herrn sprangen alle Jäger von den Pferden und schwenkten ihre Hüte und riefen: Es lebe der König!

Der nasse grüne Herr war allerdings der König in höchsteigener Person und Majestät.

Er stieg auf seinen Schimmel, von dem er sich im Sturmweather verirrt gehabt, und ritt gnädig und wohlgemuth mit seinem Hofstaat heimwärts. — Apropos! sagte er zu seinem Hofmarschall und seinen Kammerherren: wenn heute oder morgen ein Leib-Grenadier ans Schloß kommt — steht so und so aus, hat so und so viel Zoll, heißt so und so, und spricht Dies und Das — so soll er eingeführt, ich aber benachrichtigt werden alsogleich, bei Strafe. Das ist mein Wille! — Der ganze Hofstaat bückte sich gehorsam, denn der König sackelte nicht lange.

Indessen kam Nachtigall nicht heute und nicht morgen in der Residenz an; warum? Seine Beine streckten nicht, wie des Königs Pferde. Aber übermorgen kam er an, und hatte sich im letzten Nachtquartier gewaschen und gekreidet und aufgedonnert, daß die ganze Residenz, Häuser und Gassen und Kirchen verwundert stehen blieben, als er durch sie nach dem königlichen Schlosse

ging, allwo er muthig anklopfte. Die Schildwacht rief: Wer da? Nachtigall sagte: Gut Freund! und: Belieben Sie ein bißchen zu verziehen! sagte ihm der Oberpförtner, nachdem derselbe den Grenadier von oben bis unten eine Weile angesehen.

Dann rief er den Fourier; derselbe rief den Trabanten; derselbe rief den dritten Kammerdiener; der dritte rief den ersten; der erste rief den Kammerherrn du jour; der Kammerherr rief den Hofmarschall, und der Hofmarschall ging zum König hinein und rapportirte: Unterthänigst zu melden! draußen steht oder sitzt einer von Ew. Majestät Leib-Grenadieren, steht so und so aus, und hat so und so viel Zoll, heißt so und so und redet Dies und Das . . .! Ew. Majestät befehlen . . .?

Da wurde der König heiter, ging in seine Garderobe-Kammer, hängte den großen Hermelin-Mantel um, nahm in die Hand seinen schönsten Zepher, setzte auf den Kopf seine Krone mit Edelstein und begab sich, gefolgt vom ganzen

Hofstaat, viele Hundert Mann in Festtags-Montur, in den Thronsaal, wo er sich auf eben den genannten Thron niederließ. — Hierauf wurde Nachtigall hereingeführt.

Sapperment! da schaute er, der Leib-Grenadier! da gab's auch was zu schauen! Ein Hofstaat von vielen Hundert Mann, und mitten drinnen, wie der Buzen im Apfel, der König, ganz voll von Diamant und Karfunkel! — Doch verblendete die Pracht unsern Nachtigall keineswegs, und da ihn der Hofmarschall mit Was? Woher? und Wozugegen? angeredet, so nahm er seine Courage zusammen und erzählte unerschrocken von seiner Schwester und ihrem Liebhaber, seinem Freund Lerche, und von dem bösen Major und dessen schlechten Praktiken, und von dem schlimmen Ausgang desselbigen Majors, und dem Leidenwesen des ganzen Regiments um den braven Lerche, der gern seinen Pardon hätte. — Und so bin ich, sagte Nachtigall immer herzhafter, zum Hauptmann gegangen und habe ihn um Pardon gebeten; aber der hat mich zum Oberst-

Lieutenant geschickt und dieser zum Obrist, und Alle haben nicht pardonnirt, und so bin ich jetzt gekommen zu meinem Herrn und König Majestät, der allein hier helfen kann und pardonniren wird. Es lebe der König!

Das riefen nun alle Zuhörer von Herzen mit. Aber der König fragte auf einmal: Wenn nun aber der König selber nicht pardonnirt? — Wor- auf eine große Stille eintrat.

In Wahrheit hatte jedoch der wackere Nach- tigall schon lange in dem König den nassen grü- nen Herrn aus dem Walde wieder erkannt, und schier hätte er abermals mit den Augen so recht überzwerch den Allerdurchlauchtigsten angezwinkert und gefragt: Hat der Herr was gesagt?

Doch nahm er sich redlich zusammen, fuhr mit der Hand salutirend an seine funkelnde Messing- müze und antwortete ohne Furcht und Frechheit: Was einmal gesagt, ist gesagt, Majestät. Aber einem Schlafcameraden muß man nicht gleich Alles übel nehmen!

Jetzt hob der König an zu lachen, daß ihm

der Bauch wackelte und unter ihm der Thron-
fessel, und daß die Krone ihm auf dem Haupte
hin und herging, wie ein Perpendikel. — Und
der Hof lachte endlich pflichtschuldigst mit, ohne
zu wissen, warum. Und endlich lachte auch der
Nachtigall mit von Herzen; er wußte aber, warum.

Deine Sache ist gewonnen, sagte der König:
dein Freund und Schwager ist pardonnirt und
soll nur machen, daß er bald von den Keskedi*)
seinen Abschied nimmt. Ich mach' ihn zum Ge-
neral-Marketender in meinem Hauptquartier. Du
aber, Nachtigall, bist, wie ich gesagt, von vor-
gestern an Feldwebel in deiner Compagnie. Ich
freue mich, endlich deine Bekanntschaft gemacht zu
haben, und lade dich hiemit auf einen Löffel
Suppe ein. — Wird mir eine sonderbare Ehre
sein, erwiderte Nachtigall: wenn's auch etwas
mehr ist, als nur ein Löffel voll.

Dergestalt wurde ein großes Fest gegeben;
hat drei Tage lang gedauert, und der Nachtigall

*) Qu'est-ce-que-dit, Spottname.

mußte an Einem fort das schöne Lied: „Prinz Eugen der edle Ritter“ singen, bis der König und sein Hof es auswendig konnten. Zum Schluß kam noch der Lerche aus der Desertion und die Schwester des Nachtigall aus der Garnison, und der König ließ Beide in seiner Gegenwart durch den Feldprobst zusammen geben. Nachtigall benahm sich dabei so gut, daß ihn der König beim Kopf kriegte, ihn abschmagte und sagte: Weißt du was? Such dir gleich unter meinen Mädeln eine aus, die dir gefällt; es geht jetzt in Einem hin, und so jung kommen wir nicht mehr zusammen . . .!

Doch halt! der Posten ruft ins Gewehr!
Die Geschichte ist aus!

Stunden vor'm Pinsel

I.

Er und Sie liebten sich sehr.

Sie und Er waren nicht nur in einander verliebt; sie hatten sich sogar verlobt. Ihr Ehebündniß sollte am ersten Mai geschlossen werden. Vor der Hand befand man sich aber erst im Monat Oktober.

Während des Verliebtseyns hatten Er und Sie stets dieselben Gedanken, und sie theilten sich dieselben mit der ungeduldigen Offenherzigkeit der Liebe mit.

Seit ihrer Verlobung jedoch hatten Sie und Er zwar noch oft einen und denselben Gedanken, aber nicht immer theilten sie den Gedanken einander mit.

Auf die Zeit der unbedingtesten offenherzigsten Hingebung folgte die Zeit der Ueberraschungen. In einer und derselben Nacht, in einer und derselben schlaflosen Stunde, war über Sie und Ihn ein Gedanke gekommen. Sie wollten sich überraschen mit einem Geschenk; das Geschenk sollte sein Bildniß, ihr Bildniß sein. Nicht eine Malerschöpfung en miniature, zum Aufbewahren auf dem zärtlichen verschwiegenen Herzen; sondern ein recht zeigbares zu aller Welt sprechendes Bild in Del, vierthalb Fuß hoch, dritthalb Fuß breit, in schöner Goldrahm, im Salon aufzuhängen. Sie waren ja Verlobte, Er und Sie, hatten vor der Stadt kein Geheimniß mehr zu hüten.

Aber eben diese kostbare Idee war ein Geheimniß zwischen ihnen. Eines und das Andre wollte seinen „Gegenstand“ überraschen, und dadurch eine Zauberstunde der Liebe herbeiführen, die da leuchten sollte bis an's Ende ihrer seligen Lebens-, Liebes- und Ehezeit. — Ein schöner Gedanke, ein treffliches Streben! doch „mit des Geschickes dunkeln Mächten“ und so weiter.

Er hieß Alfred, war ein nicht unberühmter Dichter, ein bißchen wunderlich, ein bißchen excentrisch, gern zur raschen Ausführung schreitend, wenn er einen Entschluß gefaßt. So bürstete er denn gleich am Morgen nach jener schlaflosen Nachtstunde seinen Hut aus, und ging zu dem gleichfalls nicht unberühmten Maler Lindemann, der im Fach des menschlichen Kontersey's dem alten Van Dyk wenig nachgab, und sprach also zu ihm:

„Lieber Freund und Meister! Hättet Ihr Zeit und Lust, dieses mein Angesicht abzuschildern mit der Euch inwohnenden Kunstfertigkeit? Doch müßte es noch ein Geheimniß bleiben. Das Portrait will ein Geschenk, eine Ueberraschung seyn für ein mir zugethanes Herz.“

Worauf der Meister mit Würde und Lieblichkeit: „Schon längst mein Wunsch, Eure Züge zu verewigen, mein lieber Poet und Freund, so wie Ihr längst durch Eure Verse Euer Genie verewigt habt! Verschwiegenheit, Geschwindigkeit und höchste Aehnlichkeit sind Euch von meiner

Seite verbürgt. Die Hand darauf. Und wann sollen, wollen wir das Werk beginnen?"

„Morgen, lieber Meister, wenn's Euch recht ist, und nur geschwinde, recht geschwinde vollenden!"

Der Maler überlegte und zählte an den Fingern ab: „Zwei Tage sitzen für's Gesicht; einen halben für's Gewand . . . dann zwei Tage Schicht, damit die Farben trocknen mögen . . . endlich noch einen Tag zum Uebermalen . . . hm, hm, . . . ja, ja . . . binnen sechs Tagen kann die Sache zu Ende gebracht werden."

„Sechs lange Tage . . . wirklich Lindemann, eine höllisch lange Zeit. Und vierthalb Tage sitzen? . . . ob ich's aushalte . . .? Saß' ich am Schreibtisch und dichtete irgend ein hohes Lied . . . es wär' etwas Andres . . . aber, aber"

„Ei, unsere Sitzungen werden kurzweilig ausfallen, Vortrefflichster! Ihr sollt nicht stehen, als ein Modell, als ein Mannequin . . .! Kurz . . .

Ihr werdet schon sehen und zufrieden seyn. Auf Morgen neun Uhr also, wenn's Euch beliebt?"

„Schlag neun Uhr; so sey's. Auf Wiedersehen.“

Alfred eilte befriedigt, erregt von dannen. Auf der Straße . . . nicht weit entfernt vom Hause der Verlobten —: „Warum sollte ich nicht jezo ihr meinen Besuch machen?“ sagte er zu sich selber: „eine halbe Stunde früher, als gewöhnlich . . . was schadet's aber?“ — Und so ging er zu der Freundin seiner Seele.

Sie hieß Malvina, war eine nicht unberühmte Sängerin — (Dilettantin) — ein bißchen launisch, ein bißchen überspannt — sonst ein herzgutes Weibchen, eine Künstlernatur im rechten Sinne des Worts. Der göttlichen Kunst Begeisterung hatte sie ja in des Dichters, den Dichter in ihre Arme geführt. Zu heucheln, zu zögern verstand sie schlecht, schritt gerne rasch zur Ausführung, wenn sie zu irgend etwas sich entschlossen. Und also machte sie eben am Morgen nach jener gewissen schlaflosen Nachtstunde ihre Toilette, um

dem berühmten Maler, der ihr Bildniß fertigen sollte, ihren Besuch zu machen, — als in ihrem Vorzimmer der Verlobte erschien. Ach! diesmal kam er zur un rechten Zeit!

Auf die Meldung der Kammerzofe, drückte Malvina das Auge an's Schlüßelloch ihres wohlverwahrten Puzimmers, und süß flötete ihre melodische Stimme durch die leichte Scheidewand der Thüre: „Lieber Alfred, heute Morgen bin ich nicht sichtbar!“

„Beste Malvina,“ hieß es drüben: „übereilen Sie sich nicht; ich kann warten, und warte gern.“

O weh! Mit diesen Worten war der holden Frau nicht gedient. Darum fuhr sie fort: „Lieber Alfred . . . gewiß . . . ich habe heute lange zu thun . . . auch erwarte ich Besuch . . .“

„Besuch? Welchen Besuch?“ entgegnete Alfred, die Ohren eifersüchtig spitzend. Eifersüchtig war er . . . wie ein Poet zu sein pflegt.

„Den Besuch meiner Näherin . . . meiner Puzmacherin . . . ein neues Kleid . . . ein neues Häubchen . . . ich bin wirklich heute Morgen nicht

sichtbar . . . auf diesen Abend also, lieber Alfred . . . !“

„Ich gehorche, will mich nicht aufdringen . . . auf Wiedersehen, beste Malvina!“ — Mit diesen kühlen Worten trat Alfred, den die spöttischen Blicke der Kammerjungfer in die Flucht schlugen, vom Schauplatz ab. — —

„Guter Alfred! er wird sich gekränkt fühlen . . .!“ liselte Malvina ihm nach . . . „aber Gott weiß, ich konnte nicht anders. Hätt’ ich ihn warten lassen und dann empfangen, nicht von der Stelle hätt’ ich ihn gebracht, und doch muß ich schnell, ja schnell zu Lindemann, um meine glückliche Idee prestissimo zu verwirklichen . . . ! Heut’ Abend mach’ ich den guten Alfred leicht wieder fromm und zahm. Er ist so lieb, so brav, so gemüthlich . . . !“

Und in demselben Augenblick stand drüben im Handschuhladen der liebe gemüthliche Alfred, und paßte wie ein lauernder Spitzbube auf die Näherin, auf die Bußmacherin, die da kommen sollten, Malvina zu besuchen. Sie kamen nicht, die

leichtfüßigen Dienerinnen der Mode und des Luxus . . .; statt dessen ging Malvina nach wenigen kurzen Minuten elegant gepuht aus ihrem Hause.

„Sieh da! Schau da!“ stieß den Dichter der Teufel an: „Getäuscht . . . betrogen . . . belogen! Wohin geht sie wohl, wenn nicht an einen Ort, von dem du nichts wissen darfst . . . zu irgend Jemand, den du nicht kennen sollst . . .?“

Ein Schwung, ein Sprung, und Alfred setzte der sorglos dahinschreitenden Freundin bösslich nach. Aber im Nu auch wurde er aufgehalten. Ein Rudel von Freunden aus der Nachbarstadt fiel über ihn her wie ein Bienenschwarm; und nachdem er den Einen die Hände geschüttelt, den Andern eine Umarmung erlaubt, und einen Jeden mit seinem Namen angeredet, und endlich seinen Spähblick in die Ferne entsendet . . . wohin war Malvina gekommen? Keine Spur von ihr am weiten Horizont. Dagegen nahmen ihn, Alfred, die Freunde in Beschlag, und Gesellschaft mußte er ihnen halten über den ganzen Tag.

Indessen war Malvina bei Lindemann eingetreten, und fragte mit dem unwiderstehlichsten Zauber in der Stimme: „Hätten Sie wohl Zeit und Lust, bester Herr, mit der Ihnen eigenen Kunstfertigkeit das Portrait Ihrer ergebensten Verehrerin zu fertigen? Doch müßte das in baldigster Bälde geschehen; länger als fünf oder sechs Tage dürften nicht darüber hingehen, und Ihrer besondern Verschwiegenheit möchte ich mich empfehlen, . . . denn das Bild will ein Geschenk, eine Ueberraschung sein für ein mir treu verwandtes Herz?“ — Hier schwieg Malvina, sich verlegen räuspernd. Das „treuverwandte Herz“ war zu vorschnell ausgesprochen worden.

Der Maler, ein Menschenkenner wie Einer, hielt sein Lächeln zurück, und auch den muthwilligen Forscherblick, der alsogleich dem Geheimniß des verlobten Paares auf den Grund gegangen. Lindemann wollte die reizende Verlegenheit der Dame nicht steigern, auch nicht zum Verräther werden an Alfred. Daher legte er seiner lustigen Laune den Zaum an, überlegte eine Weile und antwortete dann:

„Aufrichtig gesagt, mein werthes kunstbegabtes Fräulein, meine seligste Stunde wäre es, in der mir vergönnt sein möchte, Ihr wundervolles Antlitz in Farben auf der Leinwand wiederzugeben. Aber — eben so aufrichtig: wenn diesem Werke die allernächsten Tage in aller Eil' gewidmet werden sollen, so dürfte mir die seligste meiner Stunden nicht schlagen. Just auf die nächsten Tage bin ich versagt, total gekapert, gebunden und gebannt. Frühere Verpflichtungen . . . eine Aufgabe von hoher Hand . . . Sie wissen wohl, daß wir Künstler noch auf hohe Hände Rücksicht zu nehmen haben . . . 's ist rein unmöglich. In acht Tagen jedoch.“

„Auch das ist rein unmöglich;“ fiel Malvina ihm rasch ins Wort. Und hinzugesetzt würde sie haben, vorschnell wie oben: Ist denn alsdann nicht Alfred's Geburtstag, zu dessen Angebinde mein Bild bestimmt, vorüber? wenn nicht der Schmerz, den ihr die abschlägige Antwort verursachte, sie stumm gemacht hätte. Stumm, doch nur für einen Augenblick. Denn alsbald fügte sie schüch-

tern und betrübt hinzu: „Meine ganze Freude wird zu Wasser — zu Thränen. Wenn Sie mir Ihre hohe Kunstleistung verweigern . . . was soll ich beginnen? an wen mich wenden in dieser an wahren Künstlern so armen Residenz?“

Geschmeichelt und pffiffig lächelnd besah der Maler seine Schuhspitzen. Dann schlug er das blaue Auge zufrieden auf und sprach: „Gefunden, gefunden, mein bestes Fräulein. Kennen Sie meine Schülerin, die talentreiche Blanda? Haben Sie auf der letzten Ausstellung des Kunstvereins die beiden Portraits von ihrer Hand gesehen? das des Hofraths Enderlich? das der genialen Schauspielerin Birnbaum? Beide — die Bildnisse — hätte ich selber nicht besser gemacht; auf Künstlerwort. Die begabte Blanda hat von Apoll und Apell (es) eine überaus reiche Mitgift in ihr Erdenwallen geschenkt erhalten. Dieser Reichthum und mein Unterricht . . . na, die Welt wird noch staunen über mein Blandchen, und Blanda — ja, Blanda, soll Sie, o Trefflichste! malen. Nun — was sagen Sie dazu?“

Malvina hatte wohl eifrig zugehört, aber sie sagte zuvörderst nichts: sie überlegte . . . sann nach . . . zögerte . . . sie hatte (trivial zu reden) wenig Fiduz auf die von ihr nicht gekannte Künstlerin. — Da ließ sich Lindemann zu einem Pracht- und Knalleffect herab, riß mit gewandter Hand einen grünseidnen Vorhang von einem Gemälde, das in der besten Beleuchtung sichtbar wurde, und rief mit bewegter Stimme: „Urtheilen Sie selbst! das hat meine Schülerin Blanda gemacht, ohne daß ich nur mit einem Haare meines Pinsels daran gerührt hätte. Das hat sie in drei Tagen gemacht . . . ipsissima fecit . . .! O glücklicher Lehrer! o stupende Schülerin!“

Malvina wich erstaunt zurück vor dem blendenden Glanze und den Wunderfarben des Bildnisses, das die oben genannte Tragikerin Birnbaum in der Rolle der Jungfrau von Orleans vorstellte. Es war in der That ein überraschend gelungenes, freilich auf theatrale Wirkung hingearbeitetes Werk, und mächtig stieg im Busen der leichtbegeisterten Sängerin die Sehnsucht auf

just in diesem Style gemalt auf ihren Verlobten und die Nachwelt zu kommen.

„Ja, ja . . .“ rief sie mit nassen Augen . . . „das ist's, das ist's wahrhaftig! Wenn nicht von Ihnen, doch nur von Blanda will ich gemalt sein!“—

„Bravo! so wären wir ja alle zumal zufrieden, denn auch Blanda kann sich keinen bessern Vorwurf wünschen, als eben Ihren Kopf, den Kopf einer Grazie, einer Muse!“

Dankbar für die stark aufgetragene Schmeichelei neigte Malvina ihr Haupt; aber schon mit dem nächsten Athemzuge setzte sie leise zweifelnd hinzu: „Wie wird es aber mit der unerläßlichen Verschwiegenheit stehen, herrlicher Meister? Was der ernstere Mann still in seinem Busen verschließt, wird das auch bewahren als ein Geheimniß die leichtblütige, zungenschnelle Jungfrau?“

„O, dafür stehe ich Ihnen mit Leib und Seele;“ beeilte sich Lindemann zu entgegnen: „Blanda ist kein heurig Häslein mehr, und hat, glaub' ich, schon mehr und Wichtigeres verschwiegen, als eben nur das. Zudem werd' ich mit ihr

reden und lade Sie ein, Morgen um halb zehn Uhr — nicht früher, nicht später — in meinem Gartenatelier — sehen Sie: dort drüben — einzusprechen, wo Blanda ihre Kunstwerkstätte hat. Es ist nicht nöthig, daß Sie hier durch den Hof gehen. Da haben Sie den Schlüssel zum Garten: Nummer 12 in der Hyazinthengasse. So kommen und gehen Sie ganz unbemerkt, und werden auch nicht von einer lebendigen Seele gesehen werden, als gerade nur von Blanda. Gefällt das Ihnen, vortrefflichste Philomele?“

„Sie machen mich zu Ihrer ewigen Schuldnerin;“ versicherte Malvina gerührt, und entfernte sich, entzückt von der glücklichen Art und Weise, wie sie ihr geheimnißvolles Geschäft angebahnt hatte. — —

Und als der Nachmittag kam, und der Abend, wartete sie mit Inbrunst auf ihren Verlobten, um denselben wieder fromm und zahm zu machen. — Siehe jedoch: der Verlobte kam nicht; zum erstenmal nicht seit hundert und fünf und siebenzig Tagen ungefähr. — Das kostete manchen Seuf-

zer . . . endlich sogar ein Duzend Thränchen . . . endlich, des Wartens müde zog sich die Getäuschte in ihr Schlafzimmer zurück.

Und um die neunte Abendstunde erst wurde Alfred von seinen überlästigen Freunden verlassen und ein paar Minuten später stand er, vom Laufen athemlos, vor den Spottaugen der Kammerjungfer seiner Verlobten, und bat um die Erlaubniß, ein kurzes und zärtliches „Gute Nacht“ anbringen zu dürfen. Umsonst. — „Das Fräulein sind schon seit geraumer Zeit zu Bett gegangen, und wollen durchaus nicht geweckt sein!“ hieß der spöttlich trogige Bescheid der Zofe.

Schweren Herzens glitt Alfred die Treppe hinunter, tappte er durch den finstern Hausgang, schlich er über die Gasse in irgend ein Gasthaus, in den Schmollwinkel betrübter Junggesellen. — Aber nach dem ersten Glase Wein sprach er munter zu sich selber: „Gute Malvina! sie wird sich durch mein Ausbleiben gekränkt fühlen . . . aber ich konnte ja doch nicht anders. Und morgen ist ja auch wieder ein Abend, und dann mache

ich die gute Malvina leicht wieder fromm und zahm. Sie ist ja so lieb, so brav und gemüthlich!"

II.

Aber die Nacht wird lang und stürmisch der Schlummer dem Liebenden, auf dessen Seele schwer wie ein Fels das Bewußtsein liegt, die Geliebte schnöde gekränkt zu haben. Schwere Schuld läßt nicht sanft ruhen, und seufzt nach dem hellen, ermutigenden Morgen. — So ging es dem armen Alfred. Zum Glück für ihn kam der Morgen heran, wie er eben alle Morgen zu kommen pflegt, der gute Kerl!

„Ich muß sie sehen, sie sprechen!" rief Alfred, in seinen Schlafrock schlüpfend, und unwillkürlich — wie er alltäglich nach dem Sprung aus dem Bette zu thun gewohnt war — vor den Spiegel tretend, sah er plötzlich und natürlich seinem Gesicht gegenüber wieder dasselbe seinige Gesicht, also sein Ebenbild, also sein Porträt auf Glas und Quecksilber — und ebenso natürlich

und plötzlich fiel ihm Lindemann ein, der ihn malen sollte, und dem er das Wort gegeben, Schlag neun Uhr zur Stelle und zu Diensten zu sein.

„O weh!“ seufzte er: „die unselige Sitzung vor'm Pinsel! Sie geht allen übrigen Tagsbeschäftigungen vor; mein Wort muß ich halten... und daher kann ich Malvina wenigstens heute Vormittag nicht sehen, nicht sprechen! — Was thu' ich nur, ich armer Schelm?“

Das sorgenvolle Antlitz des Dichters, das nach dem Schreibtisch sich wendete, verklärte sich mild, da es des wohlbekannten Dintenfasses ansichtig wurde. — „Ich kann ihr ja auch schreiben!“ sagte sich Alfred zum Troste. — Und das that er alsobald, obschon darüber sein Frühstück kalt wurde. Das Brieflein wurde um desto feuriger: ein Blatt, dem man die innerliche Glut von außen gar nicht anmerkte, denn es war rosenroth von zartester Färbung.

Um dem rosenrothen Briefchen die gehörige Folie zu geben, schickte es Alfred durch einen schwarzen Boten ab. Er hatte nemlich zu seiner

Bedienung einen Mohren. Poeten und andere Künstler haben, oder hätten gern einen Mohren zur Bedienung. Ein schwarzer Bursche steht so vornehm, so verwegen, so malerisch und romantisch aus!

Ob schon dieser — Alfreds Mohr — durchaus keine Hauptrolle in dieser Geschichte zu spielen hat, so soll doch nicht unterlassen sein, hier gehörigen Orts zu melden, daß er ein Mandingoneger, seines Amtes ein Diener von einem Duzend Herrn, aus früherer herrschaftlicher Livree zum Kommissionsläufer herabgesunken, und, wie alle Neger, seines Alters unfundig war. Nicht zu läugnen aber, daß er schon alt, indem die Natur bereits anfang, dem schwarzen Knaben etwas weiß zu machen, nemlich das Kraushaar; auch nicht zu verschweigen, daß er passabel dumm, passabel faul und nachlässig, passabel häßlich obendrein. Christian, oder Chrétien hieß er. Einen Familiennamen besaß er nicht. So halten's die Neger, die durch die Auktion und Sklaverei in die Civilisation gerathen sind.

„Dieses Briefchen, Chrétien, so schnell als möglich an die Adresse befördern;“ gebot Alfred dem Neger.

Und der Neger hierauf: „Monsour . . mo, mo, mo; (neapolitanische Abkürzung des allzeit bereiten „Subitissimo“) . . . à l’instant . . . im Augenblick . . . geleiß, geleiß . . . Chrétien feschwind! . . .“

Und so ging er, seinen übrigen elf Meistern und Gönnern die Stiefel zu putzen, die Betten zu machen, die Pfeifen zu stopfen und so weiter.

Schlag neun Uhr saß Alfred — ein Wort ein Mann — vor Lindemann’s Staffelei, und der Maler lobte seine Pünktlichkeit. — Mit der Kohle wurde das Werk begonnen.

„Sitzt nur ganz ungenirt, lieber Herr und Freund!“ sagte Lindemann, „nur keine affectirte, gezwungene, theaträlische Stellung! Ich huldige der Natur, und für Euch ist’s bequemer, dasselbe zu thun. So, den Kopf etwas mehr dem Lichte zugekehrt . . . eine heitere Miene wenn’s beliebt . . . die Augen hell geöffnet, die Stirne frei,

als hinget Ihr einem glücklichen Gedanken nach . . . So, ein bißchen Lächeln um den Mund . . . die linke Schulter zurück . . . den Arm auf der Lehne lassen, denn ich brauch ihn, sammt der Hand . . . Augen recht auf, sag' ich! So, so, den Kopf nicht verrückt! Bravo . . . nur kein Zwang!"

Alfred ergab sich anfänglich mit Geduld in die vorgeschriebene, angeblich zwanglose Stellung und lächelte, wie man eben auf Kommando zu lächeln pflegt. — „Die Sache ist nicht so schwer," sagte er sich zur Ermunterung.

Noch ein paar Minuten, während Lindemann wacker drauf loskohlte oder freidete, gewann Alfreds natürliche Beweglichkeit die Oberhand. Er rückte und rückte, bis ihn der Maler anrief: „He, he, wir gerathen ja völlig aus der Position?"

„Ja so; Verzeihung, Meister . . . ich wußte nicht! . . ." — Mit diesen Worten kehrte Alfred zur Ordnung zurück. — Er hielt eine Viertelstunde kühn und willig aus.

„Das Ding ist doch nicht so leicht!" dachte

er indessen. „Und ein paar Tage lang soll ich's aushalten? Wie wird das werden? — Jedoch: gilt es nicht, meiner Malvina eine Freude zu machen? Darf ich da ein paar Tage meines Lebens hoch anschlagen? Allons! Muth und Ausdauer, sei ein Mann, Alfred.“

„Ihr seid verzweifelt stumm, lieber Poet!“ ermahnte Lindemann. „Redet, plaudert, schwagt etwas. Wenn Ihr Eure Sprechwerkzeuge in Bewegung setzt, wird Euer Gesicht vortrefflich lebendig.“

„Hm,“ machte Alfred, dem just auf Kommando nichts einfiel, worüber er hätte schwagen mögen; „wenn Ihr wollt, daß ich rede, so fragt mich. Zum Antworten bin ich vielleicht aufgelegt, aber unbefragt“

„Rezitirt mir Euer neuestes Gedicht,“ sagte Lindemann.

„Um Gotteswillen, nur das nicht, nur nichts vom Handwerk, Bester. Das kann ich nicht, das thu ich nicht.“

„Nun, so erzählt mir eine Historie, eine Anekdote.“

„Wer kann von mir Historien, Anekdoten verlangen. Ich merke mir keine.“

„So redet wenigstens vom Wetter . . . von der letzten Oper . . . vom kleinen Däumling, oder sonst etwas.“

Und so sprachen sie denn in der That eine ziemliche Weile von dergleichen Dingen, und wenn schon überall und allezeit diese Dinge sehr unersquicklich besprochen werden, so geschah das doch nie und nirgends so schaal und ledern und langweilig als in dem Atelier des Malers Lindemann von Seiten des Malers und seines Patienten. — Da flappte nichts, da stimmte nichts. Der Maler, weil beschäftigt, fragte zerstreut, schläfrig antwortete Alfred. Immer einsilbiger wurden Beide. Das Gespräch ging aus, wie ein schlechtes Geplänkel von Rekruten. Endlich wurde es ganz stille. —

Alfred dachte an seine Liebe. — „Was wird Malvina jezo machen?“ dachte er. „Gewiß ruht sie auf ihrer Causeuse und liest jetzt zum tausendsten Mal mein Briefchen? Es ist mir aber auch

herrlich gelungen, das Briefchen; . . . ich habe noch nie geschrieben ein solches Briefchen!“

„Vivat! Jego macht Ihr das rechte Gesicht!“ jubelte der Maler auf, so daß Alfred schier zusammenschreckte.

Bald jedoch spann er das Garn seiner Gedanken weiter aus. „Vielleicht“ — dachte er — „hätte ich in meinem Briefchen nicht so zärtlich sein sollen? Vielleicht wäre ein gewisser kühler, spitziger Ton mehr am Plage gewesen? — Denn — 's ist nicht anders — Malvina hat meinen Verdacht erregt. Jener heimlichthuerische Ausgang . . . o, wenn es möglich wäre, daß sie, sie, sie mich betrügen könnte! . . . Himmel, welcher ein finstres Loos wäre da das meine? Hintergangen von ihr? . . . welcher ein Abgrund! Ein glücklicher Nebenbuhler . . . Huh, welcher ein unfelig Gespenst!!“

„Mordio! Freund, Dichter, Meistersänger!“ brach Lindemann los. „Ist das ein Gesicht? Ich erschrecke vor Euch, ich fürchte mich vor Euch. Wie ein Feld voll Teufel! Alfred, warum thut

Ihr mir das? Kopf rechts, Augen links
Donnerwetter, wollt Ihr gleich lächeln?"

Alfred fuhr zusammen und lächelte par ordre, wie so Mancher in den letzten Zügen lächelt, und ist ihm doch gar nicht spaßhaft zu Muth. — —

Unterdessen — ein paar Klafterlängen von Alfred entfernt, drüben in der Sommerwerkstätte — saß Malvina, nicht auf ihrer Causeuse, und nicht einmal zum ersten Male das Briefchen Alfreds lesend, weil sie dasselbe noch gar nicht bekommen. Aber vor dem Pinsel Blandchens saß sie, und diese Blanda, eine reife Jungfrau zwischen ein- bis siebenunddreißig Jahren, arbeitete hurtig darauf los mit Hand und Zunge, als müsse sie noch heute das Werk vollenden, als müsse sie noch heute sich radikal ausschlagen. — Malvina saß dabei auf Nadeln, denn so eben wurde ein Gegenstand abgehandelt, der unter die mehr oder weniger figlichen gehörte.

„Wie ich Ihnen sage, bestes Fräulein,“ plauderte Blanda, just im besten Zuge: „Sie können

mir's glauben, Ihr Geheimniß ist bei mir so sicher, wie in einer Schatzkammer, wie in einem Sarge — sans comparaison. Ich weiß ein Geheimniß mit mir herumzutragen hinter Schloß und Riegeln, wenn ich auch viel rede, wenn der Tag lang ist. Denn — wissen Sie? — bei'm Malen ist ein Hauptgewürze eine lebhaftere Unterhaltung, und — Gott sei Dank — mein Mäulchen und mein Pinsel vertragen sich zusammen, wie beim Klavierspiel die rechte und die linke Hand, die da beide nichts von einander wissen, und dennoch treibt eine jede ihr Geschäft auf eigene Faust. Aber natürlich plaudre ich da nur harmloses Zeug, was mir just vor den Schnabel kommt; — das Wichtige, das Geheime, ruht tief in meiner Brust und kommt nicht auf die Oberfläche. — Bitte schön, das liebe Köpfchen ein bißchen zu heben, und dero Vergißmeinnichtaugen etwas weniger zu begeistern! Ein klein wenig Schwärmeri auf die Stirn . . . Ha, eine wundervolle Stirn! Die Nase ganz antik, und der Mund... ach, öffnen Sie denselben ein wenig, damit seine

Perlen sichtbar werden . . . sie verkörpern so auf eine zarte, sinnige und verständliche Weise die Zauberklänge, die so oft Ihren Lippen entstrahlen, und die leider der Pinsel nicht wiedergeben kann. So, so . . . das klassische Haupt nur mehr in die Höhe! . . . ach, warum ist mir nicht vergönnt, Sie als Eutrope oder Polyhymnia vorzustellen, den Lorbeerkranz im seidnen Haar, die goldene Leier in der zarten Hand . . . ach, was freu' ich mich auf Ihre Hand! Morgen kommt es an diese Ihre Hand. Haben Sie meine Birnbaum als Jungfrau gesehen? In solcher Manier möchte ich Sie darstellen! Ich habe von der Birnbaum ein paar Copieen machen müssen — ich sage nicht für wen — aber, meine Liebe, gesetzt, ich wäre eine Schwägerin und gebe Ihr Geheimniß preis, und man erführe, daß ich die Ehre, das Glück habe, Sie zu porträtiren . . . noch heute wollte ich einen brillanten Auftrag zu einer Copie Ihres Bildnisses erhalten . . .“

„Ach, liebes Fräulein Blandchen . . . Sie beschämen mich . . Sie setzen mich in Verlegen-

heit!“ bat Malvina, der hohen Fluth von Blanda's Redseligkeit fast erliegend.

„Warum nicht gar? hat nichts zu sagen...“ fuhr die Unerbittliche fort. — Wenn Sie nicht an Guldigungen gewöhnt sind, so weiß ich wahrhaftig nicht, wer es denn sein sollte? Ich will mich nicht erdreisten, zu errathen, für wen dieses Bild wohl bestimmt sein dürfte; aber Sie mögen immerhin fest glauben und überzeugt sein, daß nicht nur Herr Alfred Sie tief verehrt, bewundert, zärtlich liebt. Da sind ihrer Viele von den Herren unsrer Residenz . . . da ist, zum Beispiel, — ich darf Ihnen das schon anvertrauen, der Oberstlieutenant von Gylvers . . . ha ha, wenn ich eine Schwägerin wäre . . . gleich heute wollte ich von dem Herrn von Gylvers eine Bestellung auf Ihr Bild haben, denn Sie glauben nicht, wie zärtlich“

„O, ich bitte, verschonen Sie mich,“ flehte Malvina in wahrer Seelenangst; wenn mein Verlobter von dergleichen hörte . . . ich könnt' ihm nie mehr ins Auge schauen . . . lassen wir das!“

„I, von was sollte er denn hören, Liebe, Beste? Und von wem dieses „Was?“ von mir nicht, von Gylfers auch nicht . . . Ich weiß ja gar nicht, ob dieses Bildniß ihn etwas angehen wird? Ich ehre Ihr Geheimniß, und was ich davon weiß, kommt gewiß nicht unter die Leute. Verlassen Sie sich darauf, und legen Sie etwas Verzücung in ihr Auge . . . etwas Melodie auf Ihre Lippen . . . so, ja, so! Den Hals etwas kühner gewendet, die Brust freier heraus! . . . So! jetzt noch ein Stündchen nicht vom Fleck gerührt, dann haben wir die Hauptsache, meine Muse, meine Olympierin!“

Der Drang der Arbeit, die nun aufs rüstigste betrieben wurde, ließ auf ein Weilchen Blanda's Seele, ihre Zunge verstummen. Dagegen hob Malvina's innere Stimme an, das Wort zu nehmen, und sagte ihr vor, wie allerdings wahr sei, was Blandchen da geredet; wie allerdings viele, viele Herren der Stadt mit Zärtlichkeit ihrer gedächten, unter welchen Herren viele recht liebenswürdige, namentlich der genannte Gylfers, ein

Heros in den Waffen, wie sie, Malvina selber, eine Heroine des Gesangs Ferner noch bemerkte obige innere Stimme gleichsam verloren, aber nicht ohne Absicht, Gylvers sei im Grunde doch eine ganz andere Mannsgestalt als Alfred, und was dem Oberstlieutenant, dem Dichter gegenüber, etwa an Geist und Verstand abgehe, ersetze die soldatische Biederherzigkeit seines Gemüths, die ritterliche Anmuth seiner Erscheinung mehr als hinlänglich. Dieser Gylvers würde ihr, Malvina, wie ein gebannter Schatten folgen, wie ein frommer Page aufwarten und den Hof machen, während Alfred — traurig aber wahr — am verwichenen Abend seiner Liebesdienstpflcht durchaus nicht nachgekommen seine Braut nicht besucht . . . nicht einmal ein Wort, eine „Gute Nacht“ ihr zum Troste und zur Erquickung gebracht! O, o, ach, ach!“

NB. Zu wissen, daß Malvina's Kammerjungfer zwar weiß wie Schnee, viel bleichsüchtig, von Gesicht und Körper aber schlimm und schwarz von Herzen gewesen. Das Seelenglück ihrer Ge-

bieteriu ärgerte diese Colombine sehr, und wo sie nur konnte, that sie ihr und ihm — der Herrin und ihrem Glück — einen kleinen Tack an. So hatte sie auch nicht mit einer Sylbe gemeldet, daß Alfred am späten Abend gekommen, sich zu entschuldigen, und daher war Malvina so sehr verwundet im tiefsten Busen, und deßhalb verglich sie auch stillprüfend den tapfern Gylfers mit dem unhöflichen Alfred, und nicht zum Vortheil des letztern fiel die Vergleichung aus. — Innig geliebt sein von einem Helden, der ihr ferne . . . und dagegen vernachlässigt sein von einem Poeten, mit dem sie verlobt . . . o welche Pein für eine fühlende Brust!

„Um Gotteswillen!“ schrie Blandchen plötzlich auf. „Was geht mit Ihnen vor, Liebste, Theuerste, Trefflichste? Welche Blicke, welcher Schmerz um den Mund, welche Entrüstung um die Nasenflügel . . . eine Falte auf Ihrer Stirne . . . ein paar Fältchen zwischen Ihren Brauen? . . . was haben Sie denn, o zürnende Sappho? Wenn ich Sie auf Leinwand brächte,

so wie Sie jetzt aussehen, ein Medusenkopf — ein schöner, aber drohender würde unter meinen Händen hervorgehen. In aller Engel Namen, seien Sie heiter, schwärmerisch, begeistert, mild und heiß, stolz und lieb, wie eine frohe Braut! Was Sie sind, scheinen Sie es auch, glückliche *promessa sposa!*“

Malvina bezwang sich — welches Weib könnte das nicht? — aber dieser Zwang lastete wie ein Alp auf ihr, und wenn wir hier bemerken, daß sie am Ende durch Thränen lachte, so ist das nicht nur eine Redensart. Denn Perl' auf Perl' stieg auf in ihren Augen, so daß sie endlich, fürchtend, ihrer Wehmuth Ausbruch nicht mehr zurückhalten zu können, flehentlich um Aufhebung der Sitzung bat.

„Meinetwegen,“ sprach nach einiger Zögerung die Malerin, „aber ich bitte mir aus, daß Sie heute Nachmittag mit heiterm Glanz auf den Wangen sich einstellen . . . um zwei Uhr . . . hören Sie? Vielleicht werd' ich bis Abend mit Ihrem Kopfe so weit fertig, daß ich eine

Sizung von den nächsten Tagen Ihnen ersparen kann. —“

„Wie Sie befehlen,“ entgegnete Malvina dankbar, „heute Nachmittag also ergeb’ ich mich Ihnen auf Gnad’ und Ungnade.“

III.

Eine halbe Stunde, bevor Malvina Lindemann’s Sommeratelier verließ, war schon Alfred seiner Sizungshaft entsprungen, und lief, was er konnte, um seine Geliebte zu sehen. Natürlich fand er statt ihres lieben Gesichtchens das fatale „Visage de bois,“ — „Nicht zu Hause?“ fragte er befremdet. — „Nicht,“ antwortete die blasse Jose kalt. — „Mein Gott, wo denn? Wissen Sie nicht? . . .“ — „Nicht.“ — „Sie hat doch heute . . . heut’ früh war doch mein Chrétien da? Sie wissen nicht? . . .“ — „Nicht.“ —

„Hol’ Dich doch der Satan mit Deinem ewigen, teuflischen, vernichtenden „Nicht!“ brummte im Davonstürmen Alfred, und hinter ihm drein

lachte still, aber um so teuflischer eben die schnee-
weiße Kammerdame.

NB.: Es ist immer unerklärt geblieben, warum denn Colombine den armen Alfred, ihrer Herrin Verlobten, so gar sehr „auf dem Strich“ hatte, wie man sagt. — Hatte die Jose, wie Einige behaupten, vielleicht einmal in eigener Person und zwar vergebens den Versuch gewagt, sein Herz und seine Sinne zu fapern? Oder — wie Andere meinen — war Alfred weniger freigebig mit seinem Gelde gegenüber der Jose gewesen, als mit seinen Versen gegenüber seiner Braut? — Die Geschichte sagt uns darüber nichts Genaues.

Eine Thatsache jedoch ist, daß Alfred noch bei einem Duzend von Verwandtinnen und Bekanntinnen, wo er Malvina zum Besuch vermuthen konnte, umherstürmte und natürlich diese Malvina nirgends vorfand.

Zweite Thatsache: Er begegnete dem bewußten Mohren, und sprang ihm an's Kollert. „Was ist aus meinem rosenfarbigen Briefchen geworden,

schwarzes Ungethüm?“ — Worauf Chrétien, dem man nicht ansah, daß er erblaßte: „Ma foi, Monsieur . . . ho fatto la commissione . . . very well!“ — Wobei sich Alfred beruhigte und wieder davonstürmte, sich sagend: „So hat sie den Zettel doch bekommen und Colombine weiß nichts davon. Geduld, Geduld, mein Herz und zage nicht.“

NB. Er ahnte nicht von fern, daß Chrétien das Billet an irgend einer Straßenecke aus der Tasche verloren, und daß es in einen sauber gepuhten Stiefel gefallen, und zu einem der elf Herren getragen worden war, die Chrétien außer ihm noch bediente. — Dagegen wußte der Mohr ganz genau um den Verlust, und hielt sich fest, nach Negerart, an die Lüge, um seine Fahrlässigkeit möglichst zu bemänteln. „Lieber Gott wird mir helfen daraus (aus der Patsche);“ tröstete er sich.

Dritte Thatsache: Nachdem Alfred eine frugale Mahlzeit eingenommen, sich aber dabei mit einer halben Flasche Champagner aufgemuntert, ging er, auf dem Wege zu Lindemann, noch ein-

mal ins Haus seiner Gebieterin, und fand noch einmal, und zwar trostloser als je, das „Visage de bois.“ Malvina war schon nach der Hyazinthenstraße Nummer zwölf geeilt, und nicht einmal die weiße Colombine war zu Hause.

„O Weiber, Weiber, geschaffen, um die Männer in Tod und Verzweiflung zu jagen!“ knirschte Alfred zwischen den Zähnen, „ein Glück, daß ich ein wenig Champagner im Leibe habe . . . ich wäre sonst versucht, mich ins Wasser zu werfen. Aber Wasser und Champagner vertragen sich nicht gut mit einander. Pacienza denn!“

Sehr aufgeregt kam er beim Maler an, der seine Farben mischelnd gemächlich vor dem angefangenen Bilde saß. „Bravo!“ rief der Künstler den Dichter an, „das ist die rechte Färbung, die Euch zusteht, Minnesänger. So, so, schnell in die Position. Unvergleichlich ist der Ausdruck Eures Antlitzes. Ich will Gurken malen mein Lebtag, wenn ich je ein prächtigeres Mannsbild vor'm Pinsel gehabt habe, Halleluja!“

Das schmeichelte, und mit stolzer Hingebung

verdrehete Alfred nach Vorschrift seinen Hals, seine Augen, seinen Torso, und lächelte so gewiß frivol und dabei ingrimmig, daß Lindemann davon bezaubert wurde. — „Wahrhaftig!“ rief er, „Ihr sitzt jetzt da zur glücklichen Stunde, just als ob der Gott über Euch gekommen wäre, so stürmisch, begeistert und milde dabei. Ein sechzig Minuten so, oder siebenzig, und ich habe Euch weg, wie Euch noch Niemand weg gehabt!“

„Bin ich dann frei?“ fragte Alfred, der schon wieder daran dachte, die Jagd auf Malvina schnellstens zu erneuern.

„Nicht doch, amice; dann geht's aber an die Haare, an die Hand, an den Rock, mein Bester. Ich arbeite wie ein Kurierpferd, da Wind und Wetter so günstig. Diese Stunde fördert uns um einen ganzen Tag vorwärts. Glück auf!“

Nun, das war gut, das gefiel dem Dichter. Aber, so wie — nach dem römischen Poeten — die schwarze Sorge auch hinter dem schnellsten Reiter sich aufsetzt und mit ihm trabt, so auch setzte sie sich bald dem Patienten vor der Staf-

felei ins Genick. Argwohn und Eifersucht, dieses unsterbliche Paar von finstern Geistern, peinigte ihn. — „Warum denn auch Malvina so beharrlich unsichtbar, so unaufhörlich nicht zu Hause? Den zärtlichsten Brief erhalten und dennoch nicht sichtbar, nicht einmal ein Buchstab Antwort und Entschuldigung von ihrer Hand? Wenn da nicht eine unerlaubte Neigung, ein sträflich Geheimniß im Spiele — was denn sonst um aller Götter willen?“

„Haltet Euch gerade, Freund, Ihr fallt schon wieder aus Stellung und Physiognomie!“ mahnte Lindemann auf.

Und indem er sich leidlich wieder richtete und drehte, vertheilte Alfred seinen Ingrimm zwischen Malvina und den Maler selbst, der nach und nach sich vor seinen Augen zu einem unerbittlichen Tyrannen gestaltete. Des Dichters wilde Gedanken hätten sich mit Worten vielleicht also wiedergeben lassen. Wie? eine solche Sklaverei in diesen Zeiten der Freiheit und männlichen Selbständigkeit? Wie, eine Doppelthrannei so-

gar, unter welcher meine Gesamt-Individualität, die geistige und die körperliche, zu erliegen droht? Malvina, die meine Seele auf die Folter spannt? dieser gewaltthätige Maler, der meinen Leib, als wäre derselbe sein eigen, mit Haut und Haar knechtet und in den Bock spannt? Das soll ich mir noch lange gefallen lassen? Da sitzen wie eine verzwickte Statue, wie eine willenlose Gliederpuppe? O Schmach! Und zu welchem Ende diese Schmach? Um die gepinselte Abschrift meines Selbst einer Grausamen und Wortbrüchigen zuzuwenden, die mit meinen heiligsten Gefühlen ihren Spott und Hohn treibt? Was hält mich ab, diesem despotischen Maler den Gehorsam aufzukündigen, ihm davonzulaufen, oder besser ihn beim Kragen zu nehmen, ihn, der mit mir verfährt, wie mit einem leblosen Ding? Kette auf Kette hab' ich Thor mir angelegt, und dennoch lechzt nach Freiheit von allen Banden mein getretenes, mißhandeltes, entwürdigtes Ich!

„Oho! oho! schon wieder das unwirische Gesicht von heute Morgen!“ machte Lindemann auf-

fahrend: „Wo sind, zum Bliß, doch Eure Gedanken? Geschwind zur Ordnung zurück, zum Lächeln, zur Begeisterung! Ihr verderbt mein Meisterstück. Allons, mein Freund, seid klug und brav und weise. Laßt die Sonne wieder leuchten auf Eurer Stirne! — So; passabel, aber macht's noch besser. Donnerwetter! besser, besser sag' ich Euch!“

„O die verkaufte Freiheit!“ murrte Alfred inwendig, indem er that wie ihm geheißen: „Und ich gehorche noch schwach und blind und elend diesem barbarischen Zwingherrn!“

„So, so, jetzt ist's wieder gut,“ fuhr Einemann fort: „noch ein halb Stündchen so, und ich schaffe ein capo d'opera, das unter Brüdern seine tausend Louisd'or werth sein soll!“

Die Geldfrage machte den Dichter etwas stugig, erregte aber just das Lächeln um seinen Mund, das sich der Maler nicht besser wünschen konnte. — „Ich hoffe,“ sprach Alfred, „daß Ihr mir das Bild um etwas billiger lassen werdet.“

„O behaltet jetzt nur dieses Gesicht,“ ent-

gegnete der Maler, „und hört, was ich Euch sagen will.“ — Hestig darauf lospinselnd fuhr er fort: „Dieses Bild ist eigentlich gar nicht zu bezahlen, wenn's vollständig gelingt, was Euer Werk mehr als das meine. Darum will ich es Euch ganz umsonst geben . . . aber nur unter einer Bedingung.“

„Ganz umsonst? Sehr schön gesprochen und edel gedacht. Aber die Bedingung?“

„Sie kostet Euch ebenfalls keinen Heller und besteht nur in der Erlaubniß, die Ihr mir gebt, von Eurem Portrait eine Copie machen zu dürfen.“

„Für Euch selbst, lieber Meister?“

„Ich könnte „Ja“ sagen, und Ihr müßtet das glauben, und Alles wäre abgethan. Doch bin ich der Lüge unfähig, und will Euch vertrauen, daß ich die Copie für eine Eurer zahlreichen Verehrerinnen — vielleicht für die lebenswürdigste derselben, fertigen möchte.“

„Ah bah, Ihr treibt Schwänke, Meister.“

„Herrliche Verklärung jekt auf Eurer Stirn! Haltet Euch nur ferner so wacker. Doch find's

keine Schwänke, die ich treibe. Für die lebenswürdigste Eurer Verehrerinnen, wiederhole ich."

"O böser, wortbrüchiger Mann! So habt Ihr mein Geheimniß ausgeflatscht?"

"Pfui Teufel, nein sag' ich. Aber schon vor langer Zeit hat eine hohe, reiche, schöne und feenhaft Dame mich gebeten, wenn etwa je Euer Gesicht unter meinen Pinsel fallen sollte, es unter der Hand für sie zu stehlen. In dem Herzen jener Dame ist schon der Altar für Euch aufgerichtet, lange schon. Das Altarbild fehlt allein noch, und darum und also und daher . . . Wahrlich, jetzt ist Euer Antlitz wunderschön, der Anbetung würdig! Noch ein Viertelstündchen also und ich hab's und die Welt hat es für alle Zeiten!"

Die geschmeichelte, die vergötterte Eitelkeit hatte wirklich alle Lichter, alle Flammen und Glorien der Befriedigung auf Alfreds Gesicht entzündet. Des Dichters Natur ist einmal so. Alfred, der so eben der Doppelsklaverei sich hatte entreißen wollen, lag bereits in den Fesseln einer

dritten, im Joch einer geheimnißvoll verschleierten Gebieterin, nach deren Namen oder näherer Bezeichnung er den Maler vergebens fragte.

Denn ihm erwiederte auf die leidenschaftlichsten Fragen der kühle Lindemann: „Nichts da; auch ich habe meine Geheimnisse. Zudem bedenkt, daß Ihr verlobt, daß Ihr ein Bräutigam. Ihr sollt der herrlichen Malvina nicht treulos werden, flattersüchtiger Poet. Noch weniger sollt Ihr in Folge einer unziemlichen Offenbarung von meiner Seite etwa die Ruhe eines Frauenherzens stören dürfen, das Euch noch heute bewundert, wie einen Engel auf der Höhe der Wolken, dem aber untersagt ist, irdischer für Euch zu schlagen. Von der Bewunderung bis zur Liebe — Schelm, Ihr wißt das — ist der Weg nicht weit. Darum ist's besser, daß Ihr sie nicht kennt, die Euch wie einen Heiligen verehrt. —“

Alfred lachte dem Sittenrichter in's Gesicht, ihm zureufend: „Diese tuckmäuserische Verschwiegenheit vergeb' ich Euch in meinem ganzen Leben nicht!“ — Aber im Innern triumphirte er immer

hochfahrender, und vermaß sich stolz, auch ohne des Malers Zuthun zu erfahren, wer die Dame sei, die Dame der Verehrung, der Anbetung . . . der Liebe! — „O Malvina!“ zürnte er dazwischen, „Du, die Du nicht einsehst, welch einen Diamant Du an mir gefunden . . . möchtest Du doch wissen, daß noch andere Herzen, als das deine, (und welche Herzen!) im Verborgnen für mich glühen! Möchte doch Dein Gewissen ein Nest voll von jungen, nagenden, beißenden Schlangen werden! O, wie peinlich wird Dir mein Verlust sein, wenn Dir die Augen aufgehen, wenn für Dich das Glück der Erde dahin, . . . wenn die unbekannte, schüchterne Guldin für sich den Schatz erobert hat, den Du mit Füßen getreten . . .! Malvina! Wie stehe ich eigentlich mit Dir? Du bist unsichtbar für mich geworden, also mir untreu! Du antwortest nicht meinen glühenden Zeilen . . . also treulos, verloren, verdorben! — Wer hält mich jedoch ab, auf der Stelle mich zu überzeugen, wie ich mit Dir daran bin?“

So eben machte Lindemann einen kühnen Pinselstrich und brach in die Worte aus: „Vivat hoch! jetzt steht es da, das Dichtergesicht! da, comme il faut! da, als wär's in Erz gegossen, aber farbig, lieblich, ähnlich . . . ha, zum Verzweifeln ähnlich! Das ist ein gut Stück Arbeit! Mir ist so wohl, so wohl, gleich . . . nun, nun, kein Gleichniß in dieser feierlichen Stunde! Aber ich bin froh, zufrieden . . . ich schenke Euch eine Viertelstunde Freiheit. Rührt Euch . . . kommt her . . . bewundert Euch selbst . . . und mich . . . uns alle Beide!“

„Erlaubt, daß ich geschwinde eine Zeile schreibe,“ versetzte Alfred, von seiner Freiheit Gebrauch machend.

„Nur zu; dort steht Alles, was ein Schreiber braucht. Geht hin, dichtet geschwind einen unsterblichen Vers auf Lindemanns Meisterwerk!“

„Warum nicht gar, eitler, verstockter Geheimnißkrämer? Die Zeile wird ein Ultimatum, wie nur je eines aus der Feder eines brutalen Selbstherrschers geflossen ist. So oder so: es muß sich entscheiden!“

Alsogleich fing Alfred mit seinem Gänsefiele über das Papier zu wüthen an, daß dem Zuschauer die Haare hätten zu Berge stehen können, wenn sie nur gewollt hätten. Im Nu war die Mission fertig, im Nu mit der Adresse versehen: „An Malvina!“

„Wäret Ihr so gefällig, Meister, dieses Blatt durch Euren dienstbaren Geist bestellen zu lassen? Aber gleich, urplötzlich, ohne Aufschub! Es sollte schon jetzt an Ort und Stelle sein.“

„Meine Hanne,“ meinte Lindemann, „ist nicht zu Hause, „aber gleich nebenan ist ja die Brieflade für dieses Stadtviertel, die Stunde der Briefabgabe vor der Thüre. Wenn Ihr wollt, so besorge ich auf diese Weise den Zettel gleich.“

„Fort, fort;“ geschwinde denn! bat Alfred stürmisch und Lindemann eilte mit dem Gast- und Fastbrief hinunter. — Im Hofe angekommen, zögerte und zweifelte er. „Ich könnte ja den Brief unmittelbar in die rechtesten Hände bringen? Ein paar Schritte in jenes Sommerhaus, und

Malvina selbst empfängt, was ihr gehört und zugedacht ist?“

Allein — überlegend, daß durch diesen Schritt das beiderseitige Geheimniß der Verlobten bloßgestellt sein würde, ließ der Maler von dem Gedanken ab, und warf den Zettel in die Lade. —

Sodann malte er noch wohlgemuth an Alfreds Rocken und an dessen Hand, worüber der Dichter von der Erschöpfung des langen Sitzens überwältigt, so wie abgespannt durch Leid und Freud', sanft entschlief. — —

Wunderbare Sympathie! Ungefähr um dieselbe Stunde entschlief auch drüben in der Sommerwerkstätte die holde Malvina, von der Langweile und dem eintönigen Zungengeflapper der kunstfertigen Blanda eingelullt.

„Geda! wacht auf und geht nach Hause! Schon wird's finster!“ herrschte der Maler dem Dichter zu. — Dieser erwachte, dehnte sich, sprach: „O, ich hatte so schön geträumt!“ und schlich, noch ziemlich schlafbefangen, auf die Gasse, froh, der lästigen Sigerei enthoben zu sein. — —

Blanda dagegen hatte ihre Patientin sanft geweckt, und dabei gesprochen: „Es wird bereits dunkel, meine Beste, und unser Tagwerk ist zu Ende.“

Worauf Malvina schwermüthig: „Sie sind ein Engel, der mich aus den bösesten Ahnungen, die mir der Traum aufdrang, erweckte. Gott segne Sie dafür; Gott schütze mich! Auf Morgen denn.“

Die Sängerin schlüpfte dann in die Hyazinthengasse. — Die Verlobten gingen in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritten an einander vorüber und sahen sich nicht. In der That war's finster geworden und ein Jedes von ihnen hatte mit sich selber und seinen Gedanken zu thun.

IV.

„Mein „letztes Wort“ wird eine um so trefflichere Wirkung machen, als es durch die kalte und fremdthuerische Stadtpost in die Hände der Grausamen kommt;“ bemerkte sich Alfred auf dem Wege nach seiner Wohnung: „es ist indessen

zu verwundern, daß ich noch immer so flettenhaft an der Ungetreuen hänge, die mich seit vierundzwanzig Stunden schindet, spießt, und gewissermaßen auf einem Scheiterhaufen langsam zu Tode schmächt? O mein Herz, mein wunderlich Herz! Aber geschworen sei's bei diesen Abendnebeln, geschworen bei diesen elendbrennenden Laternen: wenn nicht heute, heute noch eine de- und wehmüthige Entgegnung auf mein „lestes Wort“ bei mir eintrifft . . . heute noch — so ist's mit ihr und mir vorbei, so reiße ich das theure Band, den schönen Wahn entzwei — mache mich frei, und unterthänig der geheimnißvollen Oberin, die nach meinem Bilde schmachtet, da sie voraussetzt, daß ich selber, ich in Fleisch und Blut, nicht mehr zu haben sei. Täuschung, Täuschung in allen Ecken! Freilich, freilich bin ich zu haben, schöne Unbekannte, mit Leib und Seel' zu haben, sobald die neunte Stunde dieses verhängnißvollen Abends vorüber, ohne daß Malvina mir geschrieben, mich gerufen, mich um Verzeihung gebeten. O, ich kann auch ganz ein Teufel sein!“

Diese letztern Worte hatte Alfred in der Zerstreuung ganz laut gesprochen und rannte dabei heftig an einen Herrn an, der ihm antwortete: „Hast recht, Alfred, ganz recht hast Du. Es ist nicht schön von dem Julius, gar nicht schön, aber doch brauchtest Du nicht mir so zentnerschwer auf den Leib zu rennen!“

„Sieh da, mein lieber, werther, herzlicher Herzlinger!“ begrüßte Alfred den Ansprecher: „vergib mir den Zusammenstoß, und sage mir lieber, was nicht schön ist von dem Julius?“

Herzlinger darauf: „Sag’ mir lieber, warum Du ein ganzer Teufel sein willst, wenn Du doch nicht weißt, was unser sauberer Freund Julius gethan, was er noch thut zu dieser Stunde?“

„Nein doch, ich weiß es nicht. Geht’s mich an? Heraus damit!“

„So stell’ Dir vor, daß er jezo auf dem Kasino eine Vorlesung hält mit der boshaftesten Laune, mit satanischem Salz gewürzt . . . eine Vorlesung von Deinem und über Deinen Brief, den Du jüngst an Deine Braut geschrieben, und

den Julius in einem seiner Stiefel — wie's zugeing, weiß ich nicht — gefunden, geöffnet, gelesen, den Spöttern preisgegeben hat, um Deine Leidenschaft zu höhnen, um Deine Eifersucht an den Branger zu stellen!“

„Mein Gott! mein Brief an Malvina? in einem Stiefel? Vermaledeiter Stiefel! Vermünschter Stiefelfuchs! Niederträchtiger Freund! Wo find' ich den Schurken?!“

Alfred zitterte und schäumte und schnaubte vor Zorn.

„Wo anders,“ versetzte Herzlinger, „als im Kasino, woselbst er noch mit dem armen, rosenfarbigen Papier seine Schwänke treibt . . .“

„Besser sage: mit dem Heiligthum meines Herzens, meiner Liebe!“ donnerte Alfred dazwischen: „das Heiligste in einem Stiefel!!!“

Und Herzlinger schloß: „Ich komme eben aus dem Kasino, konnte den brudermörderischen Witz und Hohn nicht ohne tiefste Entrüstung mehr mit anhören; darum ging ich . . .“

„Um mit mir umzukehren, meine Schritte zu

leiten, meinen Grimm an's Ziel zu führen! Marsch, Kamerad, voraus, voran! An's Leben geh' ich dem, der mich und meine Braut so schwer beleidigte! — O Stiefel des Schicksals! Komm, mein Freund!"

„In Gottesnamen; wenn auch nur um Dich von unbesonnenen Handlungen zurückzuhalten, begleite ich Dich!" machte Herzlinger, und in vollem Lauf — kaum vermochte der Freund dem Dichter auf der Ferse zu bleiben, ging's auf und davon in das Kasino hinein.

Alfred brach wie ein Rosaknospul in's Gesellschaftshaus. „Wo, wo ist er? daß ich ihn morde!" zeterte er durch die Gänge, während Herzlinger ihn mühselig am Rockzipfel festhielt.

Siehe! da trat dem Dichter entgegen eine hohe Heldengestalt: der Oberstlieutenant Gylfers. Und dieser Oberstlieutenant sprach ernst und milde zu ihm: „Ich weiß, mein Herr, wen und was Sie hier suchen. Beruhigen Sie sich gefälligst: die Hauptsache ist schon geschehen. Hier ist das durch höllische Spiegelfechtereien oder andere Treu-

losigkeit in die unrechtesten Hände gefallene Dokument. Ich hab's dem frechen Wigbold abgenommen; ich stelle es jetzt Ihnen zurück."

"Ha, das ist wacker von Ihnen, und ich danke aus gerührter Seele . . . aber jener schlimme Freund, jener Julius . . .?"

"Er wird mir morgen Rede stehen . . . und wenn er den Tag überlebt, mag er ferner Ihnen gehören."

"Versteh' ich recht? Sie, von Gylfers, hätten schon gethan, was mir zukäme, mir allein?"

"Die Buberei, Herr Alfred, war offenkundig; sie abzustellen die Pflicht eines jeden Ehrenmannes. Ich achte Sie hoch, Herr Alfred, Ihre Braut bewundere ich schon lange in stiller Verehrung. Ihre Rechte auf Malvina sind mir heilig; aber nicht minder ist mir's die Ehre Ihrer trefflichen Braut!"

Mit diesen Worten des alten Bayard, die des noch ältern Scipio würdig, entfernte sich der Heros Gylfers, und auch Alfred, gleichsam ver-

dukt, vor den Kopf geschlagen, ließ sich durch Herzlinger vom Schauplatz führen.

„Geh' nach Hause, trink' ein Glas Limonade, und geh' zu Bett,“ mahnte der Freund.

„Geh' zum Henker,“ antwortete der Dichter.
— Herzlinger ließ sich's nicht zweimal sagen.

Auf seinem Zimmer sagte jedoch Alfred in seinen Spiegel hinein: „Das ist eine saubere Bescheerung. Ich und Malvina — beide heimlich geliebt, beide verehrt und vergöttert im Stillen! Himmel — welche Verwicklung! Das Benehmen dieses Gylfers wirft einen düstern Schein auf Malvina's letzte Tage und auf ihre geheimnißvollen Ausgänge . . . hu, mich schaudert. Ich muß später den ganzen Abgrund meines Argwohns genau ausmessen . . . Was muß ich aber jetzt thun? Mit aller Kraft eines Riesenmagnets zieht mich's zu Malvina . . . und dennoch . . . werd' ich ihr unter die Augen treten können nach dem Gewaltsbrief, den ich ihr aus Lindemann's Atelier geschrieben?“

Da, da fiel sein Blick auf den Schreibtisch:

da lag ein Billet, von Malvina's Hand überschrieben . . . Die Antwort auf jenen dickbesagten Drohbrief. Zitternd riß Alfred es auf; zitternd überlas er das Blättchen. — „Gott, sie begreift nicht! (Ich glaub's, da mein rosenfarbiger Brief nicht angekommen!) Sie ist aufgelöst in Schreck und Wehmuth! (Bravo;) — Sie ruft mich, um der Liebe willen, — die noch vor Kurzem uns vereinte! (Ich komme, komme, komme!)“

Und richtig kam er — „auf Amor's Flügeln,“ wie unsere Väter zu sagen beliebten.

V.

„Böser, böser Mann! Mich so zu quälen!“
„Ach Theure, mußst' ich nicht selber wandeln auf
Dornen?“

„Vergib mir, wenn ich, ohne zu wissen, etwas
gethan, das . . .“
„Vergib Du selbst, o Liebe, daß ich so schwer
Dich bedrückt!“

„Aber auch seit zwei Tagen nicht zu kommen
in mein Haus!“

„Ach Beste, Colombine wies mich stets hinaus!“

„Du kannst, was ich gelitten, nicht empfinden!“

„Was ich an Dir verbrach, kann ich kaum über-
winden!“

(Zärtliche Umarmung.)

„Zweimal schickt' ich zu Dir! Die Thüre stets
verschlossen.“

„Ich lief umher wie toll, den Julius zu durch-
stoßen!“

„Ein Mord um meinetwillen! Ach, laß es
gut doch sein!“

„Der Gylfers schießt schon morgen dem Kerl
den Schädel ein!“

(Malvina ist still bewegt von der Hingebung
des Helden. Alfred bedauert, sich verschnappt zu
haben. Darum fügt er gleich argwöhnisch hinzu):

„Ich sah einsam Dich ausgeh'n, Theure? Wo-
hin bist Du gegangen?“

„Zu meiner Tante Mimili, grad nur auf ihr
Verlangen.“

(O Schlange! denkt sich Alfred, der bei der Mimili gewesen und Malvina nicht angetroffen.)

„Wo warst Du heute nur, mein Herz, daß ich Dich nicht gefunden,“ fragte er weiter.

„hm, bei der Base Reich, mit ihr zu schneiden ein paar Stunden . . .“

(O Krokodil und so weiter, die ganze Naturgeschichte hindurch!) denkt sich wieder Alfred, der auch bei der „Reichin“ gewesen und Malvina nicht angetroffen. — Dann versinkt er in andere Gedanken, — an die schöne Unbekannte, zum Beispiel, denkt er. — Ihrerseits denkt Malvina, in die Kerzenflamme starrend, an den großmüthigen, ritterlichen Gylfers, — en tout honneur jedoch. — Mittlerweile kommt vor Sitzungs- und Leidenschaftlichkeits-Erschöpfung abermals und satanisch hinterlistig der Schlaf über Alfred. In der Ecke des Sopha's neben der Geliebten entschlummert er; — !! endlich hört Malvina seinen Schlummer, springt entsetzt auf, und stammelt die Worte: „Wie? Mir, mir das? mir, der Braut? Vor der Hochzeit das mir?!!! So

fahre denn hin, o Nachsicht und slav'sche Liebe!
Der Faden ist zerrissen! Wenn ich noch eingeschlafen wäre! Der Portraitzwang würde mich entschuldigen. Aber er?!! Unerhörter Verrath!"

— Dieses gestammelt, entweicht Malvina auf flüchtigen Sohlen, und nach einer Minute wird Alfred gerüttelt, geschüttelt. Er öffnet die Augen. Colombine steht vor ihm, freideweiß und äugelnd wie die Klapperschlange, und sie sagt ihm: „Fräulein bittet Herrn Alfred, sein Schläfchen zu Hause zu beendigen.“ — „Wie, was?“ stottert der Dichter, aber willenlos, weil schlaftrunken, läßt er sich leiten, gängeln von der Zofe, bis er auf der Straße steht und weiß nicht wie. — „Und ich habe sie doch so sehr geliebt,“ seufzte er, das matte Haupt auf's Kissen legend. — „Und ich habe ihn doch so zärtlich geliebt!“ schluchzte auch Malvina, da sie vor Schmerz und Kränkung müde auf's Lager sank. — —

VI.

„Der Morgen, der neue,
„Bringt öfters späte Neue.“

Bei den Verlobten, deren Geschichte in diesen Blättern, war das der Fall, wie bei Vielen. Aber der falsche Ehrenpunkt wollte die Oberhand auch bei ihnen, wie bei so Vielen behaupten.

Erstens schrieben Alfred und Malvina, ein Jedes von ihnen mit blutendem Herzen, dem Andern den Scheidebrief.

Zweitens schickten sie genannte Trennungsakte durch vertrauteste Boten einander ins Haus, und diese Boten hatten den bon sens, die verhängnißvolle Schrift eine Stunde später abzuliefern, als sie sollten, so daß Malvina und Alfred schon ausgegangen waren, als die Depechen eintrafen.

Drittens gingen beide — zu Lindemann, um ihre angefangenen Bildnisse zu reclamiren. Sie sollten — ewige Denkmäler der schmerzlichsten Trennung — unvollendet in den Händen der Besteller und Geschilderten verbleiben. Um des

maledeiten Porträts willen hab' ich Malvina vernachlässigt!" warf sich Alfred vor. „Um des unseligen Porträts willen hab' ich meinen Alfred belogen, betrogen, eifersüchtig gemacht!" klagte sich Malvina an. „Aber," — setzte sie hinzu — „das gab ihm nicht das Recht, an meiner Seite, an meiner Herzensseite einzuschlafen! Der kalte Bösewicht!" — „Aber," — setzte auch Alfred hinzu, — „das berechtigte sie nicht, sich von Gylfers heimlich lieben zu lassen, und mit ihm — ich fürchte — allerlei Rendez-vous zu feiern." — „Jedenfalls à bas le portrait!" machten sie beide im Duett, und liefen ungefähr zu gleicher Zeit, aber auf verschiedenen Wegen, wie man weiß, dem Haus des Malers zu.

Alfred kam zuerst an. Ein alter Gartenknecht, der von den Mysterien des Hauses nichts wußte, legte vor der Thüre. — „Herr Lindemann?" fragte der Dichter, da die Treppe zu des Malers Werkstätte verschlossen. — „Im Garten, steht nach den Spagen, die an die Trauben gehen!" —

Alfred eilt nach dem Garten. — Gleich dar-

auf kommt Malvina, die in der Eile den Schlüssel zu Nummer zwölf vergessen, am Thorweg an und fragt: „Herr Lindemann?“

Im selben Augenblick öffnet zufällig des Malers Gattin die Treppensforte, und spricht verbindlich: „Mein Fräulein, spazieren Sie nur herauf, mein Mann ist nicht weit.“

Malvina folgt, wird oben in das Atelier eingelassen und des Malers Gattin fragt: „Was steht zu Ihren Diensten, mein Fräulein?“ — Und Malvina antwortet: „Ich möchte nur Ihren Gemahl bitten, daß er dem Fräulein Blandchen bedeute, daß mein Bild . . . — —“

Nicht endet sie die Rede, denn sie stutzt, sie ist auf's heftigste erschüttert, sie hat Alfreds Bild gesehen!!

Zur selben Frist hat Alfred, der vergebens nach Lindemann im Garten ausgespäht, und zur weitem Spähung in's Gartenhaus seinen Weg genommen, Malvina's Bild gesehen, und sich, übermannt von der Ueberraschung, davor auf seine Knie geworfen.

„Alfred, Alfred!“ schrie Malvina, alles um sich her vergessend. „Ach, so warst Du, da zum erstenmale Deine Liebe Du mir gestandest!“

„Malvina!“ rief Alfred außer sich. „Ja, ja, Du bist's, so wie ich Dich zum ersten Mal gesehen, und von Dir gefesselt worden!“

„Und Dich sollt' ich lassen, Alfred?“ —
„Und von Dir sollt' ich scheiden, Malvina?“

(A due): „Nie nie, nimmermehr!“

Die erschrockene Blanda, die den Poeten für verrückt gehalten, hatte indessen den Maler herbeigerufen. Auch Lindemanns Frau, von Seiten der Sängerin eine Ueberschnappung fürchtend, rief nach dem Herrn des Hauses. Mit wenigen Worten — da *periculum in mora* — erklärte Lindemann den Parteien das große Räthsel, und pflanzte wieder das Vertrauen in die Seelen der Verlobten. Die Liebe selbst war natürlich noch nicht daraus gewichen gewesen. Die Liebe hört nicht so schnell auf.

Im Angesicht der beiden Bilder umarmten sich

zum neuen Bunde, nach dem Austausch aller ihrer eitlen Beschwerden, der Dichter und die Sängerin.

„Jetzt sollen beide Bilder vollendet werden, und wir wollen dabei sitzen, Aug' in Auge, so zu sagen Arm in Arm, und uns nicht fürchten vor Langweile und vor'm Schlummer!“ beschloffen einstimmig beide.

„Nicht wahr jedoch,“ flüsterte Malvina in Alfred's Ohr, „Du schickst den schwarzen Mohren aus'm Dienst und lässest den Julius am Leben?“

„Will mich nicht nach ihm umsehen,“ gab er zur Antwort, „wenn Du der weißen Colombine den Abschied giebst, und wenn“

„Das erste sei, mein Geliebter; was heißt jedoch das zweite wenn?“

„Wenn Du einwilligst, schon in diesem Mond mein Weibchen zu werden, statt noch so viele Monde zuzuwarten.“

Stumm, aber beredt im Schweigen sank Malvina an des Dichters Herz. „Allons, Blandchen,“ jubelte der Maler auf. „Jetzt malen wir selbander, so wie das Fräulein und der Herr

selbender sitze, und unser Ruhm und Meisterbild,
vollendet sei's, noch eh' der Tag sich endet!"

Und also geschah's, und ferner auch, was
das Paar beschloffen. Julius ließ sich nicht todtschießen, da er für seinen Frevel um Vergebung zu bitten vorzog. Die Unbekannte und der von Gylfers lieben ohne Zweifel und beten an, so wie früher, lassen sich's aber weiter nicht merken. — Chrétiens und Colombine haben einander geheirathet und sind zufrieden, wie Tag und Nacht es mit einander zu sein gewohnt sind. Daß aber Alfred und Malvina glücklich geworden, versteht sich von selbst.

Geschichten eines Hundertjährigen.

Es steht ein Schloßlein an dem Rhein,
Da kehret nur die Freude ein,
Der Wirth ein wackerer Degen,
Die Frau 'ne Zier der Weiblichkeit,
Die Kinder Gottes Segen.

Es war im Herbst 1834. Die Sonne hatte an den Rebgeländen des badischen Oberrheins ihre Schuldigkeit wacker gethan. Durch das rothe Laub der Weinstöcke glitzerten in üppiger Fülle die blauen Burgundertrauben und der Rislunge perlenartiger, mattgrüner Glanz. Der Himmel lächelte hell und freundlich auf sein schönes Werk hernieder, und mit den geschwägigen, durch hohe Luft heimstreichenden Zugvögel um die Wette sangen und schäfferten, pfften und zwitscherten die Winzer, die in der Reife arbeiteten, schnitten und

schmaukten, daß es eine Freude war. Der Segen Gottes stand ja so reichlich und so lockend an den rebenbepflanzten Halden, wie schon lange nicht mehr!

Das Schloßchen, von dem oben geredet ist, steht lustig und fest auf einem heitern Vorsprung gebirgigen Ufers, zu dessen Füßen der grüne Rhein etwas ausgelassen, aber angenehm anzuschauen, thalab sprudelt und braust. Er hat noch viel von seiner schweizerischen Abkunft in jener Gegend, und tollt gleichsam in seinen Schülerjahren sorglos und behaglich an dem reizenden Markgräflerland vorüber. — Stände das Schloßlein nicht so hoch, seine weißen Mauern und spiegelblanken Fenster würden aus der grünen Fluth ergötzlich widerstrahlen. Aber der Anlauf vom Gestade bis zum Gipfel der Rebberge, den das Herrenhaus frönt, ist zu dem Ende zu weit. Dafür bligten die Raketen, die das Winzervolk der Schloßherrschaft bei einbrechender erster Nacht der Weinlese sternwärts steigen ließen, um so kräftiger aus dem Rheinspiegel zurück, kräftiger

als die Sterne selbst thaten, die doch klar und rein wie selten standen am Firmament.

Halbwegs vom Ufer bis an's Schloßchen steht eine Kelter, ein ziemlich großer Raum, nebenan ein traulicher Stubenwinkel, wo ein paar Duzend verträgliche Seelen nebeneinander auf Bänken und Schemeln Platz finden und frisch von der Trotte weg den Traubenmost versuchen können. — In der Kelter war vollauf zu thun gewesen über den ganzen Tag. Vom bacchischen Wohlgeruch duftete das geräumige Gebäude und die nächste Umgebung desselben gar würzig. In dem Stüblein war der Ofen angenehm erwärmt. Auf dem großen Tische war's hell von Licht und Lampe; aus großen irdenen Krügen floß der süße trübe Most. Auf den Wangen Vieler aus der Versammlung, die da beisammen in der Runde saß und lagerte, sah es aus, wie auf den sonndurchglühten Blättern des Weinstocks. — Aber nicht in leichtfertigen Redensarten ergingen sich die Zungen der ausruhenden und tafelnden Winzer. Die Herrschaft war gegenwärtig; der wahre Degen,

seine Hausfrau, die Zier der Weiblichkeit, und ein paar fröhliche halberwachsene Knaben, des edeln Paares Sprößlinge; und vor ihnen, die so allgemein geliebt, hatte auch der frechste Indiewelt-hineinschwäger völligen Respekt.

Wer aber sitzt am Ehrenplatz des Stübchens, im Erzgroßvaterstuhl aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, da am Rhein der weimar'sche Bernhard und der abenteuerliche Mannsfeld ab- und zuschwärmten? Wer ist der Mann mit dem schlichten, aber stark durchfurchten bäuerlichen Antlitz, mit dem ehrwürdigen Haupte, dessen Schmuck die silberne Krone des hohen Alters? Wäre er ein Ahnherr der Edelfamilie? Dem widerspricht die zwar gute und warme, aber dörfliche Kleidung und die bescheidene, fast demüthige Geberde des guten Alten, der wahrhaftig nicht um den Ehrensitz gebuhlt, welchen ihm sein Guts herr, der zugleich sein Pfleger und wohlmeinender Freund, angewiesen. Nachbarlich und traut sitzt neben ihm die Dame. Ihr Lächeln mehr noch, als der süße Most, den er wohlgefällig und bedächtig

schlürft, erquickt und erwärmt das Herz des hundertjährigen Mannes.

Hundert Jahre! Im verwichenen August hatte er bereits die weite Reise durch die lange Strecke eines Jahrhunderts zurückgelegt, und noch munter wie zur Zeit der ersten Dreißig strahlte sein Auge, ging die Mühle seines Mundes; nicht was das Beißen, aber was das Reden anbelangt. — Zwar ist der alte Martin nicht zu jeder Frist so beredt und aufgelegt gewesen. Dann und wann hatte ihn freilich die Last der Jahre nidergezogen, wie die Wucht des Winterschnee's die starken Tannenzweige überwältigt. Aber der neue süße Wein, die Milch der Greise überhaupt, erwies sich dem Herrenberger-Martin immerdar als ein Verjüngungstrank. Hatte er ein kleines Glas von ihm verkostet, so war er schnell gekräftigt, wenn nicht um frisch handelnd in's Leben einzugreifen, so doch um zu erzählen von alter Zeit und altem Wesen.

Martin war ein Mensch, der durch alle seine Tage hindurch geredet hatte von der Brust weg,

wie es ihm aus dem Herzen kam. Wer jedoch so frei von der Leber wegspricht, wie ihm der Schnabel wuchs, redet ganz anders als die Welt um ihn her: befremdlich oft und kurzweg und manchmal närrisch, wie die Leute meinen, aber dennoch hört man ihm lieber zu, als den langweiligen alten Geschichtleinwebern, die da weben aus einem dünnen Strang viele Ellen eines fadenscheinigen Gewebes und ihre armen Zuhörer einschlafen machen über dem langsamen eintönigen Tif-taf ihres Webstuhls.

Aus demselben Grund war Martin der Lieblingserzähler bei'm Vesperbrod, zu Abend bei'm Licht, in der Spinn- und in der Kelterstube. Nicht selten, gerade just wie heute, machte sich die Herrschaft ein Fest daraus, dem Alten zuzuhören, den sie bei hohen Jahren gnadenhalber in ihr Haus genommen, um für ihn zu sorgen bis an's Ende. War doch schnell des Sommers Pracht, des Herbstes Traulichkeit vorüber, und wie bald rief der Winter den Edelmann sammt seiner Familie in die Stadt zurück, wo der Baron

aufhört, ein Freiherr zu sein, und gehen und stehen und tanzen muß, wie seinesgleichen thun, und gern, wenn sich's richten ließe, tausend Klatschgeschichten und saftlose Schwägereien hingäbe für eine Historie des alten vom süßen Wein sanft belebten Vaters Martin!

Am ersten Abend der Weinlese von 1834 hatten Aufforderung und Bitten der Herrschaft und des Winzerpublikums den guten Martin redselig gemacht. Aufmerksam lauschten Männer, Frauen, Bursche und Dirnen der Geschichte, die er zuerst vortrug; eine Reliquie aus dem Schatz der Vergangenheit. Er wußte ja nur Altes wiederzugeben! Die neue Welt, die junge, war ihm natürlich fremd geworden, die Geschichte des Gestern ein verwirrter Traum, und seinem Gedächtniß nur treu und klar geblieben, was längst schon gewesen. —



Bruder Rothmantel.

Das waren verzweifelte Kerle, die Rothmändler! Wenn ich sie mir noch vorstelle, Sappermost, so gruselt's mir über die Haut. Was sind daneben unsre Soldätle? Ein Dragoner mit dem dicksten Schnauzer darf gar nicht hinschmecken an die Rothmändler und an selbige Kroaten und Panduren, wie sie Anno dazumal in Breisach lagen. Ueber den Wald, wo ich daheim, sind viele hin- und hergezogen, wohl über den Rhein, tra, ra, ra! Die Franzosen haben vor ihnen die Hüt' abgezogen und der Kopf ging alsdann gewöhnlich mit. Die Rothmändler schnitten Franzosenköpfe zusammen, wie Sauerkraut. Sagten nichts dabei, als „Nie boß,“ was so viel heißt, als: Prost, oder: 's thut nicht weh, oder: 's ist gleich vorbei. Das war's auch: ihre breiten Messer schnitten fein wie Barbiermesser, und dann hatten sie noch einen frummen Säbel und auf dem Bauch die Patrontasche, und im Gürtel Pistolen und über die Schulter eine lange Flinte,

wie des gnädigen Herrn Gewehr, womit er die Enten schießt. Von unten auf sahen die Kerle reputirlich aus. Blauhosen mit gelben Schnüren und Bundstiefel; ein blaues oder braunes Brusttuch; aber darüber hing der Mantel, als wie mit Blut angestrichen. Eine Kapuze, wie die seligen Väter Franziskaner getragen haben; aber roth, und eine runde Kappe auf dem Kopf, wie der Herr Pfarrer im Haus trägt. Beilsche aber nicht schwarz, sondern blutroth, wie der Mantel. Den Schädel hatten sie geschoren bis auf einen Zopf und zwei lange Haarbuschen über den Schläfen. Die trugen sie geflochten und mit Blei zusammengeheftet. Auch den Schnurreß ließen sie lang wachsen und strichen ihn an mit schwarzem Pech — 's war furchtsam anzuschauen. Ja, das waren verzweifelte Kerle. — Wie ich den ersten von ihnen gesehen habe, war ich ein Bub von acht Jahren und ein paar Monat darüber. Mein Vater — ach, er denkt mir noch so gut aus selbiger Zeit — war ein eisgraues Männle, die Mutter, seine Zweite, eine gerühte

Frau, aber auch mehr alt als jung. Ich war ihr Nesteschlupferle. Der Vater war schon an die Siebenzig, als ich auf die Welt kam. Der Herrenberger-Hof droben bei Lichtenwald gehörte ihm eigen; er war aber aus dem Hauenstein gebürtig, und wohlhåbig gewesen, hatte jedoch sein Ort und selbig Hogenlåndle verlassen müssen, weil er seine Zweite, meine Mutter, genommen, die ein blutarmes Mensch, ein Schleifermådle aus Schwåbisch-Gmünd gewesen. Unter denen Hogen — so heißen sich die Hauensteiner untereinander — haben die Schleifermådle einen üblen Ruf, weil sie mit ihrer Gesippe im Land weit und breit herumhaudern und nirgends so recht ansäßig sind. Darum also war mein Vater — Gott tröst' ihn — aus 'm Hauenstein Lichtenwald zu gezogen und hatte den Herrenberger-Hof gekauft und wenig Schulden darauf stehen lassen. Er war als ein Junger ein Maurer von Profession gewesen und hat sich viel in der Welt herumgeplagt. Das Sprüchwort sagt wohl: Maurerschweiß macht niemals heiß! aber 's ist

bei meinem Vater nicht wahr geworden. Der hatte viel geschwigt, und deshalb war er schon eisgrau und noch nicht einmal siebenzig Jahre alt; noch fast gar ein junger Mensch. Der Herrenberger-Hof lief voll von Kindern, meinen Geschwistrigen, Buben und Mädeln durcheinander, von dreißig Jahren bis zu mir herab. Ich war, versteht sich, der jüngste von den Gosen; ich war noch gar klein . . es ist schier nicht zu glauben, wie klein der Mensch geboren wird, und wie so gar jung. — Ich hab' vergessen, wie viel der Geschwistrige gewesen sind. Wir sind auseinandergekommen, der nach Polen, die in die Schweiz, ein paar verdorben, ein paar gestorben . . . nun, sie werden jezo wohl alle auf dem Kirchhof liegen, wenn nicht einer oder der andere aus Gnade Gottes noch lebt. Sie waren alle fripplich und verhuzelt. Ist ja doch der älteste, der Pongraz, nicht älter als sechszig und noch ein paar Jahre geworden, und er war doch ein ordentlich besetzter Kamerad! Es war eben Gottes Wille, daß er so jung dahingehen mußte, und das ist eben

meine Geschichte. Mir wächst die Hühnerhaut über'n Buckel, wenn ich an den Pongraz denke; ja über den ganzen Leib.

Also: die Rothmäntler von der Kaiserin Maria Theresia waren verzweifelte Kerle! — Daß ich's aber recht sage: der Pongraz ist, da ich auf die Welt kam, schon vierzig Jahr alt gewesen und ich hab' ihn lang nicht gesehen, weil er außer Land's war, und nicht etwa in der Schweiz, wie der Heiner, oder in Polen, wie der Kaspar, oder gar in Amerika, wohin jetzt so viele Leute laufen. Ich glaub' nicht, daß sie wissen, warum. Ich, meiner Seel', wundere mich, daß das Amt sie nur laufen läßt. Zu meiner Zeit — by Gott — Vor den Obervogt! hat's da geheißen, und der Obervogt hat gesagt; Auswandern? Ja wohl, versteht sich, nichts geschwin- der; Gerichtsdiener, herein. Leg' Er den Mann auf die Bank und wart' er ihm einstweilen mit fünfundzwanzig aus dem Salz auf! — So hat man's dazumal gemacht und mich dünkt's gut. Bei Einem hat die erste Lektion schon gebattet;

der Andere hat zweimal kosten müssen, bis er das Rechte eingesehen Summa, Summarum, sie sind daheim geblieben und haben's in ihrem Sterbestündlein noch dem Herrn Obevoigt gedankt.

Daß ich wieder auf meine Red' komme, so ist also der Pongraz ein böser Bub gewesen. Alles hat er dem Vater und der Mutter zu leid gethan, aber nichts zu lieb. Da ich in der Stube auf dem Boden herumkroch und herumspielte, hatte ich schon gute Ohren und paßte auf, wie ein Jud, auf alles, was um mich vorging und geredet wurde. Da hörte ich oft den Vater seufzen und jammern über den davongelaufenen Pongraz, und daß er die Mutter, meines Vaters Erste, so tief betrübt habe, daß sie ein paar Jahre nach seinem Ausreißen am Schmerz und Kummer um ihn gestorben. — Da hatte meine Mutter zu trösten und zuzusprechen, bis ihr die Geduld am Vater ausging, und es gar oft harte Worte setzte hin und her, und endlich mehr, als nur harte Worte. Es ging immer mit einem Regenbogen auf'm

Buckel oder im Gesicht aus. — Zu meiner Zeit ist nicht gleich das Weib, wenn's Schläg' gesetzt hatte, zum Vogt gelaufen, und hat geheult, und ihren Mann verschwächt, wie heutigen Tags geschieht, wo sie um einen Grißer über die Nase, oder um ein paar Streiche auf die Rückenstange ein Geschrei erheben, als sei ihnen der Kopf abgerissen worden. Noch viel weniger ist der Mann klagen gegangen, wenn er ausgeschmiert ist worden. Mein Vater seliger hätte das gewiß niemals gethan, und hat doch ordinärlich sein Theil gefriegt, weil die Mutter viel stärker war, denn er. Ich bin der Mutter nachgeschlagen an Kräften, aber an gutem Herzen dem Vater, der immer gleich nachher Fried' machte, was die Mutter immer gern angenommen. Sie haben sich recht treu geliebt, und werden sich in der himmlischen Seligkeit ohne Zweifel wiedergefunden haben!

Also denn: Die Rothmäntler waren verzweifelte Gesellen, nachtfertig, hungerleiderisch, diebsmäßig geschwind an einem Ort und am andern, und hauderiplauz und hollops wiederum auf und

davon. Auf der Avangguardi der Schrecken der Feinde, und auf der Retirade Gottes Geißel für den Freund. — Es war Anno . . . Anno . . . Ein- oder Zwei- oder Dreiundvierzig . . weiß nicht mehr recht, da kamen unsere Kaiserlichen auf einmal wieder von drüben herüber; die Franzosen ihnen nach, was gibst du und was hast du. Der Vater erzählte oftmals über'm Essen . . . das Jahr war nicht gut gerathen, und die Noth war so groß wie der Hunger . . . von dem Elend, das man aus dem Rheinthale höre, und wie viele Dörfer verbrannt, wie viele Kirchen bestohlen und Leute todtgemacht. Es war furchtsam und ich fürchtete mich; weiß jetzt gar nicht mehr, vor wem ich mich mehr fürchtete, vor den Franzosen oder vor den Nothmäntlern, von denen Jammer über Jammer berichtet wurde. Wir waren allerdings von Herzen gut kaiserlich . . . Es lebe hoch die Kaiserin Maria Theresia, und der Kaiser Joseph und der Kaiser Franz! . . . Der Vater sagte aber alleweil: Man muß den Stall nicht erst zumachen, wenn die Kuh schon draußen ist. — So

hat er sich Gewehr und Pulver angeschafft, und der Vincenz hat sich einen Sabel entlehnt, und die Mutter hat die Schwestern gut eingesperrt und weiter als zwanzig Schritt durfte keins von uns vom Haus und vom Hof. Das Vieh wurde nicht mehr zur Weide getrieben . . . das waren Feiertage für mich. Wenn's auf den Acker ging, so gingen wir in Prozession und der Vater oder der Vincenz war dabei mit dem Gewehr, und der alte Täubesle stand daheim Schildwacht.

Einmal waren sie alle fort, bis auf die Mutter, die Gliederweh hatte, aber nicht gar stark; sie lag nicht einmal in ihrem Bett — und bis auf mich, wohlverstanden. Ich war im Stall gewesen und stand dann ein wenig auf die Hofmauer hinaus, und dachte, es sei doch gut, daß ich jezo Ruh und Friede hätte vor der Viehweide und der langweiligen Schäferei. Da knallt's auf einmal im Wald, ein tausend Gäng' etwa von mir, und noch einmal und noch ein Duzendmal, daß die Wipfel der Bäume erschrecklich rauschten; und zwischendurch haben sie geschrieen: Allah! oder

„Hurrah! — Nicht die Bäume, wohlverstanden; aber die Menschen dahinter.

„Aha! denk' ich: das ist Krieg! und will mich davon machen. Auch rief mir die Mutter aus'm Fenster zu: „Komm' herein! daher lieber Martin! komm' waidlich, Maarte!“ Ich hatte mich aber nur erst umgedreht, um tapfer davon zu laufen, so hat mich schon Einer am Kragen und am Hosensbund, und lupft mich hoch über'n Boden und schreit mich an: „Halt, Bub! teremtete, nix gemußt!“

O weh, das war ein Rothmäntler, und ein schlimmer. Die Augen karsunkelten ihm furchtsam; sein ganz Gesicht war glühig wie ein Ziegelofen. Ich nicht faul, heb' an zu schreien, und gleichsam aus dem Wasboden herauf wachsen fünf oder sechs von selbigen blutrothen Kerlen, und gleich waren sie im Hof drinnen, und da ging's hin und her: „Wo Vater? Wo Mutter? Brod, Branntwein, Geld, Alles her!“

Die Mutter schrie . . . aber es battete nichts. Nicht einmal der alte Täubesle war um die Wege.

Krautsappermost, das vergeß' ich in meinem Leben nicht. Die Gefellen liefen wie die Ragen durch's Haus, und Bums! alle Kästen auf, und die Schubladen und alle Thüren aber sie bekamen nicht viel von unserm Sach.

Erstens kam die ganze Hausmannschaft, die das Schießen gehört hatte, in voller Angst vom Feld herein und zweitens hatte der rothe, furchtsame Kerl, der mich noch immer am Kragen herumschleppte, kaum den Vater gesehen, das alte Männel in seiner Hozentracht, die er gar nie ablegen wollte — mit dem braunen Tschoben und dem langen rothen Brusttuch und dem schmalen Preisle am Hemdkragen, so ließ er mich los, und fing an, erbärmlich zu schreien: „Erdöf, teremtete! Was? wie kommen Du hieher? Vater, altes Vater, bist Du's, oder seh' ich Gespenster?“

Warf die Flinte weg und die Türkenkappe, und fiel dem Alten um den Hals, und der Alte merkte was, dem Schnauzer zum Troß, und schrie auf: „Wenn das nicht der Bongraz ist . . .?“

Der ist's auch richtig gewesen. Ein Hauen-

steiner-Gewächs im Panduren-Häs. So lang die Sterne leuchten, ist das nicht geschehen. Boß Mord, wie hat der gleich seine Kameraden aus dem Herrenberger-Hof geflixt! Dem einen Streich über'n Buckel, dem andern ein's über die Nase. Einem, der absolut nicht vom Stehlen abstecken wollte, hat er auf den Pelz gebrannt, daß er hingestürzt ist. Ist nimmer aufgestanden. Maustodt mitten im Hof. Das war ein Schrecken! Die andern liefen davon. Wenn aber nicht zur selben Zeit ganz Lichtenwald und alle Dörfer auf zwei Meil' Wegs aufgestanden wären, und die Rothmändler verjagt hätten, es hätte uns böß aufstoßen können! Zum Glück war's nur eine versprengte Bande, die vor den Franzosen lief, und unterwegs Beut' machte, wo sich was vorfand. Kurz: sie blieben weg und der Pongraz blieb da.

Der Vater und er hatten viel zu fragen und zu schwätzen. „Wo ist die Mutter?“ fragte der Pongraz gleich. Und da er hörte, wie es derselben ergangen, wurde er ganz still und weinte ein Gefegcl. Betrübt anzuschauen an dem wild aus-

sehenden Kerl. Aber der Vater war froh, ihn wiederzuhaben, und die Geschwistriche gaben ihm verschrocken aber freundlich die Hände. „Wer ist der da?“ hat er gesagt und auf mich gedeutet. „Das ist wohl ein kleiner Vetter und Schwestersohn zu mir?“ — Da er nun vernahm, daß ich sein Brüderle, aber von einer andern Mutter, so wurde er lustig, und sagte: „Das Bürschle gefällt mir . . . und Du, Stiefmutter, halt’ ihn nur wohl, daß er nicht ein liederlicher Strick wird, wie ich gewesen bin!“ — Herzte und küßte mich ab, als hätt’ er mich aus der Taufe gehoben. Erzählte hernach, wie’s ihm in den langen Jahren gegangen, weit in Ungarn und Kroatenland, und wie er schon seit manchem Frühjahr beim kaiserlichen Volke, und mehr ein Pandur geworden, als ein Hauensteiner. Konnte anfangs auch gar nimmer ordentlich deutsch reden. Doch blieb er bei uns, und der todte Rothmäntler wurde begraben und sein Hahn krächte nach ihm und dem Pongraz, da die Kaiserlichen heimwärts ruckten, und die Franzosen im Land den Meister

spielten. Zu uns auf den Wald sind dazumal wenige gekommen.

Wie gesagt: der Bongraz blieb da, und verbrannte sein Kroatengewand. Den Schnauzer schnitt er ab, die Haare ließ er sich wieder wachsen wie ein Christenmensch. — „Der Trenk hätte mich aufhängen lassen,“ sagte er oft, „wenn ich zur Armee gegangen wäre und hätte einen Kameraden erschossen gehabt. Besser ist's, ich bin auf dem Hof geblieben. Jegunder wird mich keiner von dem Volk mehr kennen, und kämen sie morgen wieder.“

Nun muß ich sagen, daß Bongraz unserm Vater wieder doppelt ersetzt hat, was ihm die Rothmäntler gestohlen. Bongraz hatte viel Geld bei sich; eitel Gold, französisches, das er in eine Leibbinde vernäht hatte, die er auf der bloßen Haut trug. — „Wenn ich sterbe,“ sagte er dazumal oft, „so soll der kleine Maarte, was ich habe, erben.“ — Ich war ihm zum Fressen lieb ... aber, du liebe Zeit! wie ist's ihm anders gekommen! Vorsätze der Menschen haben keinen Bestand.

Wahr ist's: Pongraz hat geschafft wie ein Pferd. Unser Vater konnte ein paar Knechte an ihm ersparen. Und er war doch nimmer gar jung und hatte im linken Ellenbogen einen Schuß, und die Kugel steckte noch darinnen; hat ihm manch liebesmal abscheulich weh gethan, daß er sacramentirte auf ungarisch oder türkisch, weiß Gott, wie wüßt! — Also ein guter Arbeiter. Alle Sonntag Händel, aber nur alle Sonntage. In der Woche brav und ruhig. Am Abend erzählte er mir immer Geschichten, bis ich einschlief; schöne Geschichten aus'm Krieg und aus Oesterreich und Frankreich. 'S war eine Pracht. — Zwischendurch blieb er auch manchmal über Nacht vom Hofe, und es hieß, er wolle des Schaufelbauern Hansen-Toni-Maz seine Tochter heirathen, die groß' Elisabeth. Ich war um ein paar Jahre älter geworden und das Blut ist mir wie Ameisen im Leib umgegangen, und ich freute mich auf die Hochzeit, um brav zu tanzen. Das Schähli war auch schon da für den kleinen Maarte. Wie denn nun die Kinder sind, die es machen wollen, wie

sie es von den großen Leuten sehen. — Aber aus des Pongraz Hochzeit ist nichts geworden.

So bin ich eines Tags . . . an einem Sonntagmorgen . . . in der Stubenkammer gestanden und hab' ein sauber Hemd angelegt und den schwarzen Flor um den Hals. Der Vater saß bresthaft draußen am Ofen, ganz allein. So kommt der Pongraz herein, und fangt an: „Vater, ich kann's nicht mehr verheben . . . ich hab' d'ran herumgemacht, daß es mir fast gar's Herz abgedrückt hat . . . aber es ist einmal so. Ich muß wieder in die Welt hinaus, ich halt's nicht mehr auf'm Hof aus. Ich muß meine Freiheit haben.“

Der Alte war ganz verwundert und betrübt, und hat dem Pongraz vorgestellt, daß er ja nimmer ein heurig Hässlein sei, und bald der Ruhe bedürfen werde und nicht der Unruh' draußen in der Welt. — Pongraz hat geantwortet, das sei ihm ganz gleich. Er sei noch stark und gesund, und wolle sich schon sein Brod verdienen. Aber auf'm Hof habe er lange Zeit (Langeweile)

und es freue ihn nichts mehr in der Welt. Darum wolle er fort. — „Aber die Elisabeth, die Du in's Geschrei gebracht hast?“ So hat ihn der Vater beweglich gefragt. Hierauf hat Bongraz nur gelacht und gesagt: „Sie macht mir jetzt auch nur lange Zeit. Soll sich von einem Andern trösten lassen. Adjes. Bleibet wohlauf, und die Stiefmutter grüßet schön von mir und die Geschwistrige, den Martin ganz besonders. Ich werd' schon einmal wiederkommen.“ — „Ja, wo willst Du denn hin?“ fragte der Vater, der vor Thränen schier nicht mehr reden konnte. — „In's Frankreich;“ hat der Bongraz geantwortet; „wir haben jetzt Friede und in Straßburg soll's mit meiner Profession gut aussehen!“ — Der Bongraz hatte die Metzgerei gelernt, aber lang war's her. — Kurzum, eh' man sagt: Helf dir Gott! war er fort, und ich hatte ihm aus'm Fenster gut nachschreien. Nicht einmal mehr umgesehen hat er sich nach mir, und sein Geld hat er mitgenommen und die Elisabeth sitzen gelassen zu ihrer Schande. Den Mannsbildern zur Freud'.

Noch mehr den Weibsbildern, den jungen, zum Pläſſr. Die Elisabeth hatte Geld und kriegte doch keinen Mann, aber dafür den Uebernamen „Pauduren-Liſi,“ den ſie bis an ihr End hat ſchleppen müſſen, Gott hab' ſie ſelig!

Während der Pongraz also ging, wer weiß wohin, und nicht ſchrieb und nichts von ſich wiſſen ließ, marſchirte auch die Zeit vorwärts. Ich war groß geworden und hatte mein Schägeli zur Frau genommen und den Hof zum Eigenthum, weil bei uns der Brauch, daß der Jüngſte der Bauer wird. Mit den Geſchwistern und dem Vater hatt' ich abgetheilt. Die Alten waren in's Leibdinghäusle übergezogen, und vierzehn Tage nach Michaeli iſt der alte Mann geſtorben. Er hat nichts beſſeres thun können, hat nicht mehr geſchafft, von Tag zu Tag iſt er fripplicher und liederlicher *) geworden. Danebſt hat er mich viel gekoſtet, das iſt auch wahr. Alte Leute brauchen viel, und ich wollte ihm doch ſeine Sach' recht geben. 'S iſt mir ſpäter ſchlecht vergolten worden.

*) Liederlich = krank, elend.

Das alte Männel war schon lang begraben und ich hatte erst kürzlich taufen lassen, und mit meiner Mutter einen Prozeß vor Amt bekommen, woran meine Schwiegermutter schuldig gewesen... und so sitze ich Nachts einmal vor der Thür, und überlege mir das und jenes. Wer spricht mich auf einmal an mitten in der Finsterniß? Ein Mann mit einem großen Wanderstocken, und der Mann war . . . meiner Seel! . . . der Bongraz, an den ich so wenig gedacht hatte, als an den Vogel Strauß.

Boß Mord! Ich in die Höhe, und sage: „Du Landläufer, was machst Du da bei Nacht und Nebel? Marschir' ab, woher Du gekommen bist. Was suchst Du auf dem Wald, verdächtiger Gesell?“ — Ich redete so hart mit ihm, weil ich jezo Achselschmalz genug hatte, um ihn zum Hof hinaus zu werfen. Ich fürchtete mich nicht vor ihm, und hatte ihm nicht verziehen, daß er mit seinem Geld in die Welt gegangen, und hatte doch mir das Geld als Erb' versprochen! Wiewohl — wenn er die Pandurenlist geheirathet

hätte, wäre ebenfalls nichts aus der Erbschaft geworden. So viel versteh' ich auch noch von der Gerechtigkeit.

Was antwortet mir der Bongraz? „Ich such' ja nur Dich und den Vater, Martin. Willst Du das nicht leiden?“ antwortet er. — Das war nicht die rache*) Stimm' von dem ehemaligen Bongraz. Er schwächte jezo, als hätte er nichts als Brei und Zahnlücken im Maul. Und wie ich ihn in die Stube treten mache, an's Licht, so sieht er doch gerade aus, als wie der Wald im tiefsten Winter und der silberweiße Schnee ist ihm über die Stirn und über die Lippen und über die glisternden Augen tief herabgehangen. — So sagte ich ihm: „Ja wohl; Du glaubst, der alte Vater wird noch bis Nimmerle'stag auf Dich warten und zusehen, wer älter wird, Er oder der Methusalem? Was bildest Du Dir ein? Gestorben ist er und Dein Name ist ihm im Tod auf der Zunge gefessen, und ich hab' jezo den Hof und zudem einen kleinen Buben, und der

*) Rauh, stark.

schläft bei der Kindbetterin in der Kammer, und Du sollst sie alle zwei nicht im Schlaf stören; darum pack' Dich in Gottes Namen."

Da redt' er ganz wehmüthig: „So find' ich den Vater und auch den guten Maarte nicht mehr! Das ist härter, als es mir schon ergangen ist! Aber Du wirst mich doch nicht in die Nacht und den Wind hinausjagen wollen, Bruder? Dein Hund schläft warm und trocken, und ich soll wandern im Frost und in der Kälte?" —

Sappermost, der Bongraz hatte es recht getroffen mit dem Liedel, das er sang; gleich war der gute Maarte wieder da, und ich führte ihn hinüber in's Leibdinghäusle und legte ihn unten in des Vaters Bett und schwägte mit ihm noch leise, damit die Mutter oben nicht verwachte. — Der Bongraz streckte sich, und sagte vergnügt, wenn schon schnatternd vor Frost: „Das wird warm geben; sei bedankt. Morgen will ich Dir viel erzählen, und ich bin zu Deinem Segen ins Haus gekommen. Ich habe zwar viele Jahre verloren wie ein schlechter Spieler, aber justement

im letzten hab' ich eine Kunst gelernt, die Geld bringt als wie Heu; und ich will Dich die Kunst lehren und Dein Hof und all Deine Habe wird dann floriren, als führte der heilige Joseph selber den Pflug und säte die Frucht auf'm Acker." — „Was für eine Kunst?“ fragte ich. — „Morgen,“ sagte er; „Du magst nur vorderhand wissen, daß ich noch viel reicher bin, als ich unter den Rothmäntlern gewesen bin. Aber das Geld steht in Frankreich drüben, und ich will's kommen lassen, und Dir soll's gehören, wenn ich einmal todt bin.“ — Da sagte ich darauf: „Du hast mich schon einmal erben lassen wollen, und es war nichts. Gib's lieber der Elisabeth, die Du unglücklich gemacht hast, und die noch als ein lediges altes Mensch herumspizt.“ — „Ist sie noch ledig?“ fangt er betrübt lachend an, und sagt dann: „Recht so; ich werde sie heirathen und mir neben Dir ein Haus bauen. Darum gehört aber dennoch Dir mein Geld in Frankreich. Ich brauch es nicht, und wenn wir zusammen brav auf meiner Kunst arbeiten, so sind wir viel reicher

als der türkische Kaiser. Da hast Du meine Hand darauf.“ —

Weil er so ehrlich sprach, gab ich ihm gern die Hand, und fragte ihn, ob er nicht essen und trinken wolle? — Darum nickte er mit dem Kopfe: „Ein Stiefel Wein wär' mir lieb, und meinetwegen 's bizzle Käs und's Mümpfele Brod, wenn Du nicht Schweineknöchle in der Sulz hast, oder dergleichen.“ — „Amen;“ sagte ich, und ging mit dem Licht in das Haus hinüber und suchte das Kuchenkänsterle aus, und darüber erwacht mein Weib, und ruft mir, und fragt nach dem Lärmen und der Unruh', und ich erzähl' ihr vom Bongraz und daß er die Elisabeth heirathen und unser aller Glück machen will.

„Wenn er Dich nur nicht noch einmal anschmiert!“ sagt's Weib und dreht sich nach der Wand um; und ich gehe mit dem Essen und Trinken hinüber zum Bruder. Der liegt da mit zugemachten Augen. Schläft er? frag' ich mich. „Schlafst Du?“ frag' ich ihn. Und er thut

keinen Zug. Ich lehn' mich über ihn . . . kein Zug. Ich greife ihn an. Kalt wie Eis! —

Er hatte mich richtig angeschmiert, denn todt war er, als hätt' er nie gelebt. Dergleichen plötzliche Tode sind in meiner Famill schon öfter vorgekommen. — Und somit hatte ich wieder eine Leiche in des Vaters Todtenbett. Krautsappermost! das war eine schöne Historie! Und von der Kunst, die uns reich machen hatte sollen, und von dem Geld in Frankreich nicht die Art, nicht das Spürle. Der Bongraz hatte nichts bei ihm, als seinen Stecken und einen französischen Laubthaler. Mit ein paar Fegen Papier, die er im Sack trug, habe ich das Feuer angemacht. Was darauf gestanden, war mir spanisch, wie's der Kuh spanisch vorkommt. Der Vogt hat mich darüber verscholten, aber er hatte gut reden: der Bongraz war und blieb einmal gestorben. Gott wird ihm, denk' wohl, gnädig gewesen sein!

„Jetzt aber geschwind,“ fuhr der alte Martin fort, „auf die Traurigkeit was Lustiges.“ Der

Mensch hat im Leben viel Vermuth und Enzian zu verschlucken. Dann und wann zu Zeiten gibt's aber auch ein Glas süßen Weins. Und darum . . . und weil die jungen Herren schläfrig geworden und in's Bett wandern, will ich noch was erzählen, aus dem Buben und Mädels lernen können. Es kommt was von der Lieb' und vom Heirathen darinnen vor. Du liebe Zeit! Die Ehe ist freilich von Gott eingesetzt und gemeiniglich geht die Lieb' vorher, aber . . . nun, ich will davon nichts übles reden. Wär' ich aber noch einmal zwanzig Jahr' alt oder dreißig, ich wüßte schon, was ich thäte.

Pomezini, der Muckenschnapper.

Das Maul ist in der Welt zum Auf- und Zumachen. Zum Reden, zum Essen und Trinken, und zum Gähnen vor dem Schlafengehen darf man's aufthun. Sonst aber macht ein gescheidter Mensch sein Maul zu, und denkt sich sein Theil. Es gibt ihrer freilich welche, die halten's offen, ob's regnet oder schneit. Schauen aus, wie die

begierigen Fische, die kein Fischlein vorüberlassen möchten, ohne es zu schlucken. Ich weiß aber noch recht gut Einen; dem ist alles vor dem offenen Maul vorbeigegangen, und er hat sich's immer trocken abwischen müssen. Der arme Pomezini!

Der Pomezini war also mein Schulkamerad Anno Anno Zuwaß meinerwegen. Der Pomezini hatte zu Lichtenwald seinen vermöglichen Vater. Jedoch mit all seinen Thalern hat selbiger Vater dem Pomezini kein anderes Gesicht kaufen können, und nicht ein Loth verständig Menschengehirn in seinen leeren Kopf. So geht's, denk' wohl, noch heutzutage. Es haben jetzt auch viele Leute das Maul offen, und schwäzen den lieben langen Tag in Stuben und Kammern, und könnten's wohl bleiben lassen. Da wollen sie das Land regieren, und Kaiser und Königen den Schulmeister machen, und geht dabei nicht selten ihr eigen Hauswesen kaput. — Das Maul immer offen haben, ist nichts nutz. Mucken schnappen ist eine schlechte Kost. Der

Pomezini hieß bei uns in der Schule nur der Muckenschnapper. Er konnte sein Maul nicht zubringen. Die Oberzähne standen einen Zoll vor den Unterzähnen heraus; die Lippen waren dagegen zu kurz. Sein Verstand war ebenfalls kurz, und der Pomezini*) der schlechteste Schreiber und Rechner in der Schule. Das war schon ausgemacht von Ewigkeit, und Niemand wußte das anders. Des Pomezini Vater, ein Uhrmacher von den allerersten, die auf dem Wald die Profession getrieben, und ab dem Wald mit Uhren nach Sachsen und so weiter gehandelt haben, lang lang, ehe noch wie jezo der Handel auf dem Wald Bürger geworden hätte viel Geld gegeben, wenn der Pomezini nur ein einzigmal den heiligen Gregori hätte vorstellen dürfen.

Ihr wißt aber nichts, ihr Leute, von dem Gregorifest, und auch die gnädige Herrschaft wird davon nicht viel gehört haben. Das ist aber so: am zwölften März wird es gefeiert. Der Papst

*) Johannes Nepomucenus.

Gregori ist ein großer Kinderfreund und ein wackerer Schullehrer gewesen. Darum haben an seinem Tag die Schulkinder einen prächtigen Aufzug vom Schulhaus in die Kirche, und nach dem Gottesdienst aus der Kirche in das Schulhaus. Weil per se der Herr Pfarrer und der Lehrer, oft auch ein paar Herren von Amt, der Vogt und wer ein Bissel was ist, da beiwohnen, müssen die Kinder, Buben und Mädels, gepuht ankommen. Wenigstens kommen sie sauber gewaschen und gestriegelt. Die Buben gehen, wie sich's gehört, voraus, und vorne dran marschirt der beste Schulerbub, und macht den Papst Gregori. Ich hab' ihn ein paarmal vorgestellt; . . . ja, ja . . . da ist nichts zu lachen . . . der Meßner hat mir ebenfalls einen rothen Mantel von Purpur, mit viel Gold beschlagen, umgehängt, und eine weiße Kutte, und eine Krone auf den Kopf gesetzt. In der Hand hatte ich einen allmächtig langen Bischofsstecken oder Krummstab. Sappermost, das war schön, ungelogen!

Der Gregori wird aber nicht ein Papst ge-

heißen, sondern sie heißen ihn „Engel.“ Meine Eltern haben sich recht gefreut, wenn ich der Engel war, und die zwei besten in der Schule trugen mir den Schweif nach. Der Pomezini ist niemals zum Schweiftragen gekommen; immer der Letzte in der Bubenheerde. Gepuht, wie ein Herrensohn, einen runden Hut mit Silberschnalle auf'm Kopf, kalblederne Stiefel bis an's Knie oder kurze Hosen mit silbernen Schnallen. Es war eine Herrlichkeit an ihm; doch ging ich lieber in meinen Bundstiefeln und in dem Pelzkäpple einher, und war gescheidter als der Pomezini. — Der Bursch sah drein, wie ein abgestandenes Kameel, wer eins gesehen hat. Er lief dahin wie ein Harttraber.

Hinter den Buben kamen die kleinen Dirnlein. Die Beste im Schreiben zog voraus, und war noch schöner als der „Engel.“ Sie konnte fast gar nicht herauslugen aus all dem Pracht von Bändern, und von Flinderlen, und Spizlen, und Krauslen, und Märzenvielschen, und Klosterblümeln. Das war das „Muttergöttesle.“ — Wer nur ein

Bissel verwandt und gut Freund mit dem „Engel“ und dem „Muttergöttesle“ war, der konnte vergnügt sein nach Herzenslust. Selbigesmal, von dem ich jetzt rede, war ich also der Engel, und das Mariannele vom Kohlenbauer das Muttergöttesle, und ich hatte recht meine Freud an ihr.

Im Schulhaus wurde der Tisch für die ganze Schuljugend gedeckt. Der Kiefer brachte einen guten Trunk, den der Lehrer herumreichte. Ich aß und trank neben dem Mariannele, und stieß auch mit ihm an. Sollte auch später mit dem Mariannele tanzen, indem der Leuenhannesle schon mit der Geige rasselte, und eins aufspielen wollte. — Aber unten am Tisch, weit drunten am allerletzten Platz ist der Muckenschnapper gesessen, und hat ebenfalls mit den Füßen geschlenkert, denn er hätte selber gar zu gern getanzt, und zwar just mit selbigem Mariannele.

Die langen dünnen Storchbeine! Ständer von einem dürrn Falken! ich sehe sie noch jezo schlenkern. Und die blöden blauen Augen, die so vergnügt nach dem Mariannele spionirten!

Der Pomezini war bodenlustig und innerlich und äußerlich vergnügt wie ein Maikäfer. Ich hatte ihm erst am Tag zuvor die Haut voll geschlagen. Es that aber nichts, hat mir doch gewunken wie einem alten Freund. Die andern Burschen, große und kleine, haben ihn genarrt, verlacht und verspottet. Er? justement, als ob's so hätte sein müssen. Ihn hat alles gefreut: der blaue Himmel und die warme Märzensonne, und die Schule, in der's an jenem Tag nichts zu lernen gab, und weder Ruthen noch Haselstecken zu sehen waren. Dafür ein ganzer Wust von Birnbrod, von Wecken, von Bregeln ach so zäh wie Leder und schwer wie Bombenkessel, auf allen Tischen. Nun, gesegn's ihm Gott noch in der Ewigkeit. Er hat brav fressen können, der Pomezini, und dabei hat er die Maidli betrachtet, als hätt' er noch keinen Schurz auf Erden gesehen. Schön waren sie, die Mädla, wahr ist's. Die Kränze standen ihnen allen wohl zu Gesicht, und gelacht haben sie alle, und selber ausgeschaut wie die Blumen. Es hat ein jeder Bub sich da

sein Schäßli erwählt, und hat gemeint, er habe ein Liebherrgottspantöffele erlesen; wie er's aber beimgetragen hat, ist's eine Donnerwettersblum' gewesen. *) Bog Krautsalat! Ich bin ja noch nicht an meiner Hochzeit. Am Muckenschnapper bin ich, und hätte mich schier fast gar verredt.

Daß ich's recht sage, so ist ganz gewiß, daß die Weibsbilder, jung und alt, groß und klein, den Muckenschnapper weit lieber gehabt haben, als man geglaubt hätte. Warum? Weil er selber ein halbes Weibsbild war, und hat eine Affensfreundschaft zu den Gosen gehabt. Ein kleines Kind war ihm lieber als Speck. Das hat er getragen und verlüßt und verpüppelet, grad als wie's die Weiber treiben, wenn die Mannen um den Weg sind. — Ja, ja, so treiben sie's, wenn Ihr Euch auch halbtodt lacht, ihr Mädle. Ich

*) Liebherrgottspantöffele: ein häufig vorkommendes gelbes Blümchen. — Donnerwettersblum: die *Viola tricolor*, die man nicht in's Haus nehmen soll, da sie, dem Volksaberglauben zufolge, die Gewitter und den Blitz anzieht.

bitt' um Verzeihung, gnädige Frau, aber so treiben's die Weibsbilder.

Nun meinetwegen. Ich hab' die kleinen Kinder zu meiner Zeit auch lieb gehabt. Ist's nicht herzig, wenn die Krabbelwaar' nach dem Mond langt, und ihn herunternehmen will, um damit zu spielen? Wenn sie die Sterne für goldene Nägel anschaut, mit denen der blaue Himmel oben festgemacht ist? Wenn sie auf einer Brücke in die Hände patschen, die kleinen Thierlein, in der Meinung, die Brücke spaziere mit ihnen auf und davon über's Wasser? Oder wenn ein Bubele einen Birnkern in den Boden steckt, und sich gleich darauf setzt, im Glauben, der Baum werde hollops in die Höh' wachsen, und das Bubele dann auf'm Spiz sitzen, und die Birnen ganz bequem schnabliren können? — Man müßte selber nicht ein kleines Kind gewesen sein, wenn Einen das nicht freute. Aber in allen Dingen ist ein Unterschied. Der Muckenschnapper stellte eine eigentliche Kindsmagd vor, und das steht einem Buben und einem Mannsbild überhaupt schlecht zu Gesicht.

Item: ich hab' was gespürt, und mit meinem Muttergöttesle und dem Pomezini war's nicht sauber. Er hat ihr Zeichen gemacht und sie ihm hinwieder, und ich bin stracks eifersüchtig worden, fuchswild. Ich war ein so schöner Bub, und noch obendrein ein Engel, und der Muckenschnapper so wüßt und ein ganzer Esel durch und durch! — Im Tanzen mit dem Mariannele hab' ich ihr den Marsch gemacht, und sehr böß gethan. Ich war's auch. Aber das Mariannele hat gelacht, und mir mit ihrem spizigen Näsle und mit dem feinen Mäule gesagt: „Ich treib' ja nur Narrethei mit dem Pomezini,“ daß ich's hab' glauben müssen. — Aber am nämlichen Abend hab' ich zugelöst, wie sie einmal mit einander schwägten und vermeinten, sie seien ganz allein, und habe gehört, daß das Mariannele sagte: „Pomezini, wenn's neun schlägt, so komm' an unsern Kohlen-gaden; weißt? hinter'm Hag!“ — Der Esel hat freilich gesagt: „Ja!“ — Ich aber hab' nichts gesagt und mein Gesicht verstimulirt, und wer mit dem Schlag neun auf der Horchete stand, das

war ich. Richtig lunschte der Muckenschnapper am Kohलगaden herum, und das Mariannele hat nicht lang auf sich warten lassen. „Lieber Pomezini!“ „Lieb's Mariannele!“ hin und her. Und die Händ' verdrückt . . . und ich hab' nur auf's erste Schmügli gepaßt, und dann wär' ich d'rein gefahren, als wie ein Heid. So weit kam's aber nicht, denn bald sagte das Mariannele: „Du Goldiger, thu' mir was lieb's!“ — „He?“ macht der Schafskopf und sperrt's Maul auf, daß ihm der Mond bis tief in den Magen gescheint hat. — „Ich hab' mit meinem Bruder zu reden und die Eltern sollen nichts davon wissen. Weißt? 's ist ein Gspäß. Ich hör' schon den Bruder. Geh' einmal dort an's Eck und steh' Schildwacht, und wenn der Vater oder die Mutter, oder die Geschwistrike kommen sollten, so gib ein Zeichen. Verstanden?“ — „So geb' ich ein Zeichen.“ antwortet der Tscholi*) und rußt an's Eck, und witsch, ist ein Bursche bei der Mariann gewesen, den ich nicht gekannt

*) Guter dummer Kerl.

hab' in der Finsterniß . . . aber der Bruder war's nicht; so viel hab' ich gemerkt; und Spektakel hätt' ich gemacht, wenn der Muckenschnapper nicht bald ein Zeichen gegeben hätte. Die Mutter war's, und hat das Mariannele recht verscholten, daß sie nicht in's Bett gegangen war, wie sich's gehörte. Aber die Mutter hat nicht den fremden Burschen und nicht den Pomezini und nicht mich gesehen. Ich hab' mich schlafen gelegt, aber nicht geschlafen. Das Mariannele war daran schuld. —

Am andern Tag komm' ich mit dem Karrenkaspar zusammen, der älter als ich, aber ein guter Kamerad gewesen. Ein bißel vertuscht, hat sein Herz und seine Zunge immer im Bunde riemen getragen. Dasmal ist ihm aber die Zunge untreu worden. Denn wie ich ihm meinen Kummer mittheile, so fährt er heraus: „Freilich ist's nicht Mariannele's Bruder gewesen,“ sagt er, „weil ich's selber gewesen bin,“ sagt er, „und ich will, wenn ich einmal weibe, das Mariannele weiben,“ sagt er, „und der Pomezini,“ sagt er, „ist nur unser Narr, und ich sag' Dir,“ sagt er,

„daß ich Dich gottsjämmerlich an der Bux friegen will *), wenn Du dem Mariannele nachrennst, oder wenn Du verschwägest, was wir mit einander haben,“ hat er gesagt!

Sappermost! Dem Karrenkaspar war nicht zu trauen; er war viel stärker als ich, und darum hab' ich die Lieb' zum Mariannele aufgegeben, und hab's nicht mehr gesehen. Sie hat oft gefragt, „warum und wozugegen?“ Ich hab' jedoch dazu geschwiegen, oder was wüßt mit ihr geredt. So bin ich ihrer Falschheit, und dem dummen Pomezini, und dem Stierkopf von Kaspar aus dem Weg' gegangen.

Ein paar Jahr darauf ist der Muckenschnapper mit seinem Vater auf den Uhrenhandel gezogen. Man hat im Dorf und im Lichtenwald viel von ihm und Kohlenbauers Mariannele geschwätzt. Ein Theil haben geglaubt, das Annele mein' es ernstlich mit dem reichen Pomezini; ein Theil hat darauf geschworen, sie treibe nur ihren Spaß mit dem Kerl. Sie selber, wo sie darüber beredet

*) Durchprügeln.

wurde, hat helllaut aufgelaßt, und vom Kareffiren mit Niemand nichts wissen wollen. Sie werd' in ihrem Leben nicht auf die Mannete*) gehen, hat sie gesagt. Nun, nun; Maidleschwur und Aprilenwetter . . . und so weiter. Vom Karrenkaspar war wenig die Rede im Dorf. Er hätte es am besten sagen können, aber der Tüßler wollte nicht, und ich wollte auch nicht daran. — Aber zum Abschied des Pomezini und des Mariannele bin ich heimlich geschlichen, und hab' dem Kaspar mit Fleiß kein Wort davon verrathen. Das falsche Mädle hat ganz leislich geheult, und dem Pomezini ist fast gar weh worden. „Vergiß mich nicht, Annele, mein Schatz!“ „Komm' bald wieder, Pomezini, mein Liebstöckel! Du lieb's Männel.“ „Adje! Adje, Du lieb's Herrgottkäferle! Solltest mir doch einen Kuß geben, Annele: den ersten!“ „Kann jetzt nicht sein, Pomezini. Wenn Du aber wieder getreu und brav nach Haus kommst . . .“ — „Ach, wär's doch schon so weit! wär' ich nur schon wieder daheim

*) Freite, Ehestandswerbung.

aus Sachsen, o weh!“ — „Gute Nacht und Adje wohl, ach je!“ — Damit sprang das Mariannele in ihr Haus zurück, und der Pomezini fragte ab, wie man sagt.

Ich war neugierig, wie's bei dem Mädcl, bei der Mariann', mit der Treue, die sie dem Muckenschnapper auf die Seel' gebunden, ausschauen würde. Ha, ha, poß Krautsalat! hab' nicht lang zu warten gebraucht. Kaum ist der Uhrenkrämer fort gewesen, so lief das Mensch ganz öffentlich mit dem Karrenkaspar. Der Kaspar hat sich viel darauf eingebildet; aus dem Mariannele war eine wohlbesetzte Mariann geworden. Backen wie Feldrosen, und weiß daneben wie Milch. Ein schönes Gewächs, worein ich wieder verliebt bin worden aber ich hab's verheben müssen. Poß Mord! der Kaspar war nicht faul und nicht links. Die ganze Gemeinde hat ihn gefürchtet. Er hat sich's viel Geld kosten lassen, um des Kohlenbauers Mariann zu traktiren. Im Wirthshaus den besten Wein und Vortänze so viel als möglich. Die schönsten

Maienbäume hat er vor der Mariann Fenster gepflanzt; die schönsten Scheiben zu ihren Ehren in der Sonnewendnacht geschlagen. Mariannele hat alles mit Dank angenommen, aber brav ist's geblieben, und der Kaspar mußte sich auf den Ehestand vertrösten, und dahin war's noch weit, da sein Vater nicht viel von dem Mädle hat wissen wollen.

Darüber vergehen zwei Jahre. Auf einmal heißt's im Dorf: „der Muckenschnapper sei wieder in Lichtenwald angekommen, und werde am Sonntag bei'm Fest auf'm Dorf aufmarschiren, wie der König Salomo.“ Die jungen ledigen Bursche hatten nämlich an selbigem Tag ein Schafhammelkegeln, und natürlich darauf einen Tanz. Wir zogen Alle lustig auf, und es traf sich, daß alle Bursche ihr Schäßli hatten . . . nur Einer nicht, und der war ich. 'S war auch 'ne Schande. Aber, wie eben so was kommen muß! Unser Herrgott ist Meister, 's fällt keine Raß vom Dach, oder er weiß davon. Ich war traurig und ungattig, weil mich die Andern nar-

rirten, und weil ach, das Mariannele steckte mir halt noch immer im Hirn. — Endlich fuhr ich grob heraus, und sagte zu den Spottvögeln: „Haltet einmal Eure ungewaschene Mäuler! Wer weiß — wenn ich auch jezo kein Mädle habe, ob ich nicht ehnder Hochzeit mache, als Ihr alle zusammen.“ — Da haben sie mich erst ausgelacht! Den Propheten ist's aber nie anders ergangen.

Was mir Freud' machte in meinem Gist und Verdruß, war, daß das Annele auf siedigen Kohlen gefessen ist, wovon ich nur allein gewußt, weil ich ihren Abschied vom Muckenschnapper mit angesehen hatte. Alle Leute im Dorf waren der Meinung, mit dem Pomezini sei es schon lang lang aus und vorbei, und damit Zuck! — Ja wohl, Beermuß; ich wußte es besser, und war begierig zu sehen, wie sich das falsch Mädle mit dem Uhrenhändler herausbeißen würde.

So wurde denn gefegelt und ich schob mit, aber nichts als Löcher, denn ich schaute nur hehlings auf das Annele, das seinerseits auch immer

nach der Lichtenwalder Straße blinzelte und lüsterte, wo der Pomezini hergestimpelt kommen sollte. Der Kaspar merkte nichts, der Spielrag. Die Regel und der Schafhammel gingen ihm über's Mädele. Von Stund zu Stund aber ist das Mariannele unruhiger geworden. Sie hat ihr Fürtuch verrumpfelt, die Augen fastgar aus'm Kopf herausgesehen . . . und schier nichts gehört von dem, was ihre Kamerädinnen geschwätzt haben. Mit dem Nägelestrauß in ihrem Vorstecker hat sie viel zu thun gehabt, und alleweil an dem Lavendel gerochen, und gewünscht, der Leuenhannesle möchte doch einmal aufstreichen zum Tanz und alles drunter und drüber gehen. Ein böß Gewissen will Lärm und Spektakel haben.

Auf einmal heißt's von Jung und Alt, und von allen Seiten: „Da kommt er; der Pomezini kommt!“ — Mein Annele kriegt hollops das Nasenbluten und will heimrennen, aber der Karrenkaspar hat's nicht gelitten. — „Was da, blödes Mensch!“ hat er geschrieen; „wirßt nicht gleich dran hin werden. Da hast 'ne Spinnweb,

das hilft, und wenn ich den Schafhammel gewonnen habe, so tanzen wir, daß die Stern' zittern und das bringt das Blut schon wieder in Ordnung."

Der Kaspar hat bei dieser Red' ausgesehen selber wie ein starrköpfiger böser Hammel, und das Mariannele als wie ein armes geschlagenes Lamm . . . sie hat mich recht erbarmt; doch war ich fuchswild auf sie zu sprechen. Aber der Mensch ist ein Narr, er mag's anstellen wie er will. Die Weibsbilder haben uns im Sack.

Der Muckenschnapper ist bewillkommt worden, als wär' er ein Edelmann. Geschrieen und gejauchzt haben die Bursche, und die Mädle in die Hände geklatscht, und das Lachen hat nicht aufhören wollen. Sappermost! wie sah der Kerle aus! Einen Rock als wie ein Stadtherr hat er getragen, und ein sammetnes Brusttuch und sammetne Hosen, gewürfelte Strümpfe wie der Herr Obervogt; Silber auf den Schuhen, auf dem Brusttuch, auf dem Rock, am Hut; zwei silberne Uhrketten, anderthalb Schuh lang, und auf

dem Stock 'nen silbernen Knopf, Er war auch der Erste, der auf den Wald einen silberbeschlagenen Ulmerkopf aus Sachsen mitbrachte. Poß Mord, wie hat er gedampft! Der Karrenkaspar ist vor Neid fastgar zerplatzt!

Alle gaben ihm die Hände; das Mariannele denn auch; hat dabei ausgesehen wie am Sterben, denn der Pomezini ist mit ihr umgegangen wie mit einem alten Schatz — er hatte ein Recht dazu — und aus der Fremde hatte er so einen gewissen Schliff und Witz mitgebracht, just wie die Herren aus der Stadt — unverschämt und gnädig herablassend, und als wären sie Nummer Eins in der Welt. Wüßt war er noch immer, das weiß Gott, aber frech, wie Einer ist, wenn er Geld im Sack hat.

„Wir schwägen gleich mehr mit einander, Mariannele;“ sagte er vornehm zu dem Mädle, auf welches alle Augen verwundert gerichtet waren. (Der Kaspar kugelte noch immer.) „Jetzt,“ sagt der Pomezini, „will ich dem Spiel zusehen und mitmachen, wenn sie mich haben wollen.“ —

Warf gleich eine Handvoll Speziesthaler auf den Tisch, und fragte: „Darf ich oder nicht?“

Nun, wer Geld hat, der darf in der ganzen Welt, und der Karrenkaspar hat umsonst ein böses Gesicht geschnitten; der Pomezini machte mit. Die andern Bursche wollten haben zu ihrem eigenen Verdruß. Denn wer hat den Schafhammel gewonnen? Der Pomezini, und der Kaspar saframentirte bald, daß es eine Schand' war.

Der Mariann wurde unter'm Goller gar nicht wohl und extra. Aber sie dachte ihr Theil, und so wie der Kaspar in seinem Grimm und Truß daherstolz, und das Mädle am Arm reißt, und sagt: „Was hast Du immer auf den Lalli, den Muckenschnapper, zu sehen? Komm heim, mir g'fällt's nicht mehr da!“ — so antwortet sie resolut: „Ach was! Vorhin hab' ich gehen wollen, und Du wolltest nicht. Jetzt will ich nicht. Will mich nicht auslachen lassen. Will tanzen und lustig sein.“ — „Ich tanz' nicht, Annele.“ — „So geh' heim; ich find' schon einen Tänzer.“ — „Annele, mach' mich nicht böse. Du sollst nicht

mit dem Pomezini tanzen.“ — „Expresß thu' ich's jetzt; laß mir nicht kommandiren.“ — „Annele, mach' mich nicht böß!“

Bei den Worten hat der Kaspar eine grobe Geberde gemacht, und die Mariann', nicht faul, gibt ihm einen Stoß, daß er schier zu Boden purzelt, und alle Weibsbilder hell laut auflachen, wie die Gockeler, wenn die Sonn' heraufkommt. Ein Glück, daß der Kohlenbauer mit ein paar Gevatterleuten kam, sonst hätt' ihr's wüßt gehen können. Der Karrenkaspar war wie toll. Und ehe er fortging, sagte er zum Mädle, daß ich's hörte: „Weißt Du was, Annele? mit uns ist's rein aus, absolut aus. Du hast mich gesehen, und Dich heirathet kein Bettelmann mehr, wär' er noch so liederlich; Adje!“

Vor Zorn hat sie nicht weinen können, sonst hätt' sie's gethan. Geschimpft hat sie auch nicht hatte doch die Zunge am rechten Fleck und waidlich gelöst, denk' wohl. Aber es hat ihr das Herz halb abgedrückt; da kommt man nicht zum Brieggen und nicht zum Zetern. — Nach

dem Bomezini hat sie ausgeschaut. Der ist richtig auch gekommen. Was war aber mit ihm vorgegangen? Hatten ihm nicht der Jakob und der Bläsi, und der Damian beim Regeln und nachher allerhand Käfer in's Ohr gesetzt, und ihm Alles verrathen, wie das Annele es mit dem Kaspar getrieben?

Und da sagt er zu ihr böß und verächtlich: „Was hab' ich hören müssen, Du verlogenes Weibsbild? Mit dem Kaspar wärst Du versprochen und Alle zeigen auf mich mit den Fingern, weil ich noch so ein verliebter Esel bin, als wie ich gewesen vor meiner Reise nach Sachsen? Ist das mein Lohn und mein Trost?“ — Und so hin und her, und er wollte noch lauter werden. Die Mariann' hatte übrigens Geistesgegenwart. Sie lachte freundlich, hing sich in des Bomezini Arm, daß die Andern es nicht merken sollten, wie es stand, und sagte zu ihm: „Um Gotteswillen, mach' keinen Randal! 's ist ja Alles nicht wahr, und der Leuenhannesle streicht ja schon seine Fidel, und Du wirfst mich doch zum

Tanz führen? Ich erzähl' Dir dann Alles kurz und klein.“ — Was wollte der Tscholi machen? Wenn das Annele lachte, konnte sie Alles durchsetzen.

Sie tanzten vor, und Pomezini wurde wieder ganz zahm, und verflopfte viel Geld und gab den Schafhammel zum Besten, und beim Essen ist ihm der Wein und die Nachbarschaft der Mariann' zu Kopf gestiegen, und er hat allerhand dumm Zeug geschwägt, und unter anderm von Sachsen, wo die schönen Jungfern auf den Bäumen wachsen, und von dieser und jener, mit der er eine Verliebniß gehabt, und was denn Einer, der von der Wanderschaft kommt, zusammenlügen kann. Es war alles nicht wahr.

Wer aber nimmt's erschrecklich frumm? Die Mairann'. Der wüste Kerl hat sie eifersüchtig gemacht, und zuerst verbietet sie ihm das Reden, und dann trugt sie, und dann heult sie, und ihm, dem Esel, stieg wiederum der Wurm von vorhin in den Schädel; und so sticht er, zuerst fein, dann grob, von dem Karrenkaspar, und das Ma-

riannele wird ebenfalls grob vor aller Welt, und sagt ihm „Dummkopf und Stier“ hin und her, und das End' vom Lied war, daß der Muckenschnapper fuchswild herausfuhr: „Ha, Du kommst mir geschlichen! Hab' ich nicht Geld grad genug, und hängen mir nicht zehn Mädele an jedem Finger, wenn ich nur die Hand ausstrecke? Ohne Dich kann ich schon leben, ohne Dich kann ich schon sein. Adje wohl, aber weißt Du, Annele? Du kriegst keinen Mann, und wenn Du säßest bis zu Winterpfingsten!“

Der Kerl storzt auf, zündet seine Pfeife an, und Marsch ab und fort . . . eins, zwei, drei.

Da saß das Annele, und die Weiber lachten sie aus, und die Bursche hatten die größte Gaudi. Und Alle liefen wieder zum Tanz, und Annele fand keinen, der sie holte, und neben dem Zuchbeh! saß sie und seufzte: „O weh!“ — Wie sie jedoch meiner gewahr wurde, der ihr gegenüber stand, und sie ganz barmherzig anschaute, so war sie gleich wieder besonnen, und sie winkte mir, und sagte: „Setz' Dich zu mir, und schäm' Dich

nicht, Martin. Die Leute verachten mich, und ich bin dennoch bräuer als alle die Laitſchen, die dort herumtanzen mit ihren krummen Beinen. Nicht wahr, Du haſt mich immer lieb gehabt?“

„Nun, poß Sappermoſt! hab’ ich Augen gemacht? Neben ihr ſaß ich, und ſie hat mir die Hand gedrückt, und ſo recht leiſ und vertraulich wiederum gefragt: „Gelt, Martin, Du haſt mich noch lieb? Ich ſeh’ Dir’s ja oft an den Augen an. Gelt, Du haſt mich lieb?“

Sie ſchaute mich an, ich ſchaute ſie an. Ich ſoll, wie ſie nachher mir oft ſagte, zu jener Friſt ausgeſehen haben, wie ein Kalb, das aufſchnappt. Indeſſen kam der Kohlenbauer vorbei, und redete zu ihr: „Du haſt Dich heut’ um alle Verſorgung gebracht, Mariann’! Dich nimmt keiner mehr. Aber komm’ nur heim; ich will mit Dir unter uns einen Tanz aufſpielen, daß Dir blau und grün vor den Augen und hinter’m Buckel werden ſoll!“

Da ſpringt die Mariann’ auf, und hat mich, der ich ebenfalls aufſpringe, an der Hand, und

sagt: „Was ist denn dabei so böß? Was geht mich der Kaspar und der Muckenschnapper an? Da der Herrenberger Martin will mich nehmen, und ich will ihn. Schwäg', Martin und bitt' mich vom Vater aus. Die Mutter sagt dann nimmermehr Nein!“

Jetzt saß ich frisch im Kraut. Und wer im vollen Ernst um das Annele den Vater anspricht, war ich, und der Kohlenbauer war eine Freud' und Vergnügenheit, und als Hochzeiter und Hochzeiterin haben wir noch fortgetanzt nämlich als Versprochene die Hochzeit ist später gewesen aber doch bald und so bin ich zu einer Frau gekommen — wußt' nicht wie — und das ganze Dorf wußt' es nicht, und das Annele wußt' es auch nicht recht. Aber ihre Ehr' war hergestellt. — Es war ein gutes Werk von mir! Ich wollt' manchmal, ich hätt's nicht gethan. Aber unser Herrgott ist Meister.

Jetzt hätt' ich hievon nichts mehr zu erzählen, und mir kommt nachgerade der Schlaf. Ach, gnädige Herrschaft und gemeine Rebleute! Der

Schlaf ist mir seit epper dreißig Jahren ein seltener Gast geworden. Seit der Napoleon sich zum Kaiser gemacht hat, hab' ich nicht mehr gut geschlafen, so ein zehn Stund' in einem Ritt! 's geht nichts über die Jugend und einen gesunden Schlaf. Wie oft ich lag noch bis über die Ohren unter'm Federbett, und hätte lang auf dem Felde draußen sein sollen . . .! wie oft hat mich die Mariann' mit dem Besen herausgetrieben und im Morgenroth bin ich ja so, vom Mariannele haben wir geredet, und vom Muckenschnapper fällt mir 'was ein.

Wer kommt nach dem Regeltag? Der Karrenkaspar. Ich soll sein Vertrauter sein, und wieder Alles einrichten bei'm Annele. „Es thu' ihm leid, und er wolle jetzt wieder wie zuvor.“ Ich antwort' ihm: „Da wollt' ich lieber Holzschuhnägel machen, als mich damit abgeben. Lieber heirath' ich das Annele.“ — „Du?“ — „Ja; ich.“ — Mit abgesägten Hosen ist der Kaspar fortgegangen.

Eine halbe Stund' später kommt der Mucken-

schrapper, ganz überwacht und übernünftig. — „Martin,“ sagt er; „Du bist ein guter Bursch, und kannst mir einen Gefallen thun. Ich schenk' Dir diese silberne Sackuhr . . . ein rares Stück . . . wenn Du machst, daß ich mit der Mariann' wieder gut werd'! Ich bin ein Stier gewesen; sie hatte Recht. Du bist nicht verliebt, und hast 'nen kalten Kopf. Was geb' ich Dir noch über die Uhr hinaus . . . he?“

„Daß ich das Annele selber heirathe, Du vornehmer Herr Uhrenhändler?“ frag' ich ihn. Und er sagt: „Lieber Du als der Karrenkaspar, wenn ich's nicht sein soll.“ — „Nun, so tröste Dich. Ich thu's selber, und zwar umsonst.“ — „Ei, so schlag' ein Rad!“ schreit er. (Die dumme Red' hatte er aus der Fremde mitgebracht.) „Du?“ — „Ja; ich.“ — Poß Mord! wie hat der Pomezini Mücken geschnappt, da er heimging!

Er und der Kaspar haben mir bei dem Annele noch Steine in den Garten werfen wollen, aber das war den Mäusen gepfiffen. Annele hielt fest.

Sechs Wochen darauf haben wir Hochzeit gehabt. Der Muckenschnapper ist gekommen, hat getanzt und ein schön Geschenk verehrt. Der Kaspar hat aus Verdruss Alles verkauft und ist Marktetender bei der Kreisarmee geworden. Der Muckenschnapper ist noch ein paarmal auf die Wanderschaft gezogen, hat sich dann in Lichtenwald gesetzt und nicht geheirathet. Zu uns ist er öfters herausgekommen, und wenn die Schwiegermutter oder das Kindsmädle nicht daheim war, hat er unsere Kinder in der Sonn' auf- und abgetragen, oder hat sie gewiegt. Und so ist er denn endlich gestorben, nicht als Uhrenhändler, nicht als Bauer, sondern als Kindsmagd. Ihm sei wohl, und Gott vergeb' ihm die Sünde, daß er meinem Aeltesten, dem Michel, so viel Geld vermacht, und dadurch so viel Elend über mich und meine ganze Freundschaft, sowie über ihn selber gebracht hat! — Aber davon ein andermal. Heut' gilt's schlafen und lustig träumen. Gut' Nacht, gnädige Herrschaft! gute Nacht, Ihr Rebleute!

II.

Der zweite Tag der Weinlese war vorübergegangen, prächtig und sonnenhell wie der erste. Die Winzer hatten starke Arbeit gemacht, der alte Martin mit eigenen Händen einige Stützen mit Trauben eingefüllt. Zwei Dritttheile des Rebbergs waren abgeherbstet, Lust und Vergnügen allgemein. Was Wunder, daß es in dem Kelterhäuschen noch fröhlicher zuging, als am vorigen Abend? Vor der Thüre schwenkten sich Bursche und Dirnen im Tanze. Im Stübchen saßen die ältern Leute, diesmal nicht von der Gegenwart der Herrschaft in ihrem Treiben beengt und geschmäleret. Nachdem allerlei Historien abgeleiert und wiedergefäut, erging an den Vater Martin die Bitte, aus seinem Leben abermals etwas zu erzählen. Der Hundertjährige, vom süßen Bacchus willfährig gemacht, ließ sich nicht lange bitten, und gab wieder ein Bruchstück aus seinem einfachen Leben zum Besten. — „Hab' ich gestern,“ sagte er, „vom Muckenschnapper erzählt, so kommt heut die Reihe an

Das Muttergöttesle.

Ich weiß nicht mehr . . . mein Gedächtniß wird kurz, wie mein Odem . . . ob ich euch gestern etwas von dem Herrgottspantöffele erzählt habe, das mancher in sein Haus trägt, und beschaut er's später mit Fleiß, so ist eine Donnerwettersblume daraus geworden? Mir ist so, als hätt' ich's euch schon gesagt; . . . wär's nicht, so habt Ihr's jetzt gehört, und meine Mariann', das Muttergöttesle, so herzig und lieb und verschmeichelt, da es noch jung war, ist in meinem Haus, als meine Ehefrau, aufgegangen wie eine Tulipane, und hat den Meister gespielt in allen Winkeln und Ecken. — Nicht als ob ich nicht gewarnt worden wäre! Mein seliger Vater, das gute Mannle, hat mich oft darum beredet und gesagt: Wenn ich wie Du wäre, ich nähme die Mariann' doch nicht. Die ist stolz und hoffärtig, und: gib Acht, sie gewinnt Dir das Neujahr ab! — Die Mutter hat noch einen bessern Merker gehabt und mich verwart und gesagt: Maarte,

Maarte, bedenk' was Du thust. Die Mariann' ist ein herrisches Weibsbild, und Du heirathest noch dazu ihre ganze Freundschaft, den Kohlenbauer, die Kohlenbäuerin und was im Haus ist. Ich kenne die Leute: Den Frieden bringen sie nicht auf Deinen Hof, und so weiter.

Wer glaubt aber den Gescheidten, wenn ihm's Herz brennt? Ich hab's nicht gethan, und Ihr allesammt habt's nicht gethan, und das junge Volk, was da draußen tanzt und jauchzt, wird's auch nicht thun. Die Welt bleibt sich immer gleich. Ist die Nacht noch so finster, immer kommt wieder derselbe helle Tag. Aber . . . daß ich's heraus sage: zu meiner Zeit ist der Tag doch, denk' wohl, schöner und heller gewesen, und die Nächte so rechte Schlafnächte, wie jetzt nimmer. Die Sonne hat abgenommen und der Himmel ist nicht mehr so blau. Darum färbt sich auch der Wald nicht mehr so schön grün, wie vor Zeiten, und die Vögel schlagen nicht mehr so lieblich. Der Winter will dagegen kein End' nehmen und die Nächte auch nicht, und vielmal hör' ich auf

der Schloßuhr die Stunden schlagen von neun Uhr an bis Morgens um drei oder vier, und kann nicht zur Ruhe kommen. Der Duft und der Regen führen jetzt das Regiment auf Erden; die Sonne läuft nur so mit, weil sie halt einmal da ist, und wenn einmal in der Nacht der Mond scheint, so lacht er nicht mehr freundlich wie zu meiner Zeit, sondern marschirt dahin wie ein Geist über den Kirchhof und jeder Stern steht aus wie ein Kreuzlein auf 'nem Grabe. Poß Mord! was waren vordem die Sterne für brave Gesellen! Lauter Engelaugen und Silberblümele . . . eine wahre Herrlichkeit. Man ging noch so weit in der Nacht durch Feld und Wald, auf den Holzschlag oder zum Maidli an's Kammerfenster, und immer waren die Sterne dabei und lachten munter vom Himmel, und der Mond, der gute Tscholi, war ihr getreuer Hirt und ging mit seiner Heerde allweil mit dem Wanderer im Geleit. — Dazumal war auch alle Arbeit leicht gethan, weil der Segen überall lag. Ihr habt gut reden von einem fruchtbaren Land. Euch wächst noch heut=

zutage alles in's Maul, Euch und Euerm Vieh. Aber wir auf dem Walde? Wenn Einer von Euch viele Tage nach einander steinen gehen müßte, um den Kies und Fels vom Feld zu räumen, damit nur der Haber und die Frucht ein bißel aufkann . . . was würde der wüßt reden und wüßt thun! Item: vor Zeiten war eben alles leichter gethan. Es war noch Gottesfurcht im Land und Respekt vor der Obrigkeit und Lieb' zu den Eltern, und die Eheleute waren meistens theils brav . . . das alles bringt Glück.

Daß ich jedoch meine Red' nicht vergesse, so bin ich eben auch ein Ehemann geworden. Der Herrenberger Hof war mein, die Geschwistrige ausgewiesen. Vater und Mutter in's Leibdinghäusle neben am Hof gezogen. Wir hatten's nicht vor Amt richtig gemacht, wie wir's halten wollten, Vater und Mutter und ich. Das vierte Gebot war mir gut in's Hirn gewachsen, und die Alten hätten's in ihrem Häusle recht gut gehabt, wenn ich nur so recht Meister gewesen wäre.

Aber da ist die sanfte Mariann' scharf gewesen, wie ein Husarensäbel. Sappermost! Zu sparen mußte sie, und wer bei ihr nicht schaffte, durfte auch nicht essen. Sie hat's mit ihrer leiblichen Mutter nicht anders gemacht. Daß ich's recht sage: der Kohlenbauer ist bald nach unsrer Hochzeit gestorben; im Wald draußen mütterseelenallein ist er mit dem Tod fertig worden. Sein Pferd, das er in den Kohlenfarren spannen wollte, hat ihm ein's mit dem Huf gelangt, daß ihm kein Zahn mehr ganz geblieben, viel weniger der Kopf. — Nun: hierauf hat der Sohn sein Anwesen übernommen, und die Kohlenbäuerin zog zu uns auf den Hof. — Meine Mutter sprach: „Gut, daß Dein Vater schon im Himmel ist“ — mein Alter ist ein paar Tage früher hin worden — „denn jetzt wird für Dich und mich das Fegfeuer auf Erden recht angehen. Eine Schwiegermutter im Haus, jagt Fried' und Freud hinaus!“

Ich wußte wohl, daß die gute Frau die Wahrheit sagte; aber, was war zu thun? Die

Mariann' wollte es einmal so haben, und da war bei Gott Gnad'. — Von selber Zeit an hatte ich weiß Gott die ganze Famill auf dem Hals. Von den Kohlenbauerischen saß mein Haus Tag aus Tag ein voll. Der Eine entlehnte mir Karren und Geschirr, der Andre Leiter und Latern; die Frida holte die Melkflübel, das Sepherle das Spinnrad und die Hechel. Die Kohlenbäuerin handthierte mit unserm Sach' als wär' sie der Feind im Land, und war so giftig gegen meine Alte, daß sich die letzte in ihr Häusle einschloß und oft die ganze Woche über keinen Fuß in den Hof setzte.

Das hat mir weh gethan, und ich hab' nur eine gute Stunde abgepaßt, um der Mariann', die im Anfang gegen ihre Mutter und Geschwistrige taub und blind gewesen, einen Käfer in's Ohr zu setzen. D'rum, als sie mir eines Tags früh in der Kammer mit lachendem Mund sagte: „Wir könnten jetzt auch bald die Wiege rüsten und Lätzchli zuschneiden;“ da faßte ich mir ein Herz, gab ihr einen Kuß und sprach

dabei: „Lieb' Annele, was hilft uns das Bübli oder das Mädle, was unser lieber Herrgott uns schenken will, wenn wir nicht haben, es aufzu ziehen? Deine Freundschaft*) plündert mir den Hof aus!“ — Das hat sie sich nicht zweimal sagen lassen, poß Krautsalat! Da hat einmal die Donnerwettersblum ein böß Wetter gemacht, das nicht über meinem Scheitel losgegangen ist! Da hat's Stücker gegeben! Da hat nichts gebattet. Dem Franz hat sie die Thür vor der Nase zuge schlagen, den Alois aus'm Stall geworfen; die Frida hat Ohrfeigen aus dem Salz gekriegt, das Sepherle mit seinen Kindern hat die Mariann' mit der Fuhrmannsgeißel vom Hof gejagt. Und zu ihrer Mutter hat sie gesagt: „Ihr habt nichts zu verschenken von unserm Sach, daß Ihr's wißt, und Ihr seid nur um's Gott's willen da, denn Ihr könnt nicht mehr schaffen, und was ich Euch zu essen gebe, geb' ich nur aus gutem Herzen, wißt Ihr's?“ — Und hin und her und auf und ab, und die Alte hielt flüglich das Maul und

*) Verwandtschaft.

frach hinter'n Ofen, und damit war's gleich anders im Hause. Bis auf die Zwietracht zwischen den Schwiegermüttern und zwischen dem Annele und meiner Mutter, daß Gott erbarm! Das wollte nicht mehr guten. Und einmal kam's sogar zwischen den Müttern wegen einer Handvoll Hanfsamen zu einer Schlägerei, und die Meinige hat die Kohlenbäuerin wüß geklopft, so daß dieselbe geklagt hat vor Amt, und ist daraus geworden ein Prozeß, der noch nicht zu Ende war, als der Rothmantel zum letztenmal auf dem Hof einsprach. Von dem Rothmantel wißt Ihr schon. Sappermost! das waren verzweifelte Kerle, die Rothmäntel der Kaiserin Maria Theresia! Ich habe ihrer einmal viele in Breisach beisammengesessen . . . Anno, Anno . . . nun, was weiß ich noch von den Jahrzahlen? Verzweifelte Kerle, die Rothmäntel!

Ich bin nachher noch einmal zu Breisach gewesen . . . poß Mord! da ist mir das Annele nachgereist, und wie ich justement ganz lustig am Tisch sitze im Schiff, oder wie das Wirthshaus

heißt, und habe eben mit meinem Holzhändler den Kauf richtig gemacht . . . er hat von mir viele hundert Klafter Brenn- und Nutzholz bekommen durch eine lange Reihe von Jahren; ein braver Kamerad, tröst' ihn Gott! . . . so kommt also das Annele herein und ist glühigroth im Gesicht; ich aber werd' weiß wie die Handzwehl*) . . . , warum? ich hätte eher den leidhaftigen bösen Feind erwartet, als das Annele . . . und das Annele proßt ab, und schlägt mir die Hand in's Gesicht und schreit, was sie kann: „Du schlechter Mann! gelt, ich komm' noch recht, aber Dir ganz unrecht? Gelt, Du liederlicher Gesell! das hast Du nicht gemeint, daß ich alles weiß, Du Lump? . . .“

Gesetzt, der Wirth wär' nicht dazwischen gesprungen, und ich säß noch zu Breisach hinter'm Tisch, und die Mariann' wär' noch am Leben, ich glaub' ich ließe sie noch immer zuschlagen, so verdonnert bin ich dagesessen.

Also: der Wirth sprang dazwischen, der Holz-

*) Handtuch.

händler ging durch wie ein Holländerbaum auf dem wilden Rhein, und ich fragte ganz verdattert: „Annele, ist Dir was im Kopf gesprungen, poß Mord, und wie kommst Du daher? Was willst Du da, so weit von Lichtenwald und dem Herrenberger Hof?“

Da schaut sie mich an nun, wenn ich an selbig Gesicht denke, und mir vorstelle, wie sie als Muttergöttesle d'reingesehen hatte! Du liebe Zeit! Dazumal so unschuldig und zum Fressen lieb, und in Breisach, als wollte sie die ganze Welt auffressen vor eitel Haß und Neid! Es war gut, daß sie müd geworden, so schrie sie doch nicht mehr. Der Zorn hatte ihr sogar die Gurgel zusammengezogen, daß sie nurmehr gazgete wie ein Siech. So heulte sie auch dazwischen hinein und der Schweiß stand ihr in fingersdicken Tropfen auf der Stirn. Der Wirth hatte sie in einen Sessel niedergedrückt und sie saß gut, da ihr die Beine fürchtich zitterten und die Arme als wie verkrämpft hin und her zuckten. Das war ein Muttergöttesle, daß sich Gott erbarm!

Es war freilich schon manch liebes Jahr vergangen seit jenem Gregorifest, und auch seit selbigem Schaafhammelkegeln, wo ich gleichsam der Schaafhammel gewesen bin, den sich die Mariann' herausgefegelt. Aber so verändert! Ich sehe noch die großen Augen, die der Wirth machte. Ein feister, lieber Mann, der mir auch seitdem weggestorben ist, ich weiß nicht wie, und ist doch ein so guter Bruder gewesen! — Ja, ja, so du lang lebst, so du alt wirst, alter Martin. Da sitzt du mit deinem verschneiten Kopf, und alle deine Freunde und lieben Kameraden sind hinübergegangen zum himmlischen Vater und lassen sich's wohl sein, die guten Kerle! Und ist es nicht eine Schande, daß ich da unter Euch sitze, von denen der älteste mein Enkel sein könnte? Nu, nu, unser Herrgott ist Meister und zählt unsere Tage, wie die Federn im Flügel der Lerche, und so alte Gesellen wie ich, müssen doch zuweilen in der Welt stehen bleiben, gleichsam als uralte Kirchthürme, um Euch jungen Schnaufern in die Ohren zu läuten, wie es vor Zeiten in

der Welt gewesen. Zwar ist meine Zunge nicht viel besser, als der Schwängel in einem gesprungenen Züenglöfflein, geschweige zu reden von unsrer großen Kirchenglocke, da sie zu meiner Hochzeit läutete. Die Glocke ist schon lang hin worden. Der Franzos hat sie zusammengeschoffen . . . aber auch der Pfarrer, der mich mit dem Annele zusammengegeben, schläft schon lang auf dem Gottesacker! Ein frommer, wohlbesetzter Herr ist's gewesen; war blind auf einem Auge, las gern die Zeitungen und hatte ein verdammt nettes Hündlein, das hieß Brändel. Selbiges Brändel ist mir unvergeßlich, es denkt mir schon seit mehr als sechzig Jahren; selbiges Brändel hat einmal die Mariann' . . . ja so, Sappermost! daß ich wieder auf meine Red' komm'! wir sind also in Breisach, und ich stehe vor der Mariann', wie sie just so elend in ihrem Stuhl sitzt, und ich hab' wieder Kurasche, weil das Annele schier nimmer kann, und so bringt sie mit vieler Mühseligkeit hervor, daß sie mir hollops nachgereist sei, weil man ihr gesteckt habe, ich

wolle auf und davon gehen von Breisach mit dem vielen Geld für's Holz, und zwar gleich über den Rhein nach Ungarn oder in die neue Welt.

Wie ich das höre, so glaub' ich, meiner Seel, ich wäre schon etwa in einer neuen Welt, denn ich hörte ordentlich die Engel singen und faßte mich an der Nase, um zu spüren, ob ich denn wahrhaftig noch auf Erden sei und nicht bereits siebenzig Klafter höher in der Luft droben. — Und ich frage selbiges Annele: „Mariann'!“ frag' ich, „wer hat Dir die Dummheiten in den Kopf gesetzt? Poß Mord, wer?“ — Antwortet die Mariann': „Wer denn sonst als der Melcher?“ — „Ah so, der Melcher!“

Daß ich's kurz sage, so war der Melcher ein böser Bub', daneben mein Schwager, Kohlenbauers Dritter und ein leiblicher Bruder vom Annele. Hat nun schon der Franz nichts getaugt und der Alois noch weniger, so war doch der Melchior ein Ausbund von einem Landstreicher, Kesselflicker, Zigeuner und Leutverderber. War

er nicht schon in seinen frühen Jahren davongelaufen als ein liederlicher Vogel und hatte mit gestohlener Wagenschmier gehandelt durch ganz Schwaben vom See bis über Augsburg hinaus und bis in's Buchfinkenland; hat dann unter den Soldaten gedient und ist von der Fahne desertirt, wie alle Gallunken thun? Ist er nicht dann herumgezogen in Städten und Märkten als ein Landbetrüger und hat sich ausgegeben, als hätt' er einen Balsam gegen das Zahnweh und das Ohrensausen? Ich weiß nicht, wie es zugegangen, daß der lange Strick von Melcher nicht irgend einmal in einen andern Strick gerathen und an einem Galgen am Wege hängen geblieben ist. Zu seiner Zeit henkte man noch im heiligen römischen Reich. — Doch ich verred' mich schon wieder. Er hat ja endlich auch seinen Lohn weggefragt, der gottlose Bube. Unrecht Gut verdirbt seinen eignen Herrn. Wahr ist's aber, daß die Mariann' keinen von ihren Brüdern so lieb hatte wie den Melcher. Vielleicht, weil er nicht gar söllig viel im Jahr sich

sehen ließ. Auf die Weihnachtsfeiertage hatte er die Gewohnheit, bei uns einzusprechen und unsern Speck verzehren zu helfen. Freilich hat ihm das Annele, bevor er wieder auf den Gimpelfang auszog, immer behlings ein paar Kreuzer zugesteckt. Ich merkte das wohl, hab' aber keinen Buchstab dazu geschnauft. Poß Krautsalat, da wär' ich schön angekommen! Jezzo aber — daß ich wieder von vorne anfang, so war's im hellen heitern Sommer nein, so gegen den Herbst hin, oder zu Spätherbsts Ausgang; ich will die Wahl haben so war der Melcher auf den Herrenbergerhof gekommen, justement da ich nach Breisach gefahren, und das Annele hat mir mit vielem Flennen das Ding also erzählt:

„Du bist so allein und wo ist denn Dein „Martin?“ hat mich der Melcher gefragt. — „Ja,“ sag' ich, „wo wird er sein? Nach Breisach ist er gefahren, unser Holz zu verkaufen.“ „Da lacht der Melcher wie ein Aff, schüttelt den Kopf, wird gar traurig und läßt sich vernehmen: „Ja, Du armes Mensch, es wird schon wahr

„sein. D'rum ist er auf Breisach gefahren, Guer
„Holz zu verkaufen, und d'rum will er nach Un-
„garn oder in die neue Welt desertiren, sobald
„er das viele Geld für's Holz hat, und mit lee-
„rem Sack ist er auch nicht vom Hof weggegan-
„gen.“ — Wie ich mich nun verwundre über
„selbige ebenteuerliche Redensarten, so sagt der
„Welcher ferner: „Bin ich ihm nicht gestern
„früh begegnet auf dem Geißenbuckel, wie er grad
„eben den Radschuh anlegte . . . die Gäule
„schwigten stark, und ihm war ebenfalls warm
„und er pugte sich die Stirn' ab, und sagte zu
„mir: „„Grüß Gott, Schwager,“““ hat er zu
„mir gesagt; „„da fahr' ich im Wägele nach
„Breisach, und nehme dort hundert Dublonen
„für mein Holz ein und eben so viel hab' ich im
„Sack, und für die Roß und das Wägele krieg'
„ich auch nicht viel weniger, und damit geh' ich
„heidipritsch über den Rhein in alle Welt auf
„und davon, und das Annele und meine Kinder-
„lein und die alte böse Kohlenbäuerin müssen
„gute Augen haben, wenn sie mich noch einmal

„in diesem Leben wiedersehen wollen. Und warum, warum geh' ich auf und davon? Weil Deine Schwester im Haus der Herrgott sein will und läßt mich nicht zu Odem kommen, und alles soll nach ihrem Kopf gehen, meint sie, und ich bin nur ein Knecht auf meinem eignen Hof, und das Leben ist mir verleidet.“ — Was ich nun für Augen gemacht habe, kann sich alle Welt einbilden; und mir schießt gleich der Buzen und ich frag' den Melcher: „Hat der Maarte nicht ein Weibsbild bei ihm gehabt?“

Da muß ich Martin bekennen, daß die Mariann' eifersüchtig gewesen ist vom Anfang unsrer Ehe, ganz heidnisch, auf Alles, was in und außer dem Hof lebte und webte und auf zwei Füßen mit einem Fürtuch herumging. Die Hauserin vom Pfarrer ist ihr hauptsächlich ein Dorn im Aug' gewesen, und sie hat mich einmal bei derselben fangen wollen, und dazumal hat selbiges Hündlein Brändel dem Annele den Rock verrissen. Poß Mord! der Spektakel! Ich war eine halbe Stund' Wegs weit davon zu Lichtenwald, aber

doch habe ich alles gethan haben müssen, und es hat im Hof Feuer gegeben und Trugerei über ein Vierteljahr hindurch. — Und war's nicht die Hauserin, so war's die Regel-Kathrin und die Belzenkarline, und die Sidonia vom Müller-Andres, und alt und junges, wüstes und schönes Weibsvolk durcheinander. Es wär' gar kein Wunder gewesen, wenn ich desertirt wäre, und das ist eben dem Annele schwer auf's Herz gefallen und deßhalb glaubte sie auch dem Lügner und Betrüger Melcher alles bis auf's kleinste, und er hat nicht ermangelt, hinzuzuthun, es sei allerdings ein Weibsbild auf meinem Wägele neben mir gefessen. — Jetzt also redet die Mariann' weiter:

„So wie ich das höre, so läuft mir der Kopf
„davon, und ich denk' mir: Ist das nicht himmel-
„schreiend, mich zu verlassen, und ich bin doch die
„Lieb' und Sanftmuth selber für den schlechten
„Kerl von Martin gewesen? Hab' ich ihm nicht
„alle Tage seine Suppe selber gekocht und Speck
„und Schnittlebrätis genug gegeben? Hab' ich

„nicht das alte Gesteck, seine Mutter, verpflegt
„bis zur letzten Stund', wie unser Herrgott nicht
„hätte besser thun können dem alten gichtpreß-
„haften Mensch? Blühen und gedeihen nicht
„unsre Kinder, der Michel, der Dorus, die Fränz
„und die Sibille?“

Ach, du armer Dorus! Gott hat dich wohl
aufgehoben, und lieber hätt' er uns den Michel
genommen, als seine vielen Geschwistrike, von
denen das älteste es kaum über fünfzig Jahr ge-
bracht hat, der arme Wurm. Aber der Michel
. . . . nun . . . wo der ist . . . weiß ich's?
Von seinem Leben und seinem Tod ist mir nichts
bekannt worden. Hört, Ihr Rebleute und Tag-
elöhner! Verzieht ja Eure Kinder nicht, wie das
Annele den Michel und bittet Gott, daß ihnen
Niemand so viel Geld vermacht, wie der Mucken-
schnapper dem Michel. Notabene, der Pomezini
war schon abgeschieden von der Welt, als das
Annele mir die Komödie in Breisach aufgespielt
hat, und so sagt sie denn ferner:

„Da hab' ich mich wie ein Narr auf'n Weg

„gemacht, und jetzt habe ich Dich wirklich am
„Schlaffittich, Du schlechter Mann. Jetzt sollst
„Du mir nicht ausreißen und Frau und Kinder
„im Elend sitzen lassen!“ — Und geheult hat
sie noch mehr als zuvor, je deutlicher sie merkte,
daß sie angeführt und in April geschickt wor-
den war.

Da frag' ich: „Wo ist der Melcher?“ —
Und sie sagt: „Ha, wo wird er sein, als auf'm
Hof? Er hütet das Haus und die Kinder, denn
meine Mutter kommt nimmer hinter'm Ofen her-
vor; sie diegt von Tag zu Tag mehr ein*) und
sieht und hört nicht recht . . . Du weißt's ja;
und Einer muß den Herrn machen, wann der
Meister nicht daheim ist und nach Ungarn ver-
laufen will.

Jetzt hab' ich ihr den Kaleflanders verlesen
und die Schaben brav herabgemacht**). Und:
„Du einfältiges Weibsbild,“ hab' ich gesagt;

*) Eindiegen: dürr werden.

***) Kaleflanders verlesen und Schabenabmachen gleich:
auschelten.

„wo ist das Weibsbild, mit dem ich verlaufen bin, und würd' ich's dem Melcher gesagt haben, he? Du bist angeschmiert und wir alle miteinander sind's. Wenn der Melcher auf'm Hof geblieben ist, so ist jegund schon ein Unglück geschehen, und wir müssen hollops umkehren, sonst finden wir keinen Nagel groß im ganzen Haus. Alloh marsch, auf's Wägele, Du narriges Teufele, und: Angespannt Hausknecht!“

Die Mariann' war nicht dumm. Sobald sie einsah, daß ich's Hest in der Hand und das Recht auf meiner Seite hatte, wurde sie mäuslestill und die Furcht kam über sie noch mehr, als über mich. Wir fahren also die Nacht durch und den andern Tag, kommen Abends auf den Hof und schauen zu an allen Enden. Kein Knecht, keine Magd daheim. Alle auf'm Tanzboden . . . mit des Melcher's Erlaubniß. Aber er selber . . . wo war er? Fort wie der Altweibersommer; lauf' ihm nach! und das Schublädle mit dem Geld ausgeleert, und mein Gewand und Getüch alles fort. Den Hof hat er freilich stehen lassen, und auf'm

Pferd ist er auch nicht davon geritten, weil meine beiden Roß' mit mir waren, aber ein Stier war auch fort, und dafür nichts geblieben als die eingedörrte Kohlenbäuerin, die da saß wie ein geschnitz Bildniß und nichts gewußt hat von A bis Z, und die Kinder. — Aber . . . wie ich mich nach dem Dorus umschaue und der Michel, der schon artlich groß war, dazu kommt und mir sagt: „Grad als eben ist der Dorus in den Brunnen gefallen und ich kann ihn nicht herausbringen, weil's zu tief ist!“ so mein' ich, ich müß' umfallen auf der Stelle gleichfalls und das Annele schreit laut auf, und wir rennen zum Ziehbrunnen, der vom Melcher abgedeckt worden war, ich weiß nicht, warum; und tief drunten auf'm Sand liegt der arm' Dorus und gibt kein Zeichen mehr! — Drum war er todt, und um's Geld ist mir weniger gewesen, selbst um den Stier weniger als um den lieben Dorus, und das Unglück wär' gewiß nicht passirt, hätte sich das Annele nicht so thöricht in die Welt hineinzußen lassen. — Da hatten wir die Bescheerung, und

das Weib ist fastgar darüber verrückt geworden. Aber das gerade hat mich wieder mit ihr zusammengebracht. Ihr Herz war gut, einen bösen Kopf hat sie mein Lebtag gehabt. Was können wir aber für den Kopf, den uns der liebe Gott aufsetzt?

Das war nun freilich eine schwere Strafe für kurzen Irrthum! Sie hat's gar nicht mehr zum Weinen gebracht, die längste Zeit. Die alte Mutter, die eingedörrte, ist gefessen da, wie ein Stein, und wie ein Marmel ist das Annele dort gefessen, die Augen offen, aber nichts gesehen; die Ohren gesund, aber nichts gehört, und stumm wie der Stein, und ein schmerzhaftes Angesicht und ineinander verflammerte Hände, daß es ein Elend und eine Trauer war; und so nicht minder als zehn geschlagene Tage und nichts gegessen, aber viel getrunken mit Wolfsbegier und als ging's auf einen glühenden Ofen. O Kreuz und Jammer! das hab' ich nie vergessen können. In selber Zeit hab' ich meine Sünden abgebüßt, poß Mord! aber unser Herrgott und der Pfarrer und

die Döfters, der von Lichtenwald und der Bader von Langenschnirchlingen haben endlich doch geholfen. Deo gratias!

Gott schickt uns aber die Trübsal nicht umsonst. Sie soll uns bessern in unsern Fehlern und es hat's auch schon gegeben, daß Kummer und Sorgen geholfen haben. Wie das Annele aufstand und wieder gehen und reden und essen und trinken mochte, war sie wie ein Handschuh umgekehrt. Sappermost! da war auf einmal wieder das Muttergöttesle von Anno dazumal auf der Welt und im Hause! Und so blieb's lang lang, daß sich alle Engel und Nachbarsleute drüber verwundern mußten. Die Mariann' war um den Finger zu wickeln, und ich selber konnte das prästiren, denn sie hat mir gethan, was sie mir an den Augen hat abgucken können. Da war' ich der lieb' Martin hinten und vorne, und geköchlet hat sie mir das Beste zu Morgen und zu Nacht. Ich bin der Erste bei uns gewesen, der Kartoffeln in Anke gepregelt hat essen dürfen. Sie hat mir die Freiheit gegeben und

mich nicht angewettet wie den Herdstier*). Hab' ich mit einem Weibsbild geredt', so hat sie freilich anfangs ein finster Gesicht gemacht, aber gleich hat sich's Wetter verzogen. Wollt' sie hie und da mit Gall' und Trug in die Höh' gehen, durst' ich ihr nur sagen: „Du, wie ist's zu Breisach gewesen?“ und hollops war sie wieder gut. Sie hat mich nicht mehr im frühesten Morgenduft aus'm Bett in's Feld oder in den Wald gejagt. Im Konträri: oft, wenn ich hab' aufstehen wollen und waren noch die Stern' am Himmel, hat sie gesagt: „Bleib' nur liegen, Maarte; mußt Dich sparen für's Alter!“ — oder: „Mach' nur fort kuschle Dorme, lieber Maarte; die Hasen backen Brod am Geißbuckel, und es gibt fürchtig Regen!“**) — Was sie nur schaffen konnte, hat sie geschafft und mich nicht thun lassen; ich konnte faul herumlungtschen, oder mit den Kindern gut Leben machen, wenn ich nur zufrieden war***).

*) Anwetten = einspannen,

**) Coucher, dormir. — Die Hasen backen Brod, wenn die Wetternebel an den Bergen hängen.

***) Gut Leben machen = spielen.

Das waren Zeiten! Ich trink' auf deine Gesundheit, lieb's Annele im Himmel, und will kein Wörtle von Dorus dazu sagen. Weißt? das hat dich immer so flennen gemacht, und so gern du auf seinem kleinen Grab gesessen bist, an ihn zu denken, so hast du doch seinen Namen nicht hören wollen. — Schau', Mariann', wenn's an mir gelegen hätte, du solltest keinen Kummer mehr auf Erden gehabt haben. Aber der Melcher? da will ich Euch sagen, Ihr Zuhörer, daß derselbige einmal draußen im Bambergischen mit einem Viehhändler durch den Wald gegangen ist; ist aber nur Einer wieder herausgekommen und der war nicht der Viehhändler. Aber mit dem Geld desselben ist der Melcher ertappt worden, und wär' als eine Armesünderseel' gerichtet worden, hätt' ihn nicht unser Herrgott . . . nein, wer andrer . . . aus der Gefangenschaft geradab zu sich genommen. — Sie haben's uns geschrieben und die Mariann' hat sich da schier hinter sinnt. — Drauf sind uns viele Kinder gekommen . . . sie sind im Hausbuch gestanden; ich könnte

aber nicht sagen, wie viel und welche? Hernach viel Verdruß beim Tod von der Kohlenbäuerin mit den Geschwistern der Mariann'. Endlich die Franzosen, poß Mord! das waren verzweifelte Kerle! Mir denken sie gut; es ist ja noch nicht lang her . . . ein vierzig Jahr', ein paar drüber etwa, das ist alles. Sie haben uns drangsaliert, die Parleuh-Patrioten! poß Mord! aber das hat die Mariann' nicht fürchten gemacht. Nur, wie ich seßmal nach Straßburg zum Eulogi-Schneider hab' gehen müssen, und wir haben nicht recht gewußt, kommen wir mit dem Kopf oder ohne Kopf zurück, da hat's ihr viel Molestes gemacht, der armen Mariann'; es war ein Nagel zu ihrem Sarg, ist richtig gleich darauf, zehn oder zwölf Jahre darnach gestorben. — Die Geschichte' mit dem Eulogi war aber eine furiose und die größte Reise in meinem Leben, und darum will ich sie Euch erzählen. Ihr wißt so nichts von dem damaligen Patriotenrummel. Die Freiheit und die Gleichheit ist dazumal an allen Ecken gestanden. Die Gleichen sind die Geföpf-

ten gewesen und die Freien waren die, so die Andern köpften mit der Maschine, damit's um so viel schneller ging. Und so zu sagen, wie zwischen Thür' und Angel, hab' ich den Hals in der Gilletin' drinn gehabt, und es war kein Spaß nicht, zur selben Zeit; also: sperrt die Ohren auf, und schenkt mir noch einen Tropfen ein! Nur zu, nur zu, das Glas hält mehr als das, und ich bin aufgelegt zu pappeln wie der gnädigen Frau Herrschaft ihr grüner Krummschnabel. Prost! Jetzt solls auf französisch zugehen!

Der Schneider-Eulogi.

Wenn ich Euch sage, daß zwischen den Franzosen unter der Kaiserin Maria Theresia und denen unter der Republik ein großer himmelweiter Unterschied gewesen, so habe ich erst noch gar nichts gesagt. Die alten Franzosen sind höfliche Leute gewesen mit Mannszucht und allerhand dergleichen; warum? die Offiziere haben Autorität gehabt, und Prügel hat's nur so geregnet, und

von guten Familien waren die Offiziere, lauter Edelleute von Haus aus, und der Grand-Profos hat mehr als einen Qu'est-ce-que-dit im deutschen Reich aufgehenkt, weil er auf gut deutsch gestohlen hatte — ich weiß nicht, wie man zu dem Ding auf französisch sagt. — Aber die Cairas, wie die zu uns herüberkamen, — poß Mord! das waren verzweifelte Kerle!

So sind sie an einem helllichten Morgen in Lichtenwald eingezogen, und sobald sie einmal dort waren, so haben auch wir sie gehabt. — Sie hatten keine Schuhe „alloh, deutscher Schuhmacher, schneid' zu!“ Sie hatten keine Hosen „alloh, deutscher Bauer, gib Deine Leintücher her, und den Faden und die Scheer!“ Sie hatten keine Strümpfe „alloh, deutscher Kreuzkopf, zieh' Deine wollenen aus, und lauf' baarfuß!“ Sie hatten kein Geld, kein Brod, keinen Wein „alloh, deutsches Gefindel, Brod und Speck und Wein und Geld her, was Du hast!“

Keine Prügel, keine Autorität, alles mit

Gewalt so haben's die Patrioten bei uns gemacht. Ich bin noch mit einem blauen Aug' davon gekommen, und das Annele sammt den Töchtern auch; ich hatte nämlich einen braven Nachbar auf dem Silzenhof überkommen, der ein bißel französisch mit den Kerlen parliren konnte, und wo das Parliren nicht strecken wollte, hat er wie besessen gleich dreingeschlagen. So hat er mir viel geholfen, und sich selber seltsamerweise nichts geschadet warum? die verzweifelten Kerle haben Respekt vor ihm gehabt, und wäre sein Sohn nicht gewesen . . . ! ach, ich und der gute Schindli-Jörg haben nicht die besten Buben auf die Welt gesetzt . . . ! was soll man da sagen? Unser Herrgott ist Meister, Punktum.

Der seinige — des Schindli-Jörg Bub hat Sales geheißen, wie der meinige Michel. Kein gutes Haar an den Kameraden. Die Zeit hatte sie verderbt, aber den Sales noch mehr als den Michel. Wer kann's glauben, daß dazumal viele junge Bursche auf dem Wald angefangen, es mit den Patrioten zu halten? Der Sales war

von denen, und hat in den Wirthshäusern randalirt, wie der Franzos, und an Kaiser und Reich kein gutes Bißle gelassen. Hätt' er Kurasche gehabt, er wär' mit den Caira's in den Krieg gezogen gegen die eigenen Landsleute. Aber, hinter'm Schoppen Spektakel machen, und die eigene Haut dran setzen, ist zweierlei. — Doch war dem Sales die Bauerschaft zu schlecht, und er zog auf den Handel hinaus an den Rhein und wohl über den Rhein, und haufirte mit Holz- und Geflechtwaaren hin und her. Erspart hat er nichts; Alles von der Hand in's Maul und durch die Gurgel. Was geschieht aber? Die Untreu' am Vaterland schlägt ihren eigenen Herrn, wie eine jede andere Ungerechtigkeit. So ging's dem Sales. Eh' sich's der gute Mann, der Schindli-Jörg, versieht, kriegt er einen Brief von drüben herüber, und in dem Brief steht: der Sales habe in der Trunkenheit zu Hausbergen schandliche Reden über das französische Wesen geführt, und sie hätten ihn bei'm Kragen genommen und in's Loch gesteckt, nämlich in den Thurm zu Straßburg.

Und da siße er jetzt ohne Geld und Freunde, und es könne ihm an den Kopf gehen eher als nicht, wenn sich der Vater und die Gemeinde nicht seiner annehmen wollten mit Fürsprach und Fußfall und allem, was drum und dran hängt. Der Sales hatte selber den Brief geschrieben, und dabei vor und nach Gott gebeten, grad wie der verlorne Sohn.

Da war guter Rath theuer. Der Schindli-Jörg kam zu mir und heulte mir vor, und ich war mit ihm betrübt, weil er mein guter lieber Freund war. Mit dem Heulen und der Betrübniß ging's aber nicht vorwärts. Das Schreiben war auch nicht unsere Sach', und selbst ist der Mann eben zu jeglicher Zeit. — So sagt der Schindli-Jörg: „Wenn Du mein guter Freund bist, so lässest Du mich nicht allein nach Straßburg gehen, denn ich muß selber hin, um meinen Buben, so Gott will, frei zu machen.“ — Und ich sag' darauf: „Wenn das Annele nichts entgegen hat, so mach' ich's so. Will's Gott, werden wir dort auch noch Menschen finden, und

unser gutes Wort eine gute Statt.“ — Wißt Ihr, ihr Leute: dazumal war ich noch ziemlich jung, kaum sechzig Jahr alt, und gerüst und freh zu allen Dingen. Der Michel war alt genug, um der Hofwirthschaft vorzustehen. Er war so schon bestimmt, einmal den Hof zu übernehmen. Da die paar jüngern Brüder es ihm anheimstellten und die Schwestern ohnehin kein Recht darauf hatten. Daneben hatte er vom Muckenschnapper viel Geld geerbt, wie Euch bekannt, und so war er denn vorläufig Herr und Meister bis zu meinem und des Annele Abtritt. — Dem Michel war's recht, daß ich verreiste. Dem Annele aber nicht. Das hat viel Lebestag im Haus abgesezt. „Gib Acht, Martin,“ hat sie gesagt; „die Patrioten schneiden Dir den Hals ab, und was fang' ich dann an?“ — Fastgar hab' ich nicht gewußt, was ich thun soll. Das Annele konnte sich ja wieder hinterfinnen!

Aber der Schindli-Jörg hat's in's Reine gebracht. An ihm war ein Prediger verdorben und ein Galgenpater. Schwätzen konnte er, wie zu-

schlagen, und auf das Schwägen eben verließ er sich, da er nach Straßburg verreiste. So hat er das Annele herumgebracht, und zwar mit vielen Zähren, aber nicht böß und grimmig hat sie von mir Abschied genommen. Ich hatte mir die Sach' leichter vorgestellt, als sie war. Die Weiber haben allemal einen bessern Merker, als wie Mannsleute.

Wir sind den Rhein hinabgefahren auf einem Floß mit vielen Leuten, die nach Holland wollten, und bei Kehl haben wir wieder das Land unter die Füße genommen. Da waren wir mit einemmal in Frankreich drinnen. An den Soldaten und Zollwächtern und demjenigen Volk haben wir's gemerkt; nicht so an den Bürgern und Bauern. Sie reden schier gar so gut und schön deutsch, wie wir auf dem Wald, und haben auch landsmännische Gesichter, sind nicht so schwarz und gelb von Haut und Haar wie die Parlewuh!

Ich weiß nicht mehr, ob wir Schriften bei uns gehabt haben, oder nicht. Kurz: sie haben uns über den Rhein und in die Citadell' und in

die Stadt hineingelassen; aber dreifarbigte Kofarden mußten wir kaufen und an unsere Hüte mit Glufen festmachen. Das war gescheidt; drinnen lief Alles mit Kofarden; die Weibsbilder hatten die größten an ihren Hauben und Sau-
mäglen, wie sie zu Straßburg die Kappen von den Dienstboten und Obst- und Grünkrautweibern heißen. Was sag' ich da nur von den Weibsbildern! Hat nicht selber der Münsterthurm, der lange Tscholi, eine Freiheitskappe auf gehabt, und weiß und blau und roth daran, daß man's ganz deutlich hat sehen können?

Ihr Rebleute und Nachbarn! wer von Euch etwa in Straßburg gewesen ist, der weiß von selber Stadt zu reden. Zu Basel sind wohl die meisten von Euch schon gewesen . . . ich nicht — aber es gibt doch keine schönere Stadt als Straßburg in der Welt. Eine Gasse an der andern, lang und breit und eng, wie man's haben will, Häuser mit vielen Stockwerken, Wirthshäuser an jedem Eck; keine Dunghaufen vor den Thüren, Laternen in der Nacht überall; frisch Brod alle

Tage, und Soldaten mehr als Tage im Jahr. Ich weiß nicht, wie sie jezo aussehen. Dazumal waren's verzweifelte Kerle. Gleich im Wirthshaus . . . es heißt zum Rebstöckel, liegt mitten in der Stadt, kömmt so ein Kerl auf uns los in einem blauen Rock mit roth eingefast, hat einen langen Schleiffäbel anhängen und auf dem Dreispiz einen großen rothen Federbusch, silberne Ohrringe, zollbreit, in den Ohren, und auf dem Bandelier einen messingnen Schild. Der fragt allerhand fauderwelsch an uns hin, und der Schindli-Jörg sagt ihm unser Sach'. — — Was redet aber hierauf der Kerl? Er lacht uns in's Gesicht, und sagt auf halbddeutsch: „Wenn der Bursch, von dem Ihr sprecht, nicht gestern gillotirt ist worden, so müßte ich sehr irr sein. Geht aber nur mit; ich führ' Euch in's Trockene.

Wir wollen mit ihm gehen; da kommt der Wirth und verlangt das Geld für unsern Wein. Wir bedeuten ihm, wir würden später zahlen, da wir bei ihm übernachten wollen. Er aber sagt grob: „Wenn Ihr mit dem Bürger da geht, so

kommt Ihr nicht mehr in mein Haus; drum zahlt nur immerhin und lebet wohl.“ — Die Red’ hat uns fürchten gemacht; aber da war nichts zu thun. Der verzweifelte Kerl trieb uns vor sich her, wie ein paar Hämmer, und so kamen wir über den Paradeplatz. — Was steht da, ganz stumm, als hätt’s noch kein Wässerle getrübt? Das verzweifelte Ding, blutroth angestrichen und vom Wachsthum eines ganz engen einschläfrigen Galgens, wer schon einen gesehen hat . . . und das Ding, sagte unser Schleißfäbelmann, das Ding ist die Guillotin’!

Boß Sappermost; das hat uns einen Schreck in die Glieder gejagt! „Ach,“ hat der Jörg geseufzt, „es wird doch nicht Gott’s Will’ sein, daß mein Sales auf der Patriotenfleischbank da hat seinen Kopf hergeben müssen?“

Raum hat er das geseufzt gehabt, so schreit unser sauberer Geleitsmann ein paar meisterlose schmutzige Gesellen an, die gekleidet waren wie er — nur hatten sie hohe Pelzkappen auf, und Sporen an den Stiefeln und Pistolen in der

Säbelfuppel — und wir hören, wie er sagt: „Ihr seid Zeugen, Bürger, daß diese deutschen Fürstentnechte und Stodkofraten die heilige Göllo-tine geschimpft haben, als wär' sie eine gemeine Megig?“ — „Ja;“ sagen die schnurrbartigen Kerle ganz frech; „wir sind Zeugen, und marsch mit ihnen in den Thurm.“ — „Dahin führ' ich sie gerade jezo!“ versicherte unser Donnerskerl, und trieb uns wieder davon, weit hinter's Münster, in's Jesuitenkolleg'. Aus demselben hatten sie einen Thurm gemacht, und saßen viele Menschen, vornehme und geringe, darinnen, und da saßen wir gefangen wie sie, und hatten doch gar nichts gethan. Der Schindli-Jörg war ganz hinter sich fürsch*); ich dachte an das Annele und sagte mir immer zu Gehör: „Wärst Du doch daheim geblieben, Du dummer Maarte!“

Der Gefängnißwärter war ein guter Mann, zum Glück. Wir standen nach unserer Aufnahme in's Gefängniß als wie die Schafe bei einem

*) Verwirrt, bestürzt.

Donnerwetter in einem Winkel, steckten die Köpfe zusammen, und schämten uns vor den vielen Leuten, die im Gang hin und her liefen und uns neugierig betrachteten. Die Leute waren alle gefangen wie wir, aber doch schämten wir uns. Da kam der Gefangenwärter daher, ein stolzer alter Herr mit einem braunen Gesicht und kohlpechschwarzen Augen, aber recht gutmüthig und leutselig sah er drein. — „Welcher von Euch heißt denn Schindli?“ hat er auf gut elsässerisch gefragt, und wie der Jörg ihm drauf antwortet, daß er sich Schindli schreibt und auf dem Silzenhof bei Lichtenwald daheim ist, so redet wiederum der Gefangenwart: „Es sitzt bei mir Einer, der sich grad so schreibt wie Ihr, und wenn selbiger nicht Euer Sohn ist, so weiß ich nicht, warum er Euch ähnlich sieht, als wär' er Euch aus dem Gesicht geschnitten?“ — „Nun, so Gott will,“ hebt der Jörg an, „so wird's doch mein Bub' sein, und den Sales haben sie also noch nicht gillotinirt!“ — „Bereits immer noch nicht;“ antwortet der Herr mit dem Schlüssel; „aber

drunten sitzt er im Gascho*), und ich hab' ihn selber hinunter gesetzt gestern am Abend, weil er Händel angefangen und gerauft."

Nun ging's an ein Bitten und Betteln von Seiten des Schindli-Jörg, und der Jörg hat geschwätzt wie ein Advokat, das muß wahr sein, und hat richtig das Ding durchgedrückt, und der Sales hat aus dem Gascho herausgedurst, und im Stüble vor dem Herrn Bernhard, wie der Gefängnißwart hieß, haben sich Vater und Sohn wiedergesehen, viel geheult und lamentirt. Der Sales hat schon gemeint, wir kommen und bringen ihm Pardon, und hat sich schrecklich verstaunt, da er inne wurde, wir seien justement in der Gefangenschaft wie er. — Der Herr Bernhard hat sich indessen in's Mittel gelegt und gesagt: „Wenn Ihr für den jungen Burschen da und für Euch selber etwas in's Werk richten wollt, so müßt Ihr Euch an den öffentlichen Ankläger wenden. Das ist der Bürger Eulogi Schneider, und der ist mehr als unser Herrgott in Eurer Sach'."

*) Cachot.

Dem guten Mann ist kaum unser Herrgott aus dem Maul gerutscht gewesen, so wird er Euch weiß wie das Kägl am Bauch, und sagt fürchtig verschrocken zu uns ganz heimlich: „Bringt's um Gotteswillen nicht aus, daß ich von unserm Herrgott geredet habe! Der Nationalkonvent hat ihn abgesetzt, und es könnt' mir den Kopf kosten, wenn sie wüßten, daß ich noch an den alten Herrgott halte. Wie aber schon gesagt: mit dem Schneider müßt Ihr Eure Sach' abthun. Er ganz allein kann Euch salviren, wenn er seine gute Stund' hat, sowie er ganz allein Euch unter's Messer schicken kann, wenn's ihm grad im Strumpf ist. Ich will Euch zwei Alte morgen bei dem Schneider in's Verhör melden; dann versucht Euer Glück. Der Bürger Ankläger ist ja selber ein Deutscher und hat schon manchem Deutschen aus dem Glend geholfen. Längnet nur frisch ab, weshalb Euch der liederliche Kerl, der Euch in den Thurm geführt, anklagen wird. Der Kerl ist bei der Propaganda und alle ehrliche Leute in Straßburg haben die fau-

len nichtsnußigen Tagdiebe satt bis an den Hals.“

Ihr einfältiges junges Volk wißt freilich nichts von der Popoganda. Das waren verzweifelte Kerle, poß Mord! Eine ganze Armee von Gallunken, Franzosen, so schlecht man sie nur finden kann; das Auskehricht von Zuchthaus und Galleh. Im Land sind sie herumgezogen mit Flinten und Pistolen, mit Schleißsäbeln und langen Messern, ja selbst mit der Gilletin, die sie herumführten, wie der Scheerenschleifer sein Rad. Wo nur ein ehrlicher Mann war, der's mit dem geköpften König hielt, da machten sie's ihm absolut wie dem König selber; Kopf ab ohne Federlesen. Daneben quartirten sie sich ein in allen Häusern, wo es noch was zu beißen und zu schlucken gab; und dem jungen Weibsvolk stellten sie nach wie die Drachen, und das junge Mannsvolk machten sie zu Soldaten, und die Hausväter und die Hausmütter haben sie geschunden bis auf's Blut. Verzweifelte Kerle! Das ging noch über die Rothmäntler unter der Kaiserin Maria Theresia.

Daß ich recht bei der Sach' bleibe, so will ich also nur sagen, daß wir richtig am andern Morgen zu dem Schneider-Eulogi geführt sind worden, voraus ein Nationalreiter mit dem blanken Säbel, hinter uns drein wieder einer mit gespanntem Hahn, aber neben uns der gute Herr Bernhard; Gott tröst' ihn! ein braver Mann, ob schon ein dreifarbiger Franzos.

In dem Schneider-Stüble sah es aus, fast gar schlechter als in dem Seminar, wo wir gefangen gehalten wurden. Boß Sappermost! da hätte das Annele den Besen geführt! Alles war schmutzig und finster und wüß. Aber das Wüßteste im Stüble war bereits allerwege das Gesicht des Eulogi selber. Stellt euch vor: es ist merkwürdig, wie unser Herrgott zu Zeiten den Menschen auf's Gesicht hinschreibt, was sie sind. Der Schild „zum Adler“ in Lichtenwald ist nicht verständlicher, und der Bierzeiger vor'm Hansen-Seppeler seinem Bierschanf ist nicht deutlicher, als das Gesicht eines schlechten Kerls, oder eines dummen Kerls, oder eines hochmüthigen närrischen

Tropfen. Hat einer eine frumme Nase und dünne Lippen, so ist ihm im Handel nicht zu trauen; hat Einer einen dicken Schmecker im Gesicht und darunter ein geschwollenes Maul, so ist er der Böllerei und dem Weibsvolk in Unehren zugethan; rothe Haare sind falscher und zorniger Natur; Krustköpfe haben eine kurze Geduld . . . und, damit ich bei meiner Red' bleibe, so hatte der Schneider-Gulogi eins von den schlechtesten Gesichtern, die in der Welt angetroffen werden können. Poß Mord! es ist mir lang im Traum vorgekommen, so gut hatt' ich mir's gemerkt!

Auf dem kurzen dicken Kerl saß ein dicker Schädel mit feisten Backen; aber sie waren grau wie Blei und hatte der Teufel darauf brav Erbsen gedroschen, so blatterstippich waren sie. Um die Nase herum saßen aber rothe Flecken; kamen vom Trinken. Seine Augen waren klein und graugelb, etwas roth eingebündelt, und die Augenbrauen roth und die Haare auf dem Kopf schwarz und kurz verschnitten, wie an einem Zuchthäusler. Ein verzweifelt wüster Kerl in einem blauen

Ueberrock und einen dreifarbigen Bändel um den Hals; zwei Pistolen vor ihm auf'm Tisch und ein Krug Bier oder Wein. — „Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ fuhr er uns an auf Deutsch mit einer ganz ausländischen Sprache.

Daß ich nichts geredet habe, das versteht sich von selber; der Schindli-Jörg hat dagegen unsern Advokaten machen wollen, und hat angehoben: „Sie werden verzeihen . . .“ oder so etwas.

Springt aber auf einmal der Eulogi in die Höhe, schlägt mit Fäusten auf den Tisch, und schreit in uns hinein: „Wollt Ihr gleich „Du“ zu mir sagen, Ihr Bösewichter? Wißt Ihr noch nicht den Brauch der französischen Republik? Ihr verdient meiner Seel', an die Guillotin' zu kommen, Ihr schlechtes Gefindel von Ausländern! Ich weiß schon, daß Dein Bub' im Thurme sitzt, und nächstens wird er an die Reihe kommen, den Kopf zu verlieren; auch weiß ich, daß Ihr beide gestern die heilige Guillotin' gelästert habt; das bringt Euch um den Hals; verstanden?“

Nun: wir verstanden recht gut. Unser braver Bernhard wollte für uns einen Fürspruch wagen, aber der kam schön an. „Bekümmere Du Dich um Deine eigene Sach’!“ brummte ihn der Eulogi an; „Du steh’st ohnehin schon auf dem schwarzen Zettel! — Was macht Ihr aber hier zu Straßburg, ihr deutsche Landstreicher?“

Der Jörg hat noch einmal angehoben mit Reden und hat sich extra zusammengenommen. Er hat gesprochen, wie nur ein Vater für sein Kind reden kann, und der wilde Dickkopf hat ihm endlich aufmerksam zugehört, und immer aufmerksamer, und ich hab’ geglaubt, jetzt sei schon Alles gewonnen. — Aber auf einmal — er redete justement von unserm Herrn Pfarrer, der uns zu der Reise gerathen, und dabei gesagt, in Straßburg seien auch noch menschenfreundliche Seelen zu finden — auf einmal muß leider dem Jörg einfallen, die Worte hervorzubringen: „Wir zweifeln auch nicht, Bürger, Du werdest uns und dem armen jungen Sales, der im Rausch geredet, woran sein Herz nicht gedacht, um so eher gnä-

dig und barmherzig sein, als Du ja selber ein geistlicher Herr bist, wie wir gehört haben, und als"

Jetzt möcht' ich nur das Donnerwetter beschreiben können, poß Krautsalat! was jetzt losgebrochen ist. Ich mein', er wird aus der Haut fahren, der Eulogi. Ist er dem Jörg über's Maul gefahren! — „Ihr unverschämte stokratische Bauern!“ hat er gesagt; „welcher Satan gibt Euch die Schandreden ein, die Ihr gegen mich führt? Ich ein Pfaff, ich ein Leutbetrüger? Hab' ich darum die Rutte und Alles weggeworfen, um mich noch jeto als einen Gözendiener verspotten zu lassen? Bin ich umsonst Bürger, Republikaner und öffentlicher Ankläger geworden, daß Ihr keinen Respekt vor mir habt? Wart, Euch will ich's köcheln! Morgen muß ich leider auf's Land, um die Verbrecher, die's mit den Kaiserlichen gehalten, mit Rumpf und Stumpf abzumähen, aber in zehn bis vierzehn Tagen bin ich wieder hier, und dann sollt Ihr die Ersten sein, die vor's Revolutionstribunal kommen! Ich

selber will Euch zurecht machen. Ihr seid reif für die Gilletin'. Marsch zurück in's Gaschob!"

Wir machten, daß wir davon kamen. „O weh, was habt Ihr angestellt?“ fragte uns der Bernhard, der käßweiß im Gesichte geworden war. — Aber es war nun einmal verderbt, und nicht mehr zu bessern. Sales heulte sich halb todt, da er von dem Unglück hörte. Die andern Gefangenen standen truppweise um uns her und fragten uns aus, und bedauerten uns. Draußen in der Stadt getraute sich kein Mensch, das Maul aufzuthun; in der Gefangenschaft waren sie zehnmal freier, als in der Freiheit. Aber Trost haben sie uns nicht an's Herz geredet. Wenn wir anhoben zu sagen, der Schneider-Gulogi werde doch wohl zu menschlicheren Gedanken zurückkommen, und wir seien ja allzumal unschuldig, wie neugeborne Kinder, . . . da schüttelten Alle die Köpfe, und sagten uns das Uebelste voraus. — Poß Mord! was für Historien bekamen wir da zu hören, daß uns die letzte Kurasche in die Stiefel fiel!

Da sagte Einer, der Schneider könne nichts weniger leiden, als wenn man ihn an seine geistliche Zeit erinnere . . .! ich glaub's wohl; das haben die Gewissensbisse gemacht. Dann sagte ein Anderer: „Der Schneider sei grausam und blutgierig von Natur, wie ein Wolf oder ein Fuchs, und er vergebe eine Beleidigung nimmermehr.“ — Wieder Andere sagten: „Kein Mensch treibe mit den zum Tod bestimmten Leuten mehr giftigen Spott wie er.“ Hat er nicht einmal in Oberehnheim die Köpfmaschine vor das Haus einer alten Frau führen lassen, und derselben gesagt, „sie müsse sterben, weil sie zu den Kaiserlichen halte?“ Und als hierauf die Tochter der Frau zum Himmel aufgeschrien, sie könne sich nicht von ihrer Mutter scheiden lassen — hat er nicht hierauf wie ein Teufel gesagt: „Dein Gebet ist zu schön und macht Dir zu viel Ehre, als daß Dir nicht nach Deinen Worten geschähe?“ Hat sie köpfen lassen mit der Mutter. — Ein andermal — zu Epfig ist's gewesen, ist er mit seiner Rotte dem Friedensrichter in's Haus gerückt, und hat gesagt:

„Ich will mit Dir kollazen.“ Der alte Mann hat hergeschleppt, was Küch' und Keller hielten. Geessen haben sie, was gut und theuer; gebürstet haben sie dazu den vornehmsten Wein. Und wie der alte Friedensrichter noch einmal viele Flaschen aus dem Faß gezogen, worauf die schwarze Kack sitzt, nämlich aus dem besten, so fragt ihn der schlechte Eulogi: „Bürger Kuhn, hast Du noch viel von diesem Wein?“ Soff dabei einen Stiefel aus auf einen Zug. Da ihm alsbald der Friedensrichter antwortet: „Ich habe noch davon, und was ich habe, ist zu Deinen Diensten!“ so sagt ihm der Unmensch mit lachendem Gesicht: „So trink' geschwind Deine Flasche aus, denn es ist Dein letzter Trunk!“ — Zeigt ihm durchs Fenster die Köpfmaschine, die schon ihr blutig Maul aufsperrt, und ehe noch der gute alte Mann recht weiß, ob der Dickkopf Ernst oder Spaß gemacht, haben ihn die Schindersknechte hinunter geführt, und eh' man ein Vaterunser betet, war der alte Kopf herunter.

Stehn Euch nicht die Haare zu Berge, Ihr

Rebleute und angefessene Nachbarn? Schenkt mir das Glas voll, daß ich die leidige Erinnerung hinunter schwemme. Viele gute Stunden in meinem Leben hab' ich vergessen, als wären sie nicht da gewesen; selbige elende und furchtsame Tage wollen mir nicht aus dem Kopf. Der Sales ist ein paar Wochen lang immer wie im Fieber dagelegen, ist auch nachher ein armer Siech geworden. Sein Vater jedoch, der noch schöne braune Haare in den Thurn gebracht, ist darinnen weißer geworden, als ich selber es heute bin. Meine Sorge war nur, ob das Annele es wohl ertragen möchte, wenn ihr geschrieben würde, daß mir die Franzosen ein kläglich Ende gemacht?

Mit all' dem war's ein Glück, daß der Schneider-Eulogi im Elsaß auf's Köpfen gegangen war, und daß während dessen das Revoluztribunal sich faule Tage machte. Wir alle drei steckten so gut als im Sack und ein heimlicher Geistlicher, der im Seminar saß, und ebenfalls auf sein End' wartete, hatte uns schon Beicht gehört und absolvirt. So laßt sich unser Herrgott überall

finden, selbst mitten unter den Franzosen, die gar nichts mehr von ihm wissen wollten. Darüber wär' nun freilich viel zu reden, damit ich aber bei der Stang' bleibe, so will ich nur gleich erzählen, wie's uns ferner ergangen ist. Wo bin ich nur steh'n geblieben? Beim Schneider . . . oder bei unserm Herrgott? Ja so; jetzt fällt mir's ein! — Es war an einem Abend — wir hatten eben unser Kommissbrod gegessen und sollten schlafen gehen, so streicht der gute Bernhard an uns vorbei und sagt betrübt: „Der Bürger Schneider ist wieder in der Stadt; er hat zu Barr oder Brumt eine Frau genommen, und ist hereingetriumphirt, stolzer als je zuvor. Macht Euch also bereit, Ihr Leute, jetzt wird's leider an Euch kommen.“ — Unsern Schrecken kann sich ein Jeder vorstellen; aber . . . wie wunderbar! wir waren wohl zufrieden, daß unsre Sach' zu Ende geh'n sollte. In der Gefangenschaft ist's eben langweilig und elend, man mag es anfangen, wie man will. — „Vielleicht holen sie uns morgen schon!“ sagte der Jörg, indem er sich tief in's

Stroh steckte; warum? es machte schon sträflich kalt. — „Mir ist's gleich;“ hat ihm der Sales geantwortet. Und ich hab' darauf gesagt, „mir ist's ebenfalls präzis gleich, und Gott segne nur mein Annele und meine Kinder!“ — Bin auch wie verhext gleich eingeschlafen und habe so fortgemacht bis an den hellen Morgen, da die Gefangenenknechte unsre Thüre aufsperrten, um uns in den Hof und in die Gänge heraus zu lassen. Herr Bernhard war da, um seine ganze Heerde abzuzählen und da er an uns vorbei ging, sagte er heimlich, aber frohmüthig zu uns: „Seid getröstet; der Gulogi ist heut Nacht selber gefangen gesetzt worden. Er sitzt im Militärgefängniß, und gewißlich wird's ihm schlimm gehen. Seine Kameraden, die Räuber und Mörder und Leutschinder verstecken sich überall, und ich erwarte von Stunde zu Stunde den Befehl, diejenigen frei zu lassen, die der Gulogi auf seine Gefahr hier eingesezt hat.“

Richtig sind nicht lange darauf ein paar Herren Offiziere daher gekommen und einer mit einer

großen dreifarbigen Binde um den Leib und haben unsern Namen im Buch ausgethan und haben uns drei nebst noch ein paar Duzend andern Herren und Frauen aus dem Thurn in die Freiheit entlassen. Wir bekamen ein Jeder ein Stück Papier — wird unser Laufpaß gewesen sein — und den Befehl, unverzüglich dahin zurückzukehren, von wo wir gekommen waren.

Sappermost! wir haben uns nicht lange bitten lassen; aber wer sich in der Stadt verirrt, das waren wir, so kamen wir in ein großes Gedränge, in ein Menschenspiel, daß es nicht zu sagen ist, und das Volk lief alles nach einer Seite hin, und wir liefen mit, theils aus Neugierde, theils weil wir nicht aus dem Spektakel hinaus konnten.

Ehe wir etwas davon merkten, waren wir wieder auf dem Paradiplatz, und da stand noch immer das blutrothe Handwerkszeug, womit die Franzosen einander köpfen, und um dasselbe liefen alle die vielen tausend Menschen zusammen. Der Jörg sagte: „Da kriegen wir was zu sehen!“ und der Sales: „Es ist besser, als wenn wir

durch das rothe Fenster schauen müßten!“ Und ich: „Wir wollen uns nicht gar zu lang aufhalten. Besser draußen als drinnen, besser drüben als hüten.“

Und als wir durch all den Lärm an die Giletin vorfamen bis auf etwelche fünfzig Schritt was haben wir da gesehen? Unsern wüsten Dickkopf selber, den Schneider = Gulogi, der auf das Gerüst hinauf gezogen wurde und ein Gesicht machte zum Erbarmen. Die Straßburger lachten und piffen und klatschten in die Hände. Es war eine Freude und ein Vergnügen im Volke. Sie merkten gar nicht, daß es kalt herunter regnete vom Himmel, als fiele lebendiges Eis auf die Erde. Aber der Schneider = Gulogi mußte seinen blauen Rock ausziehen, und ich meinte, es würde ihm jezo der Hämmerling an den Hals gehen; doch war dem nicht also. Sie haben ihn nur mit Stricken an die Maschine angebunden und ließen ihn stehen zum Spott und zur Schande, ich weiß nicht wie viele Stunden lang. Wir machten uns darüber von dannen, und kamen

glücklich im lieben Vaterland wieder an. Später hat mir der Schulmeister erzählt, sie hätten dem Schneider zu Paris sein Recht angethan. Meinwegen! wo er jetzt sitzt, möcht' ich nicht sitzen. Tag aus, Tag ein wird er wärmer haben, als uns allen miteinander im heurigen Sommer gewesen ist; und der kühle Wein, der uns erfreut, wird ihm fehlen in Ewigkeit. Amen. So wie ich eben sage: unser Herrgott ist Meister, und das ist recht.

Hört Ihr aber, wie es auf dem Schloßthurm läutet? Es ist elf Uhr, bei'm Eid, und Zeit, in's Bett zu liegen. Zuvörderst aber wollen wir die Gesundheit trinken von demjenigen Herrn Bernhard zu Straßburg, der als ein alter Ehrenmann gestorben, und ohne Zweifel jezo einer der schönsten Engel geworden ist! Und auch das Annele will ich leben lassen; sie ist ein gutes Mensch gewesen, und gerade nur ihr Kopf war verzweifelt böß. Ach Gott, wie hat das arme Weib sich abgeplagt und zerheult und schier wiederum hintersinnt, da ich zu Straßburg zwischen

Leben und Tod saß, und wie fröhlich hat sie mich wieder aufgenommen in ihre getreuen Arme! Ich bring's dem Annele! — Boß Mord! Was für eine Freude ist in unserer Gemeinde gewesen, da ich zurück kam mit dem Schindli-Jörg und mit dem Saleß! — Nur mein liederlicher Bub', der Michel, hat mich nicht mit guten Augen angesehen. Es wäre dem elenden Tropf ein rechtes Fressfele gewesen, wenn ich . . . doch will ich mich nicht heute an dem schlechten Kerl ärgern. Unser Herrgott wird schon, was recht ist, mit ihm gemacht haben. Geht jetzt heim, Ihr Leute, so wie ich; morgen ist der letzte Tag, morgen um diese Zeit stehen die Reben kahl, aber wir wollen fröhlich zusammen sitzen wie heut' und uns der süßen Gottesgabe freu'n, als wär's das letztemal.

III.

Wie der alte Martin vorausgesagt; war's geschehen. Am nächsten Abend war die Arbeit im Weinberg gethan, und lustige Gesänge der auf Kosten der freigebigen Herrschaft schmausenden Arbeiter begrüßten den Abendstern. Unter die Fröhlichen hatte sich der Schloßherr gemischt, und bald nach ihm erschien auch die Frau vom Schlosse, begleitet von ihren Söhnen. Ihre Gegenwart störte nicht, sondern belebte vielmehr das Fest. Der alte Martin, den muthwillige Hände mit einer Krone von Reblaub geschmückt hatten, hielt eine Anrede an die geliebte Herrschaft, und sprach lang und breit von dem vielen Guten, das sie gespendet, in diesem schon vom Himmel so überaus reichlich gesegneten Gau. — Die Baronin wollte ihm öfters in die Rede fallen, aber der Alte gab — um seine Sprache zu reden — nicht lach, und sagte unter anderm:

„Wenn ich etwa heut nicht so ganz bei der Stange bleiben sollte, so nimmt's die Herrschaft

gnädigst nicht in Uebel auf, weil ich die ganze Nacht hindurch, nämlich die paar Stunden lang, als ich alter Kerl zu schlafen habe, in schlimmen Träumen gelegen bin. Mir ist zwar nicht der blutige Eulogi vorgekommen, von dem ich gestern erzählte, aber leider Gottes mein Michel; wie ein Gespenst ist er mir vor Augen gestanden und auf meiner Brust gesessen wie ein böser Feind und hat mich nicht zur Ruhe kommen lassen. Darum bin ich alter grauer Mensch heut müd und matt, und bringe etwa hinterfür vor, was ich sonst gradaus vernünftig herausgesagt hätte. Die gnädige Herrschaft — bei den Rebleuten und Tagelöhnern, Knechten und Mägden entschuldige ich mich gar nicht — die gütige gnädige Herrschaft hat ja bis daher so viel Geduld mit dem alten Maarte gehabt und ihm so viele Wohlthaten erwiesen, daß sie ein schwaches Wort von ihm nicht hoch anschlagen wird. Alter Kopf wird eben schwindlich. Aber . . . was wahr ist, ist wahr: in meinem Herzen steht viel klarer mein Dank für den Herrn und die Frau geschrieben, als ihn

meine konfuse Zunge herunterlesen kann. Wir trinken alle miteinander des gnädigen Ehepaars Gesundheit, und dreimal hoch! und auch die jungen Herrlein sollen leben daneben!"

Die Fenster erzitterten von dem Geschrei der Trinker und der Schloßherr hatte Mühe, sie endlich zu schweigen. — „Merkt Euch“, fuhr Martin zu den Zuhörern fort, „was für ein Unterschied ist zwischen einem edelgeborenen und menschenfreundlich aufgezogenen Herrn und einem groben Schroll, der zum Glück gekommen ist, er weiß nicht, wie? Ich hab' vielerlei durchgemacht. Zu meiner Zeit hat's noch da und dort im bairischen und österreichischen Land Leibeigene gegeben, mit denen ihre Herren gemacht haben, was sie wollten. Das ist jezo nicht mehr so. Es lebe die Kaiserin Maria Theresia und der Kaiser Joseph und der Markgraf Carl Friedrich! Den letztern hab' ich gesehen einmal, so wie ich Euch sehe und die gnädige Herrschaft. Er soll ein kruzbraver Herr gewesen sein. Die Güte schaute ihm überall aus dem Angesicht. Er war freilich

angezogen wie ein Offizier, Steifstiefel und Degen und einen Federhut, aber dabei war er doch der liebe Friede mit Jedermann und seine freundlichen Augen sagten zu Jedermann: Fürchtet euch nicht; ich mein's ja nur gut mit euch. Schade, daß der friedliche Fürst hat Krieg führen müssen; aber Krieg war dazumal in aller Welt los, und die verzweifeltesten Kerle, die Franzosen, anfänglich unter der Republik und hernach unterm Bonebard . . . wo haben diese Ruh' gegeben und Fried' gehalten? Ich kann davon viel erzählen — den Bonebard hab' ich, sauber auf Papier gemalt, selber gehabt. Doch war er nicht mein Mann, und wenn ich ihn jemals in der Person gesehen hätte, ich wollt's ihm gesagt haben! Dafür waren viele auf dem Wald und meine Nachbarn, die hielten zu ihm, als wär' er ein Deutscher gewesen und ein Mann wie der Kaiser Joseph oder der Markgraf Carl Friedrich. — Hat's doch einer zu Langenschnirchlingen — 's liegt nicht weit von Lichtenwald und meinem Ort — sich so eingerichtet und aufgerichtet, daß Jung und Alt

ihn bald den Bonebard genannt haben? Und — wenn's recht ist, erzähle ich etwas von dem hoffärtigen Bauersmann. Meiner Treu', es hat seine Sach: Steck' den Bauer in Sammt und Seide, immerdar wird sein schmutziger Stiefel daraus hervorgucken. Ach, mich hat derselbig' Mann vollends um meinen Sohn Michel und in die größte Bekümmerniß gebracht. Darum will ich — Euch, Ihr Leute, zum Frommen und zur Lehr', und der gnädigen Herrschaft zur Ergözung etwas kurzes berichten von dem

Bonebard von Langenschnirchlingen.

Sein Vater ist ein armer Mann gewesen und seine Mutter hat nicht den Kreuzer gehabt. Auf den paar Aeckerlen seiner Eltern, wo mehr Steine als Haber gewachsen sind, hat er nicht viel von der Landwirthschaft lernen können, und zu hochmüthig war er, um bei einem rechten Bauer in Dienst zu gehen. Was hat der Peter also gethan? Zuerst hat er Lichtspäne geschnitzt, und alsdann Mausfallen gemacht und endlich hat er

sich bei einem Schweintreiber als Knecht verdungen, ist mit den, mit Verlaub zu reden, Schweinen nach Freiburg und in's Unterland gezogen und — wie man zu sagen pflegt — auf dem Roß wieder heimgekommen. — Wer das Räthsel errathen hat, wozugegen und auf welche Weise der Peter zu seinem vielen Geld gekommen ist, hat eine gute Nase gehabt. Ich hab' mir's niemals vorstellen können. Ein Theil hat gesagt, der Peter hätte auf dem Röttler Schloß einen Schatz von alten Thalern gefunden; ein Theil hat gewollt, es sei ihm sein Reichthum vermacht worden im Testament von einem Schweinehändler aus Ungarn, der ohne Kind und Regel zu Freiburg im Wirthshaus zu den sieben Todsünden weggestorben; Andere haben dagegen gemeint, die Mutter des Peter habe eine geheime Kunst gekonnt und ihm das Geld zusammen gehext. Die Alte war verrufen, als könne sie das Wetter machen und dergleichen; ist auch mit ihrer Leiche schier kein Mensch gegangen. Ich glaub' dagegen nichts Böses von ihr; warum? Ich denk' wohl,

sie hätte sich schon in ihre eigne Haushaltung Geld gezaubert, wenn sie gewußt hätte, wie die Sach' anzustellen sei. Aber, daß ich die Wahrheit sage, so hat sie allerlei an sich gehabt, das einem Christenmenschen nicht gefallen konnte: sie war böß, ungattig, neidig und nachträgerisch, wenn Jemand das Unglück gehabt hat, ihr zuwider zu sein. Sie hat deßwegen viel Wohlthaten genossen, weil's die Leute mit ihr nicht verderben wollten; aber bei ihr hat nichts gefuhret, wollte nichts gedeihen. Sie ist ihr Lebtag, auch nachdem der Peter schon mit seinem Reichthum aufgezogen war, so elend und fripplich und alt gewesen, daß es Einen dauerte. Ueberhaupt haben die ältesten Leute sich nicht besinnen können, daß die Ursel irgend einmal jung gewesen; und doch, wenn sie noch lebte, würde sie nicht viel älter sein als ich, aber sie ist schon lang gestorben es war', denk' wohl, um die Zeit, da der Kaiser Napolion in die Mode gekommen ist. Die Ursel hat mir viel Herzeleid gemacht, noch mehr als ihr Peter Bonebard, und mein Michel ist durch selbige Leute

noch mehr verderbt worden, als er schon vorher gewesen.

Ihr werdet fragen, wie ich denn mit meinem Michel an den Peter und an die Ursel gekommen bin, da doch Langenschnirklingen ziemlich weit von unsrer Gemeinde, vom Herrenberger Hof und von Lichtenwald ist? Das wird sich aber alles finden, denn eben das ist die Geschichte. Der Peter war ein verzweifelter Kerl, poß Mord! Wenn er so daher kam in seinem blauen Tschoben, seinem langen Brusttuch mit lauter Zwanzigern statt der Knöpfe besetzt, in seiner kurzen Hose von Sammet und in den blauen Strümpfen und Schuhen mit Silberschnallen es war, bei'm Eid, eine Pracht! Von Leib sah er ganz stattlich aus, behäß, und wohl feist, mit aufgepaußten Backen und weite Nasenlöcher, als wie zu Breisach an der Festung die Kanonenscharten gewesen. Da ich ihn kennen lernte, leider Gottes, war er natürlich nicht mehr ein heuriges Hässlein — er hatte ein Mädle von zweiundzwanzig Jahren und war schon Wittwer — aber dennoch hätte man

für jedes weiße Haar auf seinem Kopf eine Dublone bieten dürfen, und man hätte keines gefunden. Ganz kästenbraun', sag' ich Euch, und starke Zotteln wie ein Löw', wer schon einen gesehen hat. Ich habe leider noch keinen zu Gesicht gefriegt, aber fast gar hätt' ich einmal zu Freiburg eine Löffelgans für Geld sehen können, wenn ich nicht unglücklicher Weise um einen Tag zu spät gekommen wäre. Von den andern reisenden Thieren, die ich kenne, haben mir jederzeit die Affen am besten gefallen, obschon ich auch nicht den grünen Raben von unsrer gnädigen Frau Herrschaft verachten will. Freilich ist der Bapper mit dem alten Martin nicht söllig höflich und leutselig. So oft ich auf seinen Käfig zumarschire, bludert er sich auf, und schreit „Spigbub', Spigbub'!“ was er nur aus seiner Gurgel herausbringen kann. Da könnte er aber viele andre Leute mit „Spigbub'“ anrufen, als gerade nur den alten Martin, der in seinem Leben nichts Schlechtes getrieben hat. Ich will nicht sagen, auf wen ich das rede; es gehen aber dann und

wann bei unsrer gnädigen Herrschaft, die so gut und freigebig ist, Herren aus und ein, denen auf dem Gesicht noch weniger Gutes geschrieben steht, als dem Peter Bonebard von Langenschnirchlingen.

Nicht für ungut, aber ich hätte bald auf den ganzen Peter vergessen, und er war doch ein verzweifelter Kerl! Also, daß ich's nicht bei mir behalte, so kommt das arme Peterle als ein reicher Petrus eines Tags heim, und kein Mensch weiß wozugegen und woher der Reichthum. Ich hab' mir dabei mein Theil gedacht; Notabene! mir ist der Melcher dabei eingefallen, der auch einmal mit einem reichen Sautreiber in den Wald gegangen ist, und ist nur einer von ihnen wieder herausgekommen, und derjenige war nicht der Sautreiber, sondern der Melcher mit des Sautreibers Geldgurt. — Da hab' ich dem Peter wohl Unrecht gethan; aber was fällt einem Menschen nicht ein, wenn ein armer Schelm auf einmal mit Geld in allen Säcken heimkommt, und sagt absolut nicht, woher er das Geld hat? Da passen freilich dann alle Ohren auf, und die

Mäuler schmägen links und rechts und kreuzweis und überzwerch, und alle Nachbargaugen spioniren dem reichgewordenen Menschen durch alle Fenster hinein bis in den tiefsten Keller. Man kann's, sag' ich, den Leuten gar nicht übel nehmen. Aber was der Peter gleich zuerst gethan hat, da er wiederum den Fuß als ein reicher Bauer in die Heimath gesetzt, das war ein Biedermannsstück, und hat aller Welt wohl gefallen. Die Sache ist so: Der Peter hatte, bevor er auf den Schweintrieb ging, in seinem Ort einen Schatz gehabt: des Nachtwächters Tochter, ein blutarmes Ding, und nicht einmal schön von Angesicht, wie ich mir habe sagen lassen. Da hatte sich denn Armuth zu Armuth gethan, und war daraus ein kleines Maidschi geworden, das wohl schon vier Jahre alt sein mochte, als der Peter aus der Fremde kam. Was aber ist sein Erstes? Geht er nicht hin und heirathet hollops des Nachtwächters Mädle und macht er nicht zugleich sein Kind, die Rosemarie, ehrlich von Kopf bis zu Fuß? Sappermost! die Rosemarie ist ein bild-

schön Gewächs geworden, und wenn ich noch an selbige Zeit zurück denke, wo der Michel sich in das Mensch vernarrt hat . . . wie schön und anmuthig das Mädle anzusehen war, ich möcht's dem Michel schier nicht verdenken, wenn auch selbige Liebschaft und Hochzeit mich um Alles gebracht hat: um meines Sohnes letzte Lieb', um seinen letzten Respekt vor Vater und Mutter, das Annele um's Leben, den alten Maarte um alle Freud', um all' sein' Sach', um sein letztes Obdach, um den letzten Pfülben für sein Haupt, und endlich den Michel selber um Haus und Hof, um Acker und Wald. — Schenkt mir geschwinde noch das Gläslein voll. Der süße Wein macht vielleicht meine müden Augen wacker; wie geschwinde aber auch Ihr den Wein einschenkt, dennoch fallen mir ein paar Thränentropfen hinein.“

Nachdem er getrunken, fuhr der alte Martin, da die Zuhörer alle bewegt schwiegen, weiter fort: „Jetzt müßt Ihr euch eben vorstellen, daß viele Jahre vergangen sind, seitdem der Peter heimgekommen. Er hat seines Vaters Hütte zu

einem kleinen Schloß umgewandelt; der Alte hat's nicht lang profitiren können; aber die Ursel ist frisch und lebig geblieben. Der Peter hat viel angekauft an Wald und Wiesen und Ackerfeld. Endlich hat er den stattlichen Hof sammt Zubehör erstanden, der einen starken Büchschuß hinter Langenschnirchlingen liegt, und vor Zeiten dem Kloster St. Peter auf dem Wald gehört hat. Man hat selbiges Hofgut nur die Pfaffenwaid geheißen, und, poß Krautsalat, die geistlichen Herren hatten's nicht übel getroffen mit der schönen Waid, die über und über mit Holz bestanden war, woraus der Peter viele tausend Klafter gehauen. Ein Hof wie ein Schloß, und daneben ein See, voll von Fischen, und aus dem See läuft ein Bach, der, ich weiß nicht wie viele Mühlen treibt; Säg- und Schneidmühlen, Stampf- und Walkmühlen, und Mühlen für das liebe Brod, eine oder zwei. Und die Felder! Das schönste Erdreich weit und breit. Von der Waid hat man auf vier oder fünf Gassen zu den Aeckern des reichen Peter fahren können; im Walde hatte er

Jagd und Hahnenfalg, justement wie unser Großherzog. Wie viel Morgen seine Matten hatten, weiß heut' noch niemand; aber noch zahlreicher war sein Viehstand, und der Segen lag auf all' seinem Vieh. Ich hab' noch viel von diesem Peter und seinem Wohlstand zu berichten — jetzt fällt mir's g'rad nicht ein, aber es wird schon kommen nach und nach. Nur so viel noch, daß über all' dem Reichthum des Pfaffenwaidpeters Frau gestorben ist; auf dem Todbett hat sie noch gesagt, daß ihr viel wöhlter gewesen sei in ihres Vaters schlechtem Wächterhäusle, als auf dem vornehmen Klosterhof. Ich will's glauben. Die Zufriedenheit fragt nicht nach dem Reichthum und nicht nach der Armuth. Ein armer Tropf ist viel leichter vergnügt als ein reicher Kauz, dem der Kopf zentnerschwer voll Sorgen steckt. Die Armuth ist nur dann arm, wenn sie zugleich krank ist; dagegen hilft ihr der liebe Gott vom Siechthum und vom Leben weit geschwinder, als der Doktor mit all' seinen Mixturen dem reichen Mann. Aber halt! Wohin laß' ich mein Kößlein jetzt so tapfer

laufen? Was red' ich von der Armuth, da ich doch vom reichen Peter reden will? Der Pfaffenwaidpeter hat sich jedoch zum letztenmal mit der Armuth abgegeben, da er des Nachtwächters Mädle weibete. Seit jener Zeit hat er nur etwa dem himmlischen Vater den Vortritt gelassen, und von dem Napoleon und dem Kaiser Franz und etwa noch von unserm Landesfürsten hat er geredt wie von seines Gleichen. Und weil es so ausgefallen mit seinem Stolz und Hoffart, und weil sein einzig Kind, die Rosemarie, von seinem Grittel und Grattel ein gutes Stück geerbt, so hat ihm bald die ganze Gegend „Bonebaard“ gerufen, und der Rosemarie das „Prinzeßle vom Bonebaard.“ — Ich weiß nicht, weswegen er nicht abermals ein Weib genommen? Ich denk' wohl, daß er Keine gefunden hat, die ihm genug fürnehm und reich genug gewesen. Zudem hatt' er die Rosemarie noch im Haus, und die alte Ursel wollte absolut nicht sterben, und für eine junge Frau wären die beiden Weibsbilder doch eine schlechte Zugabe zu des Peters Reichthum gewesen.

Darüber ist auf einmal mein Bub', der Michel ganz wunderlich geworden. Hat Alles nur mit Verdruß gethan, faul und schlecht geschafft, über den ganzen Tag gemault, und Abends auf der Ofenbank gelegen, ohne zu sagen „Ja“ oder „Nein,“ „Wie“ oder „Wo.“ — Das Annele hat bald gemerkt, wo's ihn gedrückt hat, und sie sagt eines Morgens ganz betrübt zu mir: „Ich fürcht', wir leben dem Michel zu lang. Wenigstens wird er haben wollen, daß Du ihm den Hof abtretest, Maarte.“ Wogegen ich ihr geantwortet: „Sappermost! Da spannt er die Gäule am legen Ort an. Zwar werden meine Knochen mürb', und ich kann nicht mehr so recht die Art lupsen, wie vor Zeiten; aber ich bin Herr und Meister noch zum heutigen Tag, und wenn der Bub' mich kjoniren will, so thu' ich erst nicht seinen Willen. Es ist ohnehin Jammer und Schade, daß der Sepp in Lörrach auf seinem Handwerk sitzt, daß der Ratz unter die Soldaten gegangen ist, und der liebe Gott schon den armen kleinen Dorus zu sich genommen hat. Denen Allen hätt' ich lieber, so

wie es auch ihr Recht gewesen wäre, den Herrenberger Hof gegönnt, als dem Michel, der vom vierten Gebot nichts weiß.“ — Weil das Annele wiederum anfing zu brieggen, da ich von selbigem armen Dorus angehoben, so bin ich auch gleich still gewesen, und damit gut.

Derweilen ist der Michel von Tag zu Tag ungattiger geworden. Und was sagt mir einmal der liederliche Tropf in der Scheuer beim Haber-dreschen? „Es wär' wohl einmal an der Zeit,“ sagt' er, „daß Ihr mir den Hof abträtet, Vater, und Euch in's Leibding begäbet; Ihr seid alt und schwach, und könnet nur mehr ring schaffen.“ — Poß Mord! Und ich bin zu selber Zeit nur in den ersten siebenziger Jahren gewesen, oder höchstens so gegen die achtzig, also noch ziemlich junge. Das ist mir freilich in die Nase gestiegen, und ich sag' ihm drauf: „Der Hof bleibt mein, und wenn Dich's so nicht freut, so geh' wohin Du willst.“ Richtig war am andern Morgen der Michel fort. Da er nun selber schon ein großgewachsen Kind war und in dem Alter, daß er

auf gut Schwäbisch gescheut sein konnte, so ließ ich ihn gehen und habe mich lange nicht um ihn bekümmert. Nur hab' ich von einem und dem andern Nachbar bei Gelegenheit gehört, daß der Michel sich zu Langenschnirchlingen bei dei dem Bonebaard als Oberknecht verdungen. Meinetwegen, habe ich gesagt.

Das Annele konnte den Buben nicht so leicht verschmerzen, wenn sie ihn gleich nicht leiden konnte, da sie ihn immer für den wenn auch unschuldigen Ursäcker am Tod des armen Dorus hielt. Aber so sind einmal die Mütter! Sie lag mir immer in den Ohren, dem Michel wieder gute Worte zu geben. Ja, proßt die Mahlzeit!

Was aber geschieht nicht lang darauf? Kommt nicht eines Tags ein Wägele in meinen Hof gefahren und ich sitze justement bei'm Essen, und mein Dribbein *) sagt mir: „Herr, da kommt der Bonebaard von Langenschnirchlingen?“ — Richtig; der reiche Pfaffenwaid-Peter war's, gewachsen in

*) Der dritte Knecht.

Lebensgröße und ich sag' gleich zum Annele: „Boß Mord, Du, der kommt nicht umsonst.“

Ich, als der Meister im Hof, hab' mir nichts vergeben und bin ruhig sitzen geblieben. Draußen hat der Peter wie thöricht mit der Peitsche geschneilt, und in einem fort geschrieen: „Geda, Mordio! Stallknecht heraus! Oha, Bräunl, oha Scheß! kömmt denn niemand! Sapperlot?“

Nachdem er eine Weile so geschrieen, sag' ich dem Stallknecht: „Geh hinaus, und thu' was er sagt. Wir haben uns jeko nichts vergeben.“ — So ist's geschehen. Und nicht lang, so kommt der Peter hereingetappt, zundelroth und schlenzt mit der Geißel rechts und links wie im Zorn und schnauft mich an: „Seid Ihr nicht der Bauer von dem Hofe? Der alte Herrenberger-Maarte?“ — Ich nickte mit dem Kopf, und esse weiter und so macht's das Annele — noch in ihrem Alter ist sie stolz gewesen — und das Gesind steht hollops vom Tisch auf und geht hinaus. — „Ihr habt keine Ordnung im Haus, wenn Einer bei Euch ankehrt; hab' ich nicht eine Viertelstund'

vor Eurer Thür gewartet?“ sagt der Peter. — Und ich darauf: „Drum ist das kein Wirthshaus. Was wollt Ihr bei mir?“

Das hat ihn ein bißel geduckt, daß er manierlicher geworden ist. — „Mit Verlaub!“ sagt er, rückt vom Ofen einen Schemel heran und setzt sich drauf und streckt die Beine weit von ihm, pfnaust ein paarmal und schiebt sich den Hut aus der Stirn. Das war ein Prachtshut, fein und langhaarig, und darum trug er statt der Silberschnalle ein Sammetband, schwarz und roth geflammt; extra fürnehm. — Ich hab' mir aber nichts gegen ihn vergeben. — Und so hebt er an zu reden: „Ich bin der Peter von der Waid von Langenschnirchlingen und soll Euch einen schönen guten Tag von Euerm Michel sagen!“ — „Danke schön; denkt der Kerle noch an uns?“ mach' ich darauf. — Dann Er: „Das thut er jezo mehr als sonst. Er dient bei mir und hat's gut, wie alle meine Diensten es haben. Guter Lohn, gute Kost, das Häss, wie sich's schickt*),

*) Häss = Kleidung.

und große Ehr' von allen Leuten; denn, merket wohl, Maarte, wer bei mir dient“

„Weiß schon;“ sag' ich ganz dürr. „Ihr habt Euer Sach' und gebt auch Euerm Gesind sein' Sach'. Wär' Euch sonst was lieb?“ „Ich hab' Durst und Appetit; 's Stückli Käs und 's Gläsle Wein könnten nicht schaden,“ macht er; „ich trink' aber nur Markgräfler, vom Guten.“ — Da geb' ich ihm drauf: „Wie er eben in meinem Keller liegt. Annele, hol' einmal einen Tropfen für den Boonebard da!“ —

Er hat ein Gesicht gemacht, halb sauer, halb süß, da ich ihm „Boonebard“ sagte. Von Theil Leuten hat er den Uebnernamen gern gehört; von Theil Leuten hat er sich daran geärgert. — „Thu' was Du willst,“ hab' ich mir heimlich gesagt, und nicht 's Brösele gegen ihn mir vergeben. Der verzweifelte Kerl war an's Kackbuckeln in seiner Gemeind' gewohnt; ich aber saß da, als hätt' ich ein Scheit Holz im Rücken. Sowie er ausgesäuerlet und ausgesüßlet, hebt er wiederum an: „Ich komm' eigentlich, um Euern Hof in

Augenschein zu nehmen.“ — „So, er ist nicht feil;“ red’ ich entgegen. — „Das kann man nicht so recht wissen;“ sagt er, und ich merk’, daß er was im Hinterhalt hat. Dennoch sag’ ich ganz dürr: „Gewiß ist der Hof nicht feil; denn wenn ich sterbe oder in’s Leibding gehe, so ist immer noch Einer da, der den Herrenberger Hof übernimmt.“ — „Der Michel?“ sagt Er. — „Versteht sich;“ sag’ ich.

Das Annele hat über dem Keden eingeschenkt, und dem Boonebard hat der Käs geschmeckt — es war vom Münsterthäler — und den Wein hat er auch nicht verachtet, und er ist ganz heimlich mehr herangerückt, und hat mit mir gestuzt und mit selbigem Annele . . . und die Mariann — man muß’ ihr lassen, einen Merker hat sie gehabt, so fein, wie ein Spinnenfaden ist — die Mariann’ also hat mir fastgar die Füß’ unterm Tisch entzweigetreten, und es ist so eine gewisse Erleuchtung in ihrem Gesicht aufgegangen . . . ich hab’ jedoch noch nichts verstanden, bis der Peter anhebt:

„Wir wollen schon gute Freunde werden, Martin, und noch etwas mehr, wenn Euer Hof mit allem Drum und Dran so viel werth ist, wie der Michel sagt. So und so viel Wieswachs, so und so viel Wald, so und so viel Acker und so und so viel das Erträgniß?“

Der Boonebard wußte aus dem Fundament, wie viel der Hof trug, und der Michel hatte ihm's auf's Dipfele gesagt. So blieb mir nichts übrig, als zu antworten: „Ja, so hat's seine Richtigkeit. Aber was soll der Hof zu unserer Freundschaft?“ — „Drum will Euer Michel Hochzeit machen, und Euern Hof übernehmen;“ sagt darauf der Peter. — „Wollte Gott, er hätte das schon lang gethan!“ sage ich hierauf; „das hat mir und seiner Mutter schon viel Herzeleid gemacht. Ist's nicht auch eine Schand', daß der Bub bald vierzig Jahr hat und noch kein Weib? Was müssen die Leut' von ihm denken? Herumgesehen hat er redlich, und viele Mädle in's G'schrei gebracht, aber niemals Ernst gemacht, und hat doch außer dem Hof da, den ich ihm gern über-

geben hätte, wenn er zum Weib gekommen wäre hat doch außerdem, sag' ich, noch das schöne Stück Geld vom Muckenschnapper, von dem ihm nicht einmal der lange Krieg einen Kreuzer weggebissen und gerissen“

„Da will ich Euch was sagen;“ hebt der Boonebard an, als wär' er der Kurfürst nein der Großherzog selber und der Erzbischof von Freiburg in einer Person: „das Herumsuchen war schon am Platz; nur hatte der Michel noch nicht die Rechte gefunden. Jetzt aber hat er sie, und wenn ich vom Augenschein weiß, wie viel Euer Sach' werth ist, und wenn Ihr dem Michel den Hof übergeben wollt, so kriegt er auch den Holderstock zur Hochzeiterin. Ich gebe sie ihm; ich will ein schlechter Mann sein, wenn ich's nicht thu', und 's ist eine große Ehr' für Euch und den Michel, denn neunundneunzig Bauernsöhne — von den reichsten — haben schon alle Finger nach meiner Rosemarie geschleckt, und ich hab' sie Keinem gegeben. Aber Euer Michel gefällt mir und auch der Rosemarie, und ich geb'

dem Mensch viertausend Gulden und die volle Aussteuer mit, und wenn ich sterbe, so fällt Alles an Euern Sohn und seine Kinder. He? wollt Ihr einschlagen?“

Ich hätte noch gern ein paar Wochen lang überlegt; aber das Annele, dem nach dem Buben verlangte, hat mich immer gestupft und getreten, und der Wein hat auch dazu geholfen und dann ist der Boonebard wahrhaftig ein verzweifelter Kerl gewesen, der Einen in Alles hineingeredet hat wie ein Galgenpater, und Einem bis in's Herz gebohrt hat mit seinen Augen und er hat meiner Seel' allerlei von dem rechten Boonebard gehabt. Am End', wenn man ihn hörte, hatte er immer recht, und kommandirte herum wie ein General und damit Zuck! das war aus und Amen. Item: die Abendglocke hatte noch nicht geläutet, so hatte er mein Hab' und Gut überall besehen und verständig geschätzt, und ich hatte „Ja“ gesagt zur Hochzeit und zur Hofabtretung, und das Annele war seelenvergnügt. Arm's Mütterle, wenn Du gewußt hättest . . . !

doch das kommt später an die Reih'! — Der Pfaffenwaid-Peter ist bei uns über Nacht gelegen und hat dem bösen Feind ein Ohr abgeschwächt mit lauter Projektmacherei und mir nicht Fried' gelassen, bis ich ihm versprochen, am andern Tag mit ihm nach Langenschnirchlingen zu fahren, um sein Anwesen und die Rosemarie kennen zu lernen. — Nach dem Kollazes*) sagt er zu mir: „Hört, Maarte, 's ist jeko meine Spielstund'; um die Zeit zu Nacht muß ich was spielen. Wollt Ihr mitthun im Karteln oder wollen wir Würfeles machen, und „Gut steh'n sie?“

Diese Reden haben mir allerdings nicht gar wohl gefallen; aber doch — das Annele hat mir zugeredit — sind wir mit einander in's Wirthshaus gestiegen, und da haben alle Bauern und Knechte und Mägde und selbst der Herr Pfarrer dem Boonebard Reverenz auf Reverenz gemacht. Er hat ihnen Wein gezahlt, mit dem Pfarrer gefartelt, hernach, wie derselbige nach Haus gegangen, mit mir gewürfelt. — „Ich setze da

*) Vesper- oder Abendbrod.

meine Sackuhr," hat er gerufen — hat auch nicht wenig den Wein gespürt — „setz' zehn Gulden dran, Maarte!" — Ihr merkt, Ihr Leute und gnädige Herrschaft, daß wir uns schon gedugt haben, und so würfle ich mit ihm. Es ging waidlich und tapfer: „Hundstöpele, drei Gleiche, kleiner Todtenmarsch, großer Todtenmarsch, Sieben wie ein Jud, Fünfe stellt ein, alle Sechser!*) Patsch, hatte ich die Uhr gewonnen. Der Peter warf mir sie lachend zu: „Da! ich hab' noch mehr von dem Zeug!" — Und zieht richtig aus dem Hosensack eine goldene Uhr, und läßt sie spiegeln im Licht. — „Willst Du auch um die da spielen, Maarte?" — Ich hab jedoch gesagt „Nein" und: „Laß uns heimgehen zum Essen und Schlafen!" — Bog Mord! die gewonnene Uhr war schön und punkto auf die Minut', aber ich hatte auch an der einzigen genug, um die unglücklichen Stunden abzuzählen, die von selbigem Tag für mich zu schlagen anfangen, für mich und das Annele!

*) Gäng und gäbe Ausdrücke beim Würfeln.

Genug: am andern Tag war ich in Langenschnirchlingen, und besah mir den Haushalt des reichen Prassers. Was wahr ist, ist wahr: alles war absolut unvergleichlich. Der Boonebard hatte auf seiner Pfaffenwaid nicht nur einen Hof, einen Staatshof angelegt, sondern mehr als das: einen Zinken, ein Dorf ach, was sag' ich? ein Städtel hätt' man's nennen können. Nicht nur hatte er seine Mühlen, aber auch seine eigene Bäckerei, seine Mezig, seine Brennerei, seine Weinhandlung, seine Ziegelhütte, seinen Zimmerplatz. Ein eigener Schneider war bei ihm das ganze Jahr auf der Stör; ein Schuhmacher und Schuhflicker arbeitete Jahr aus Jahr ein nur für ihn und seine Leute. Fischfang, Pferdзucht, Ochsenmastung, Geißen- und Schweintrieb Alles auf's schönste. Eine eigene Kapelle, worinnen an Sonn- und Festtagen ein geistlicher Herr die Messe las, und daneben ein eigen Wirthshaus. Die erste Bierbrauerei von Langenschnirchlingen war sein: auf der Kapelle hatte er eine Uhr mit Glocke, und auf seinem Wohnhaus und

seiner großen Scheuer denkt Euch nur
einen Blitzableiter!!!

Ich muß sagen, daß mir selbiger Blitzableiter gar nicht gefiel, als er mir das Ding erklärt hatte. Der Mensch soll den lieben Gott in seinem Willen nicht hindern. Wenn der Herr seinen Blitz irgendwo einschlagen laßt, so weiß er schon, warum er's thut, und sich davor sicherstellen wollen, ist ein baarer Frevel. Aber ich möchte nur wissen, wo der Boonebard auf seinem Schweinhandel das alles gelernt hat? — Wie gesagt: Alles war bei ihm busper und glanzig*); seine Stuben spiegelten nur so, und eben so seine Stallungen, und das Vieh glanzte vor Feiste, und Knechte und Mägde und was auf dem Hof lebte, waren dick und fett und rothbackig, und das hoffärtigste Gefind von der Welt. Wenn des Boonebard Weibsbilder zum Tanz kamen, war um sie das Geriß; wenn die Knechte des Boonebard im „grünen Baum“ im Ort ankehrten, so durfte Niemand nur ein scheeles Aug' machen. Gleich setzte es

*) Busper = nett.

Schläg' und Sepftafel, und die Armee des Boonebard behielt immer das Feld. So die Geschlagenen klagten, so ging der Boonebard vor Amt und klingelte nur mit den Thalern in seinem Sack, und gleich waren die Kläger verknurrt und verdonnert. Er hat sich auch mit der Handelschaft abgegeben und eine Güterfuhr eingerichtet, und bei ihm konnte man von allen Spezereiwaaren haben, sogar Kaffee und Zucker, der dazumal in der ganzen Welt verboten war. Machte aber nichts: der Boonebard und seine Leute haben ihn doch getrunken. Ach du liebe Zeit! das ging zu wie bei'm reichen Mann im Evangelium. Ich hab' mir mein Theil dabei gedacht, aber es war schon zu spät.

Was mir in des Boonebard Hauswesen am allerwenigsten gefallen hat, war per se die alte Ursel, die mitten in all der Pracht und Fette herumgegangen ist wie die theure Zeit, wie eine von des Königs Pharaonis eingedörrten Kühen; und dann ebenfalls trotz aller Schönheit die Jungfer Hochzeitlerin selber, die Rosemarie. Weiß

Gott, wie sie an meinen Michel gerathen ist, der doch schon bei bestandenen Jahren war! Schöner und jüngere hätte sie finden können, meiner Seel'. Aber ihr Herz, drinnen in der Brust, war viel härter als ihr Vorstecker*), der doch mit all seinen silbernen Kettlein und Granatschließen und Fischbeinern keine Kugel durchgelassen hätte, wie ein Kürass. Ich brachte ihr ein Geschenk von meiner Alten: ein schönes Gollerle, mit Preißlen und Spizlen und breitem Sammetband und farbigem Damastbesatz — kein Meßgewand hat ihn schöner — und vermeinte viel Ehr' damit einzulegen. So, warum nicht gar! Das Mäule hat die Rosemarie so gewiß verächtlich gespißt, und das Gollerle mit gespreizten Fingern angenommen und hinter sich gelegt, als seien glühige Kohlen darinnen! — Der Michel war wie gewöhnlich ein Holzbock, hat finstere Augen gemacht und nur gewartet, daß ich sag': „Michel, ich tret' Dir mein Sach' ab.“ — Poß Mord! das ist mir schwer vom Herzen gegangen, aber der Boone-

*) Nieder.

hard hat's nicht anders' gethan, so gewaltthätig hat er mich angeredt . . . und was war auch zu machen? Hatte er nicht schon mein Wort, und ist dazumal nicht auf'm Wald eines ehrlichen Mannes Wort und Handstreich heilig gewesen? Du mein Gott, jetzt ist's nimmer so!

Daß ich's recht sag', so hat mich doch auch wiederum gefreut, daß des Boonebard Herrlichkeit einmal meinen Enkelkindern gehören sollte. Der Teufel verblendet eben immer den Menschen; und so bin ich beim Verlöbnißschmaus recht lustig geworden, und der Boonebard hat seinen Keller weit aufgethan und die reichsten Leute von der Gemeind' waren dabei, und der Boonebard hat seine Spielorgel — ein fürnehmes Kunststück, wie man noch nichts dazumal in der Welt gesehen — einen Tanz um den andern aufmachen lassen, und ich hab' — verzeih' mir's Gott — mit der alten Ursel getanzt, und der Michel hat selbigsmal den Schwabenstricker = Senest braun und blau geschlagen, und der Boonebard war lustig über's Bohnenlied hinaus.

Ach, so war denn ein paar Wochen darauf die Hochzeit, und Rosemarie ist wie eine Kaiserin auf meinem — nein, des Michel Herrenbergerhof eingezogen mit vier Wägen voll Heirathsgut, mit eben so viel Wägen mit Gästen und Freundschaft, alle mit des Pfaffenwaid-Peters Rössern bespannt und der Boonebard selber ist geritten auf einem Schimmel, und vierundzwanzig junge Bursche zu Pferd haben ihn begleitet. Und was sagt der Peter zu mir nach dem Einzug? „Du darfst Dich freuen, alte Pelzkappe,“ hat er gesagt; „so viel Ehr' und Glück und Freud' hätt'st Du Dir nicht eingebildet, he? Jetzt macht es aber nur mit der Rosemarie gut und wie sich's gehört, Du und Dein Weib, sonst komm' ich Dir über den Hals, und Du weißt: bei mir muß alles biegen oder brechen!“ — Die Red' hätt' mich fastgar verdrossen; aber gegen den Boonebard war gar nicht aufzukommen. Besser jedoch hätt' er gethan der Rosemarie anzubefehlen, daß sie's mit mir und dem Annele gut machen sollte, und wie sich's gehört. — Die Zeit hat's ausgewiesen.

Wie ist's aber mit dem stolzen Boonebard ausgegangen? Ist nicht alles eitel in der Welt? Ist der Peter nicht schwindlig worden wie der Napoleon selber? Poß Sappermost, da wär' viel zu lernen, aber die Menschheit lernt doch nichts, und nur die langen Jahre bringen eine Veränderung. Das hat der Pfaffenwaid-Peter erfahren. Es ist ein anderer Geist im Land lebendig worden, und da hat das Aufprozen mit dem Maul und das Klingeln mit den Thalern im Hosensack nicht mehr gebattet; die alten Gesetze hat man neu gemacht, und die alten Amtmänner sind ausgestorben, und junge an den Platz gekommen, und der Großherzog hat überall hineinsehen wollen, und überall hat man neue Steuern ausgeschrieben, und Steuerreiter und Polizei und, was weiß ich alles, ist auf'm Wald ansässig worden, und die Aemter haben jährlich viel tausend Zettel verschrieben, und „Geld her!“ hat's allerwegen zu den Bauern geheißen. — Der Boonebard wollte sich aber nicht fügen, nicht ducken, nicht legen. — Da wollten sie seine Mühle

vistiren. „Ehe ich das leid', sperr' ich sie lieber zu!“ hat der Boonebard gesagt. Richtig hat er die Mühle stehen lassen und die Räder im Ofen verbrannt. — Hernach wollten sie seine Brennerie einriegeln und petschiren. — „Eh' ich das zugeb', schlag' ich alle Kessel und Kolben zusammen!“ hat der Peter gesagt. Richtig hat er's gethan. — Drauf sind sie in seine Weinkeller und in sein Brauhaus gestiegen; wollten die Fässer vistiren und die Biersude abmessen. — Da hat er die Kellerratten mit Gewalt hinausgeschmissen, ist um viel Geld gestraft worden, und ein paar Tage in's Arrest gekommen; aber den Weinhandel und die Brauerei hat er aufgegeben. Wo er ein Strohdach hatte, sollte er's mit Ziegeln eindecken. — „Nichts da,“ hat er gesagt: „das ist Schinderei; lieber soll's hineinregnen und schneien!“ — Hat kein Dach mehr geslickt. Endlich sind sie ihm sogar hinter den Blixableiter gekommen, und wollten hinaufklettern, um zu sehen, ob er auch gut gemacht wäre. — Da hat der Boonebard gesagt: „Wenn Einer auf's Dach geht, so schieß'

ich ihn zusammen, wie einen Krapprich *)!“ — Weil er im Zorn war, haben sie sich das nicht unterstanden, aber vom Amt kam der Befehl, visitiren zu lassen, oder den Blixableiter abzureißen. „Eh' ich das erstere thue,“ hat der Boonebard gesagt, „flag' ich durch alle Gerichte.“ — Er hat's gethan, überall verloren und verspielt. Da hat ihn der Gift übernommen, und er hat eigenhändig den Blixableiter vom Dach genommen. „Eh' ich leid', daß mir das Amt auf meinem Eigenthum herumsteigt, wo es nichts zu thun hat, soll lieber das Donnerwetter hineinschlagen, wann's Lust hat.“ —

Und richtig am nächsten Tag gleich hat's hineingeschlagen, und von dem Wetterstrahl ist der ganze Hof mit allem Vieh verbrannt, und der Brand hat sich bis in den Wald verzettelt — das werden schlechte Leute gethan haben — und der schöne große Wald ist weggebrannt, so gut wie das Vieh und die ganze reiche Erndte. — Bald darauf ist Hagel gekommen und hat das

*) Rabe.

seinige gethan. Dann hats gleich darauf groß Wasser gegeben und des Boonebard Feldbau und Wieswachs ist zu Grund gegangen. Weil er nun auch für seine vielen Prozesse schwer Geld zahlen mußte, und im Handel und bei der Güterfuhr erschrecklich viel verloren hat, auch von vielen schlechten Personen um sein' Sach' betrogen worden, hat ihn das Leben nicht mehr gefreut, und wer legt sich eines Tages in seines Vaters ehemaligem Haus, dem Schlössel, hin und ißt und trinkt nichts mehr acht Tage lang? das war der Boonebard. Die Ursel ist wie eine verzweifelte Hex' im Land umgefahren, und hat mich und den Michel und die Rosemarie an's Bett von ihrem Sohn gerufen, und wir haben in ihn gepredigt, daß es ein Elend war. Aber seine einzige und letzte Red' war immer: „Ihr habt mir nichts zu befehlen! Es ist kein Recht mehr in der Welt,“ hat er noch im letzten Augenblick gesagt; „und eh' ich das leid', lieber will ich“

Sterben hat er sagen wollen oder so etwas. Aber der Tod hat ihn zugleich bei'm Wort und

bei der Gurgel genommen, und der stolze Boonebard war so gut hin und todt, als wär' er der ärmste Kienrußmacher und Pechfieder von der Welt gewesen. — Das ist die Hoffart dieser Welt!!

„Wie ist's Euch selber, denn ergangen nach der Hochzeit des Michel?“ fragten viele der neugierigen Zuhörer, und rückten näher um den alten Martin zusammen. Die Schloßfrau aber sagte gütig: „Plagt den guten Alten nicht. Das viele Reden möcht' ihm sauer werden, und er scheint mir angegriffen und müde. Wozu auch seine Verdrüßlichkeiten und häuslichen Kummer wieder auffrischen?“

„Das meine ich auch,“ sagte der Schloßherr; „laßt irgend etwas Lustiges an die Reihe kommen, und gönnt dem Altvater Ruhe.“

Dadurch aber fühlte sich die Eitelkeit des Hundertjährigen etwas gekränkt, und er versetzte: „Ha, poß Mord! ich bin nicht so müd' und matt,

als die gnädige Frau sich's vorstellt; auch merk' ich, warum der Herr Baron nicht haben will, daß ich weiter erzähle. Er fürchtet, ich möchte allzuviel von den Wohlthaten, die er mir erwiesen, schwäzen, was er nicht gerne hört. Aber sein Sie zufrieden, gnädiger Herr; der alte Maarte bewahrt in seinem tiefften Herzen seine Dankbarkeit als wie ein Heiligthum. Seine Zunge könnte gar nicht zum tausendsten Theil wieder sagen, was er in seiner Seele fühlt. Da werden einst am Tage des Gerichts die Engel, die der Menschen Gutthaten aufzeichnen, mehr davon zu reden wissen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, doch in Kürze heraus sagen, wie mir's ergangen, den Aeltern zum ernsthaften Bedenken, den Jüngern zur wohlgemeinten Lehr'. Ich bitte noch um ein Glas dieses Lebensöls, und will anfangen, wenn's dort an der Thüre ruhig geworden sein wird."

Während Martins Rede nämlich war ein armer alter Wanderer bescheiden hereingetreten mit der Bitte, ihm da eine halbe Stunde Rast zu vergönnen. Von ferne habe er die Erleuchtung

des Kelterhäuschens wahrgenommen, und sich gedacht, wo fröhliche Leute bei einander, wären auch gute Leute nicht weit, die ihm etwa ein Stück Brod und ein Glas süßen Mosts um Gotteswillen darreichen möchten. — „Ich bin arm und alt und krank,“ setzte er hinzu: „meines Bleibens ist nirgends, und von Almosen muß ich mein Leben fristen.“ — Die zunächst an der Thüre Sitzenden hatten ihm auf einem Bänklein Platz gemacht, und nachdem er nach seinem Wunsch mit Wein und Brod versorgt war, legte sich die dadurch verursachte Unruhe, und tiefe Stille trat ein, während welcher Martin anhub, seine eigene und letzte Geschichte zu erzählen.

Der Leibdinger.

Ich hab' schon gestern oder vorgestern von dem Leibdingshäusle gesagt, das neben dem Herrenberger Hof gestanden. Darinnen hatte mein Vater, die Mutter und der Rothmantel Pongraz, mein Bruder, sanft und selig den Geist aufgege-

ben. Ich stellte mir vor, daß es mir und dem Annele dort auch so gut werden würde, und nachdem ich dem Michel all' mein Sach' in die Hände gegeben, zogen wir alte Leute mit Sack und Pack in das Häusle. Wir hatten mit dem Michel vor Zeugen Alles abgemacht, wie es mit unserm Leibgeding gehalten werden solle. Er hatte versprochen, uns so und so viel an Geld, Holz und Früchten jährlich zu liefern, und ein paar kleine Aeckerle hatten wir uns vorbehalten. Da wollte die Mariann' an Gemüsen ziehen, was eben auf unserm Boden fortkommt, und ein paar Zwetschenbäume waren auch dabei. Eine Kuh stand in unserm kleinen Stall und der Backofen war mit zu unserm Gebrauch bestellt. So machten wir unser Nest im Leibdingshäusle, und der Michel haufete im Hof mit seiner Rosemarie.

Im Anfang ging's recht gut. Die neuen Besen fegen alle gut. Der Fried' und die Ruhe that uns alten Leuten wohl, und namentlich dem Annele, das dazumal schon anhub, zu siechen; — ist auch nie wieder gesund worden. — Ueber den

Tag waren wir daheim am warmen Defele oder auf unserm Aeckerle, oder saßen vor der Thür in der freien Himmelsluft und schauten die Wälder an, die so schön grün zu uns herüberwinkten. Kam der Abend, so gingen wir hinüber zu den jungen Eheleuten, und kollazten mit ihnen und ich war der „liebe Vater“ und das Annele das „lieb' Mütterle“ hinten und vorn.

So gedieh dem Michel alles; die Rosemarie hatte ihm so zu sagen ein Stück vom Glück ihres Vaters mit ins Haus gebracht. Zu Zeiten kam auch der Psaffenwaid-Peter herüber, der Boonebald, und stolzirte herum, und pfnauste: „Das Alles habt Ihr mir zu verdanken. Wo ich nur hintapp', ist Glück und Segen bei der Hand!“ — Je nu, ich ließ ihn reden, und dachte mein Theil. — War doch Eintracht und Herzlichkeit bei uns zu Haus!

Es richtete sich noch besser. Die Rosemarie brachte dem Michel einen Buben. Ha, da hatte der „Boonebald“ wieder was zu reiten, und zu schießen, und auf der Kindtauf' spendirte er viel

Geld. Natürlich waren auch wir froh, und besorgten die Kindbetterin gar ordentlich. Wir konnten freilich der alten Ursel nicht verdenken, daß auch sie herüberkam, um ihr Urenkele zu heben und zu legen. Aber wir hätten die eingedörrte Hex' nicht gebraucht, und sie hat uns richtig das erste Drachenei in unsre Wirthschaft gelegt. Denn einesmals, da die Rosemarie schlief und der Bub ebenfalls, so setzt sich das alte Mensch zu der Mariann' und wispert ihr eine ganz verzweifelte Geschichte in die Ohren. Nämlich es kam heraus, daß der „Boonebard“ die Rosemarie gezwungen hatte, den Michel zu heirathen; und warum? Das Mädcl hatte einen jungen Burschen von Langenschnirchlingen meineidig gern gehabt*). Mit dem Florenz hätte sie gern Hochzeit gemacht, aber der Vater wollte nicht, denn der Bursch war arm und die Armuth konnte wie gesagt, der Boonebard nicht leiden. So hat er zum Unglück einmal die beiden Leut' hinter'm Haag erwischt, wie sie sich verkußt haben und so

*) Meineidig = außerordentlich.

weiter. Da war der Satan los, und der Peter hat dem Florenz gedroht, er wolle ihn in's Zuchthaus stecken lassen, und in der Art hat er Wort gehalten, daß er gemacht hat, daß der Florenz vom Vogt zum Militär abgegeben wurde. Dazumal hat man das noch so auf eigene Faust hingefonnt. Heut gieng's nicht mehr an. Sobald der Florenz fort, ist der Peter hinter das Mensch gerückt, und hat ihr gesagt, sie müsse den Michel heirathen, der in sie vernarrt sei, oder er wolle sie in's Kloster thun für ihr Lebtag und nicht einen Heller solle sie von ihm bekommen. Nach vielem Hin- und Hergerede und Beinigung hat die Rosemarie „Ja“ gesagt. Sie wollte lieber des Michels Weib als eine alte kalte Klosterfrau werden. Aber gar söllig hat sie ihn nicht gern gehabt, den Michel, und der Ursel — wenn's wahr ist — hundertmal gesagt, sie werde, so lang die Welt steht, dem Michel ihre rechte Lieb' nicht schenken, denn diese gehöre einmal dem Florenz in Ewigkeit, und damit aus und vorbei und Amen und damit Zuck!

Diese schwarze Geschichte hat das alte böse Maul der Mariann' erzählt, und man kann sich vorstellen, wie das dem Michel seine Mutter bekümmert hat. Versteht sich, daß sie mir's wieder sagte, und daß ich ihr befahl, dem Michel nicht das Wörtle davon zu schnaufen. Aber wer kann den Weibsbildern das Maul verbieten? Nur einen Wink gethan, und es läuft über. Was geschieht? Wie einmal der Michel, der von seiner Frau angeschnauzt worden — sie hatte ihn, seitdem sie in's Kindbett gekommen, nicht um's Brösele lieber; aber jezo betrachtete sie sich erst recht als die Frau und Meisterin im Hause — also, wie einmal der Michel vor der Mariann' über das Weibsstück loszieht, kann's die Mariann' nicht mehr verheben und sagt ihm: „Sie hat Dich gar niemals leiden können, und so und so ist's gegangen!“ — Sappermost, wie ist der Michel, der trugige Raubauz, in die Hüh' gestiegen! Auf einmal hat's drüben gedonnert und herüber bei uns auch; denn so wie der Michel seinem Weib das vorgehalten, was er erfahren, so hab' ich der

Mariann' die Schaben heruntergemacht. — Was aber hat's geholfen? Die Eheleute auf dem Hof haben sich wieder vertragen, und dafür hat der Michel seine Mutter nicht mehr ausstehen können, die es doch so gut gemeint hatte; und die Rosemarie natürlicherweise hat das Annele noch mehr gehaßt, und die alte Ursel, die nicht mehr in's Haus kommen durfte, ist uns Alten spinnefeind geworden, und wo ich nur hab' eine Einred' thun wollen, sind mir der Michel und sein Weib über's Maul gefahren, daß es eine Schand' war. — Jetzt waren wir geschieden: sie im Hof, wir im Leibdinghäusle; und wenn wir uns begegnet sind, einen kalten „Guten Tag“ oder auch gar nichts als feindselige Augen und krumme Mäuler.

„Es wird sich wieder geben!“ sagte ich oft. Das Annele antwortete mit Seufzen: „Das gibt sich nimmermehr! So lang ich lebe, gibt sich das nicht mehr. Aber ich hab's verschuldet, und wenn ich erst, wie bald, todt bin, wirst Du's besser haben, Maarte.“ Ich wollt' ihr das ausreden, aber sie war grundgescheidt und hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Zwar schien es dann und wann, als wollt' es wieder guten. Es kamen noch zwei Kinderlein; das führte uns wieder zusammen; aber es war halt doch nicht mehr das alte Leben. Zudem wurde der „Boonebard,“ der immer gern die Mittelperson machte, von Stund zu Stund verdrießlicher — das machten seine Prozesse, von denen ich gemeldet. Es war ein verzweifelter Kerl von einem Starrkopf. Stellt euch vor: Das Amt wollte seinen Bligableiter . . . doch halt! hab' ich das nicht schon erzählt? Ja wohl, ja wohl . . . da wir aber an dem Bligableiter sind, so gehört daher, daß nach dem großen Brand wieder ein bißel Eintracht bei uns einkehrte . . . und dann wieder bei dem Tod vom „Boonebard“ — das Unglück macht verträglich, wenn es gemeinsam ist! — Aber bei der schwachen Erbschaft des Pfaffenwaid-Peter ging wiederum der Krieg an. Die alte Ursel stritt sich mit der Rosemarie, der Michel stritt sich mit der Ursel, hätte ihr lieber gar nichts gegeben . . . da wurden die alten Geschichten wieder aufgepregelt und frisches

Kagenschmalz daran gethan . . . und auf einmal waren wir wieder tausend Meilen von einander. Zu selbiger Zeit hat mir der Michel zum erstenmal meine Sach' nicht gegeben, wie sich's gehört, und wie ich ihn daran mahnte, hat er gesagt: „Es ist ein böß Jahr; Ihr müßt Euch nach der Decke strecken. Was alte Leute, die nicht mehr schaffen können, in's Haus kriegen, ist gerade geschenkt und gefunden!“ — Hat mir den Rücken zugewendet und ist davongegangen. Ich hab' auf die Red' schier fast gar nicht mehr zu mir kommen können . . . und das Annele, da ich's ihr erzählt hatte, ist von Stund an krank geworden, auch nicht mehr aufgestanden.

Weil sie so elend dahinlag, so hat ich meine Schwiegertochter, sie möchte wenigstens die Kinder nicht mehr zu uns herüber schicken, da sie so viel lärmten und die Mariann' keine Ruh' und keinen Schlaf finden konnte. — Die Rosemarie aber hat mir trocken und streng darauf gedient: „Sie habe zu schaffen und könne die Kinder nicht um sich haben, und die alten Leibdinger hätten

überall die Last, die Kinder auf ihrer Stube zu haben und das werde die Alte nicht umbringen!“ — Schlug mir die Thür vor der Nase zu, und die Kinder sammt dem Kindsmädle rückten an wie zuvor. Die Kinder schrieen und balgten sich; das Kindsmädel heulte bald ein Lied nach dem andern, um das Jüngste zu schweigen; bald schlug sie in die Krabbelwaar' drein, daß sie noch ärger schrieen, wie zuvor. Und unter dem Spektakel ist mir das Annele gleichsam unter der Hand gestorben! Der Geistliche fand sie schon todt. Der Michel ist wohl nach ihrem Abscheiden vor ihr Bett getreten, und hat sich angestellt, als wollte er brieggen. 'S ist ihm aber nicht söllig gerathen. Die Rosemarie ist gar nicht herübergekommen. Bis über's Grab hat sie der Mariann' die unschuldige Schwägerei nachgetragen. Wenigstens indessen ist sie mit der Leich' gegangen. Der Ursel hatte sie ein Jahr zuvor nicht einmal diese Ehr' erwiesen. Mit der ging überhaupt kein Mensch.

Da stand ich jetzt ganz allein. Und mitten in meinem Kummer ruft mich der Michel in den

Hof hinüber und sagt mir ganz kalt wie ein Frosch und pagig wie der selige Boonebard: „Jetzt kann's nimmer so bleiben, wie bisher. Die Zeiten sind schlecht und Ihr braucht nicht mehr für Euch allein, was für Zweie ausgemacht. Ihr seid alt und fripplich . . . die Aeckerle nützen Euch nichts, denn Ihr könnt sie nicht bestellen. Ich nehme sie daher wieder an mich. Kann Euch auch nicht einmal die Hälfte von Euerm Leibding lassen; 's ist Teuerung überall. Wißt Ihr was? Ihr gebt mir die Kuh und Ihr esset von heut an an meinem eigenen Tisch. So wird mir's leichter, und es fuhret auch besser. Weil die Mutter einmal gestorben, wird's der Rosemarie eine Freud' sein, daß Ihr mitesset. 'S gibt bei uns nicht söllig viel, aber gut gemeint ist's.“

Mir sind die Thränen in's Aug' gestiegen; doch hab' ich zu mir gesagt: „Sei standhaft, Maarte, und denk', daß Du ein rechtschaffener Vater bist. Vielleicht meint's auch der Michel gut; und Gott wird ja helfen!“ So schlug ich denn ein; die Kuh ging hinüber und ich ging der Kuh nach.

Im Anfang war alles herrlich und in Freuden. Mein Milchsupple am Morgen, meine Kartoffeln, mein Sauerkraut und Speck waren fett und gut. Ich hatte den Ehrenplatz am Tisch; das Gläsle Wein, das Schlückle Brenz fehlten dem alten Vater nicht. Allerdings war in den Gesichtern des Michel und der Rosemarie nicht die Freundlichkeit zu finden, die mir das Annele in seinen guten Stunden als bestes Gewürz an die Kost gethan . . . aber ich sah nicht darauf. Ich wußte ja, daß eine neue Zeit für mich angehoben hatte. Das Alter muß sich was gefallen lassen. — Im Uebrigen lebte ich ruhig in meinem Leibdinghäusle meine Tage und Nächte durch, und ließ die Kinder in meinem Stüblein lärmen, wie sie wollten.

Doch konnte mir bald nicht entgehen, daß der Michel immer finstrier und ungattiger wurde, und manch liebesmal hab' ich die Rosemarie verbittert und mit verweinten Augen angetroffen. Um gut zu machen, was vor Zeiten das Annele verdorben, redete ich gemäch zum Frieden. — Der Michel

fertigte mich kurz ab; sein gewöhnlich Wort war: „Das versteht Ihr nicht; kümmert Euch um Eure Sach'!“ — Die Rosemarie ging jedoch einmal mit der Farbe heraus, und klagte mir mit viel Zorn und Reid: „Der Michel fange an zu verthun und zu verlumpen; er habe schon, was vom Vater übrig geblieben, meistens um einen Bettel verkauft, und habe sich mit zweideutigen Leuten in Handels- und Kaufverkehr gesetzt, und das führe gewiß zu bösen Häusern.“ — Ich hatte schon gemerkt, daß er gern auf gut „boonebar-disch“ vorgehen möchte, aber er hatte nicht den Kopf und nicht das anfängliche Glück des „Boonebard.“ Item: es böserte immer mehr zwischen den Eheleuten.

Eines Tags ruft mich der Michel in den Hof; zu mir kam er gar nicht mehr, war dazu viel zu fürnehm geworden. „Wie steht's?“ hat er ziemlich grob herausgefragt; „habt Ihr kein Geld, Vater, um mir's zu leihen? Ihr habt gewiß noch einen guten Trumpe Geld bei der Abtheilung für Euch behalten. Ich könnt's jetzt brauchen, will Euch meinethalben Zins davon zahlen.“

Ich sagte „Nein.“ Das war erlogen; ich hatte wohl ein paar hundert Guldene als einen Nothpfennig auf die Seite gebracht. Sie sollten mir und dem Annele einmal im Alter wohl kommen. — Ein alter Kerl braucht auch allerlei, Taback und dergleichen, und die Tabackspfeife war meine einzige Hausfreund'. Ich sagte also „Nein.“ Wer verzürnt sich wie ein Wütherich? Der Michel. Ich diene ihm darauf grob auf grob. — „Ihr sollt mir nicht mehr in's Haus und an den Tisch!“ war sein letztes Wort; „mir steigt der Zorn, wenn ich einen Geizhals vor Augen haben soll, der seinem Sohn das Geld verweigert, was der so nothwendig braucht!“

Ich sag' ihm, was sich darauf gehört, und wir waren geschiedene Leute. Ich blieb im Leibdinghäusle und die Rosemarie schickte mir eine schlechte Kost, bei der ich Hunger litt. — Ich fing an, selber zu köcheln: „Habermuß, Kartoffeln in der Asche gebraten. Vom Fleisch entwöhnte ich mich fastgar ganz. Die Sibille, die im Dorf an einen armen Mann verheirathet war, brachte ih-

rem armen Vater dann und wann etwas zu beißen. Das arme Mensch konnte jedoch nicht viel thun, und wenn sie dem Michel begegnete, so sagte er ihr alle Schanden. Bald blieb sie weg, und wenn ich gar zu hungrig war, mußte ich in ihre Hütte schleichen; da theilte sie mit mir, was sie hatte. Wenig genug! — Speck kannte sie gar nicht mehr; ausgerumpelt hat sie nur alle Pfingsten.*)

Da ich nun einmal von der Sibille nach Haus komme . . . was seh' ich? Die Thüre des Hauses war offen . . . unten räumten die paar Knechte, die der Michel noch hielt, alles aus, und oben in meinem Gefach schaute es aus, als hätten die verzweifelten Kerle, die Panduren der Kaiserin Maria Theresia, geplündert. Alles durcheinander geworfen! Boß Mord! denk' ich: was ist da passiert? — Ich frage die Knechte. Die sagen: Der Herr habe ihnen befohlen, im Unterstock alles leer zu machen. Der Herr selber sei droben ge-

*) Ausrumpeln = Butter machen. Alle Pfingsten oder Ostern ausrumpeln = in großer Armuth sein.

wesen; was er gethan, wüßten sie nicht. — Sappermost, sag' ich zu mir selber: der hat an dein Geld gewollt! — Aber gefunden hat er's nicht. Warum? ich hatt' es vor dem Küchenherd unter den Stein vergraben.

Ich lauf' zum Michel hinüber. „Was gibt's?“ fragt er grob. — „Ja, was gibt's?“ frag' ich. — „Drum brauche ich das Unterstöckel von Euerm Leibdinghäusle. Ich habe die grüne Scheuer sammt Acker und Waldtheil verkauft, und mir mangelt Platz, mein Stroh und Heu aufzuheben;“ hat er geantwortet. — „Nun, und was hast Du oben bei mir gewollt?“ — „Hm, nicht viel.“ — „Warum hast Du alles durcheinander geworfen?“ — „Das hab' ich nicht gethan.“ — „Wer sonst?“ — „Was weiß ich? wird schon so gewesen sein.“

Traurig ging ich wieder hinüber, und setze mich in einen Winkel und briegge bitterlich. Den Tod hab' ich gerufen; er ist aber nicht gekommen. Da hab' ich die Sach' bedacht, und mir vorgestellt: Der Michel hat gewiß nach Deinem Geld gesucht. Hat er's heut nicht gefunden, findet er's

vielleicht morgen. Oder er steckt einmal das Stroh und das Heu an, und feuert dich zu Tod aus eitel Neid und Zorn. Besser, du gibst ihm was du hast, so wird ja doch, wenn's Gottes Will' ist, wieder Fried' sein, und vielleicht hat dann der Michel ein Einsehen. — Machte mich daran, scharrte das Geld aus, und brachte es ihm hinüber. — Er lachte und sagte: „Hab' mir's wohl gedacht. Na, ich kann's rechtschaffen brauchen, und geb' Euch Zins davon.“ — Hab' nie einen Kreuzer mehr vom Geld und nicht einen Heller vom Zins gesehen! — Indessen erlaubte er mir auch wiederum, an seinen Tisch zu kommen. Das that mir wohl; ich konnte das Hungern schier nicht mehr vertragen.

Wie ich aber wieder zum erstenmal in den Hof zum Essen gehe, so sind alle Plätze voll mit Herr und Frau und Diensten, und auf den untersten Platz deutet der Michel und sagt: „Setzt Euch dorthin, Vater!“ — Was wollt' ich thun? Zwar ist mir jedes Möckele im Maul aufgeschwollen, konnt's kaum hinunterbringen, . . . zum Glück

bekam ich mein Sach' immer zu allerlezt, und nicht gar viel . . . es hätte mich verwürgt. Nach dem Essen frag' ich aber den Michel: „Warum muß ich denn jetzt unter den Diensten zu allchunterst sitzen?“ — Und er gibt mir den Bescheid: „Das Weib leidet's nicht anders.“ — „Warum?“ — „Ihr esset so unreinlich, Vater, und die Rosemarie sagt, das kehre ihr den Magen um!!“ —

Da bin ich zur Kirch' gegangen und hab' um Geduld gebetet und der Liebe Gott hat mich erhört. Hab' mich getröstet, daß es ja so nimmer lang mit mir dauern werde, und geschwiegen und den Kummer in mich hineingeschluckt, daß ich immer mehr von ihm satt wurde, als von dem sparsamen Essen. Der Wein wurde sauer, blieb manche Tage ganz aus; der Brenz war ganz weggefallen. Ich dachte: Wie Gott will.

Einmal bekomm' ich vor Schwäche eine Ohnmacht. Die Rosemarie war dabei, denn in der Wohnstube auf dem Hof bin ich umgesunken. Nachdem sie mich wieder zurecht gebracht, sagt sie: „Ihr könnt Einem aber Schrecken einjagen.

Das kommt davon, wenn man so gar alt in die Welt hinein lebt! Wie leicht könnt' Euch drüben im Häusle was zustoßen und kein Mensch wüßte was davon? Wißt Ihr was? Da hinten in dem Stüblein, wo die Kinder haben, da wär' ein Platz für Euch, und wir wären Euch bei Tag und Nacht zur Hand. In dem Stüble ist's jetzt schön kühl — es war im Sommer — und im Winter, wenn Ihr noch lebt, setzen wir ein Defele hinein."

„In Gottesnamen!" sag' ich geduldig: „Was hilft aber's Defele, wenn mir doch schon seit einem Jahr der Michel kein Holz gibt, und ich gerade nur von der Kühmagd ein paar Wellen betteln muß, um einzufeuern?"

„Das soll anders werden," sagt darauf die Rosemarie; „da bin ich selber bei der Heck' und Ihr sollt nicht Noth leiden!" Dergestalt wurd' ich aus dem Leibdinghäusle getrieben und machte mir im Hinterstüble mein Nest. Die Kinder sammt Mädle kamen hinüber und der Sommer verstrich allgemach und leidlich; nur mußte ich die Sonne suchen gehen; sie kam nicht mehr an mein

Fenster. Im Winter kam aber die Kälte; und das Desele nicht. — Da war bald der, bald jener Umstand. — „Setzt Euch hinter den Ofen in unsrer Stube!“ sagte endlich, da ich mir die Füße arg verfroren hatte, die Rosemarie. — Da ich nicht gern daran wollte, zu sitzen, wo die alte Kohlenbäuerin gesessen, als wie ein altes Spinnrad, das man in einen Winkel stumpt und nimmer anschaut — auch hörte ich vom Hinterstübel aus genugsam, wie sich Morgens und Abends die Eheleute stritten und händelten; mocht' es nicht gern in der Näh' mit anhören — da fangt aber der Michel, der mit einem Rausch heimgekommen, an und sagt: „Laß nur den Alten machen. Will er nicht auf unsere Ofenbank, so soll er sitzen, wo er will, mir ist's gleich. Aber ein Desele friegt er nicht. Wir müssen sparen, und doch kann ich vielleicht nicht den Hof behalten.“ — Ach, welch ein Donnerwort! Was war zu machen? Ich setzte mich hinter'n Ofen und zählte die Schläge, die der Uhrenperpendikel macht, und hörte mitunter die gräßlichsten Händel. Die Ro-

femarie warf dem Michel vor, er habe ihre Sach' verflopfst, und bringe auch die seinige durch; der Michel aber warf ihr den Florenz vor, und ihre Hoffart, und schrie immer am Ende: „Und wenn Alles zu Grund geht, so hast Du nichts darein zu reden, und der Alte gar nicht, oder! . . .“ — Er hat mich einmal nicht schlecht bei'm Kragen genommen, als ich ein Wort der Besänftigung an ihn verlieren wollte; aber auch hinausgehen ließ er mich nicht, wenn sie sich stritten. — „Da= geblieben und hoßt Euch hin, alter Siech!“ sagte er dann; „ich leid's nicht, daß Ihr ausplaudern geht, was ich und das Weib miteinander haben!“

Mittlerweile kamen Gerichtsboten auf Gerichtsboten in's Haus; der Preffer ging ab und zu, und wenn der Michel kein Geld hatte, so drangsalirte er mich, daß ich ihm noch mehr geben solle . . . ich hätte gewiß noch mehr im Hinterhalt, und was denn das so für Reden sind. — Ich war den ganzen Tag, als wie an's Kreuz geschlagen und hatte auch nicht einmal meinen

Trost, die Tabacksludel zum besten. Die Rosemarie konnte das Rauchen nicht leiden. „Mein Taback stinke so;“ sagte sie, „und ich solle es nicht probiren, und in ihrer Stube rauchen!“ — So unterließ ich's, und rauchte in der Nacht, in meinem kalten Bett, mich zu erwärmen und weil ich gar viele Stunden nicht zum Schlafen kam. Den Taback bekam ich von meiner Tochter Seppe, die in Lichtenwald einen Tabackspinner zum Mann hatte. Er war allerdings nicht der beste, der Taback; dreimal um den Leib herum für einen Kreuzer. Item: 's war Taback, und die Rauchstunden zu Nacht waren meine angenehmsten. Da hat auf einmal die Rosemarie durch die Klumfen was gerochen, und der Michel kommt zu mir herein, als wie ein bössartiger Narr, reißt mir die Pfeife aus dem Maul, tritt sie auf dem Boden zusammen, und fährt mich an: „Willst Du das Haus anfeuern, alter Krüppel? Ich will Dich lehren, zur Nacht zu rauchen und das Feuer zu verzetteln. Noch einmal geraucht, und ich jag' Dich vom Hof ohne Gnade!“

Da hatten wir die Bescheerung, poß Kraut-
salat! Wer sich dagegen zur Wehr setzt, war
ich; wer mir jedoch ein paar Rippenstöße gibt und
mich allen Ernsts zu schlagen droht, war der
Michel. Da bin ich in meinen elendigen Kleidern
mitten in der Nacht auf's Feld hinausgelaufen
unter den kalten schwarzen Himmel, und hab' mir
die Haare zerrauft, und leider keine Geduld mehr
finden können. — Daher bin ich am nächsten
Morgen vor Amt gelaufen und hab' den Michel
— mit blutendem Herzen — verklagt.

Die Gerichte aber sind nicht söllig eilsfertig,
und auf den Hof hab' ich mich nicht zurückgetraut.
Daher bettelte ich bei meinen andern Kindern
einstweilen umher: bei der Sibille, bei der Seppe
und so weiter. Die Einen hatten selber nichts;
die Andern waren wie der Michel. „Wir haben
Euch nicht zu ernähren und zu verhalten!“ sagten
die Meisten, fütterten mich ein- oder ein paarmal
ab, und ließen mich alsdann laufen. Dem Sohn
in Lörrach wollt' ich nicht auf den Hals sitzen. .
der Bub' bei den Soldaten konnte mir nichts
spendiren. So kam ich auf den Bettel. Und ich
blieb auch darauf, denn mittlerweile wurde der
Michel auf ein paar Monate in's Arbeitshaus

gesprachen, und da er wieder heimkam, hat er leider Gottes den Florenz, der seinen Abschied erhalten, bei der Rosemarie angetroffen — in Ehren, aber er selber war voll Unehre und Haß; und hat sein Weib dergestalt verschlagen, daß sie schier hin worden ist. Abermals kam er in Arrest. Während dessen kam er in Gant mit all seinem Sach; hatte das wenigste verlüderlicht, aber im Lotto verspielt und nichtsnußige Speculationen gemacht, wie der „Boonebard.“ Die Leute, die an ihn zu fordern hatten, erhielten fast gar nichts; der alte Vater ging leer aus, und ich mochte auch nicht mehr die Brandstätte meines Glücks, wo all' meine Müß und Arbeit ein elend End' genommen, mit Augen sehen. — Ich zog daher auf und ab durchs Land, bis — bei Gelegenheit einer Jagd — der gnädige Herr Baron da von mir gehört und mich um meines Elends willen in sein Gnadenbrod genommen hat. — Ich sage nichts mehr, Herr Baron, fürchten Sie sich nicht. Gott hat alles gesehen. Aber auch die Rosemarie ist vom Herrenbergerhof weg und lebt, vom Michel geschieden, vielleicht noch in Langenschnirchlingen und der Michel ist auf und davon gegangen. Wer weiß, wo seine Knochen bleichen! Seine Kinder sind

gestorben, sein Reichthum hat sich in Nichts verwandelt; des Muckenschnappers Testament hat ihm den Uebermuth und folglich das Unglück in's Haus gebracht. Dennoch . . . so schwer er sich gegen mich und die Mutter vergangen, dennoch wünsche ich ihm Gottes Gnade und eine fröhliche Auferstehung! Meine Verzeihung hat er schon!

Während der alte Martin, nachdem er seine Geschichte geendet, sich angegriffen und ermattet in die Lehne seines Großvatersessels zurück legte, während sich der Baron und seine wahre Gemahlin tiefbewegt abwendeten, um ihre feucht gewordenen Augen abzutrocknen, — während auch die Knechte und Tagelöhner betreten und mit gesenkten Blicken schwiegen, weil der Leibdinger gerade nur die Geschichte ihrer Väter und Mütter und Großältern erzählt hatte, wie sie allenthalben auf Dörfern und Weilern, im Gebirg und auf dem platten Land vorkommt, — brach von der Seite der Thüre her ein dumpfes, herzerschütterndes Geheul los, und der alte Bettler, der bis daher tief in sich selbst versunken zugehört hatte, warf Schämcl und Glas zu Boden, drängte sich, immer lauter wehfliegend, durch die Reihen der Zuhörer, näherte sich mit gefalteten

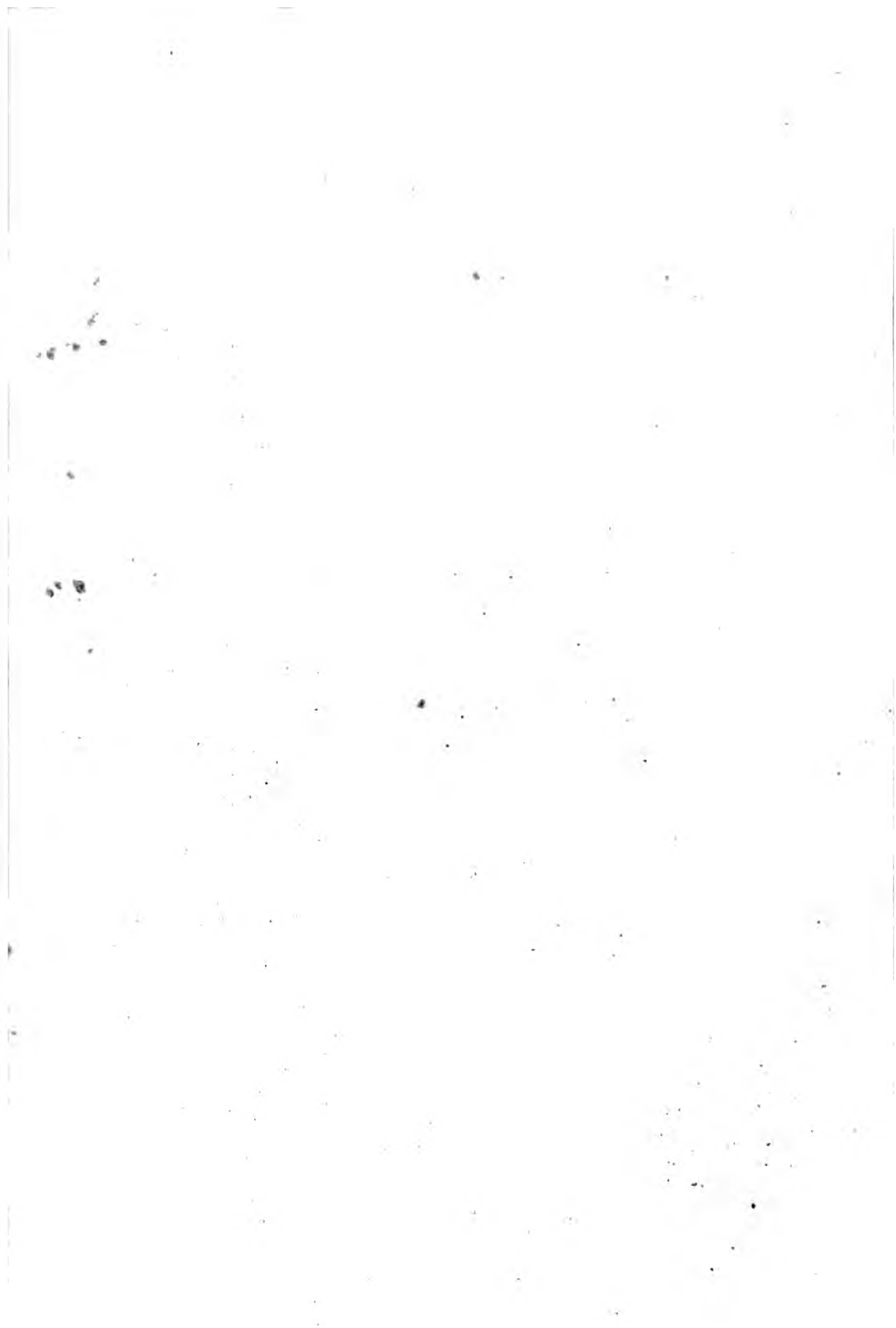
Händen und jämmerlich zitternden Beinen dem hundertjährigen Greis, sank vor dessen Füße nieder auf seine Knie, und schrie mit Lauten des ungeheuersten Schmerzes: „Vater Maarte! sehe ich Euch noch einmal wieder in dieser Welt? Ich hab' so oft den Schelm an Euch gemacht, und ich muß hören, daß Ihr mir dennoch verziehen habt, lieber Vater Maarte?“

„Wa — wa — was gibts?“ fragte Martin aufschreckend, aber unfähig, sich von seinem Stuhle zu erheben. — Desto tiefer drückte aber der Bettler sein Gesicht in die Hände des Hundertjährigen, und klagend um so lauter fuhr er fort: „Ihr lebt noch, Vater, um zu sehen, wie Euer Sohn, nachdem er Euch um Alles auf Erden gebracht, selbst Betteln muß von Thür zu Thür, und flüchtig gehen ganz allein und alt und krank und schwach durch die ganze Welt!“

Da hob Martin das jammernde Haupt des Bettlers in die Höhe, warf darauf einen Blick voll von Schrecken, von Angst und von Freude . . . umarmte dann mit gäher Inbrunst dieses weiße Haupt voll Elend, und rief als wie verzückt zum Himmel auf: „Der Michel! Der verlorene Sohn! O Herr, ich danke Dir! . . . Mein letztes Glück auf Erden! . . .“

Ungeſtüm drängten ſich die Leute um den Bettler, der aus ſeiner knieenden Stellung nicht weichen wollte, und beſtürmten ihn mit Fragen. — Der alte Landſtreicher, an allen Gliedern zitternd, konnte nur die Antwort geben: „Sein Sohn bin ich, ſein ſiebenzigjähriger Krüppel von Sohn! Ich hab' an ihm wohl tauſendmal den hölliſchen Pfuhl verdient, und bin doch der Gnade gewürdigt worden, ſein treues Angeſicht wieder zu ſeh'n, bevor ich von dem Leben ſcheide!“

„Bevor Er vom Leben ſchied! . . .“ ſagte der Baron mit feierlicher Stimme, und wies auf den greiſen Martin, deſſen Haupt auf die Bruſt niedergeſunken, deſſen Athem geſtockt, deſſen Auge erloſchen war, um ſich nicht mehr dem Licht zu öffnen. — Wie er am erſten Kelterabend ſelbſt geſagt: Die plötzlichen Tode waren in ſeiner Familie gar nicht ſelten, und ſeinem letzten Glück im Leben war er erlegen.



C. Spindler's
sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Sechszwanzigster Band.

Enthält:

L e s e r e i e n.

II.



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

Referenzen.

Im Bade, auf Reisen, auf dem Lande.

Von

C. Spindler.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1852.

Grimming-Jägersage.

Es war zur Zeit, da man bald aufhörte, „Anno fünfzehnhundert“ zu schreiben, als in der Pfarrkirche zum heiligen Georg in der obersteirischen Pfarrgemeinde Bürgg, am Fuß des wilden Grimmingstoßs eine Predigt gehalten wurde: eine Fastenpredigt in der Abendstunde. Draußen winterte es derb und traurig breiteten sich die Nebel vom Felsgebirge über den Himmel und die Erde aus. Dem einsamen Wanderer durch jene Schlünde und Gründe wäre leicht das Herz entfallen in großer Niedergeschlagenheit. Aber auch in der Kirche, wo doch Kopf an Kopf gedrängt stand und saß, hatte sich eine betrübte Beflommenheit der ganzen Zuhörergemeinde bemächtigt, denn der greise Pfarr-

herr, mit seinem starren, gleichwie aus Marmel gehauenen Antlitz handelte des nichtigen Menschenlebens dürre Erbärmlichkeit und die Fülle der Strafen ab, womit im ewigen Leben alle diejenigen heimgesucht werden sollen, die hienieden den Bauch über den Glauben, die Hoffart über die Demuth zu setzen sich vermessen dürften. — Ein jeder Zuhörer, Mann oder Weib, schaute still in seines Inneren geheimste Tiefe, und fand darinnen des Unraths mehr, als der Tugend, und alle Lippen beteten still und zitternd: „Herr, gehe nicht mit mir in's Gericht!“ und Aller Augen suchten voll Scham den Boden.

Als jedoch aus dem Munde des Predigers, so kalt wie Eis, und doch so gewichtig und unerbittlich die Worte gingen: „Was aber würde es dem Menschen helfen, daß er die ganze Welt und ihren Reichthum gewänne, und er hätte seiner Seele geschadet?“ Da wendeten sich wie auf einen strengen Befehl alle Blicke einem der Kirchenpfeiler zu, woneben im Dunkel halb verborgen ein Mann saß, der mit geschlossenen Augen zuhörte

oder auch nicht zuhörte, oder schlief oder über seinen Gedanken brütete. —

Es war ein durchgewetterter Mensch, im kräftigsten Alter, mit wild aufgebuschtem Haupthaar; eben so wild und schwarz war sein Schnauzbart, braun und gefurcht sein Antlitz, das viel vom stößigen Boocke an sich hatte. Sein Gewand das eines Jägers; wohlhabig indessen von Stoff und Schnitt, mit Silberknöpfen; eine seltene Pracht in der theuren Zeit von dazumal.

Als wie gerufen, machte er auf aus Schlaf oder Nachdenken, und seine Geieraugen leuchteten plötzlich über die ganze Versammlung weg, die sich von ihm abkehrte, als hätte sie sich gar nicht mit ihm beschäftigt. Aber unter einander flüster-ten sich viele in die Ohren: „Das ist auf den Andredl gegangen; das hatte der Pfarrer auf den Andredl gespißt!“

Der genannte Andreas hatte indessen die Augen wieder zugemacht, die Predigt ihren Fortgang genommen und das Ende derselben war bald da. Nachdem die übrigen kirchlichen Ceremonien abge-

than, wandelte die Gemeinde ihren Häusern zu, die weit auseinander lagen am Grimmingbach, bis hoch an die Wände gegenüber dem gewaltigen Gebirgsstock hinauf. Von lohenden Bucheln wurde hie und da der Wald erhellt, und mancher Felsensteig, der von den Heimkehrenden betreten.

Andreas Mitterstorfer bedurfte der Fackel nicht. Seine Wohnung lag wenig abseits von der Kirche. Er eilte auch nicht, heimzugehen, sondern beobachtete mit sonderlicher Theilnahme zwei junge Dirnen, die mit einem jungen Manne vor dem feinen und schneidenden Sprühschnee unter dem Vordach des Meßmerhauses zusammen getreten waren.

„Du armer Narr!“ hob eine von den Dirnen zu dem jungen Manne an, der, wie es schien, eben nicht den günstigsten Bericht von seinem Glück und Leben abgestattet hatte: „Du wirst schon sehen. Der gnädige Herr in Wien wird Dich noch ein Jahr lang vergessen, wie er Dich bisher vergaß. Herrenwort und Vogelsang klingen wohl gut und dauern nicht lang. Armer

Hiesel! die Zeit geht hin, und Dein Vater, Hanni, wird immer stütziger. Von Deiner Geduld, Hanni, will ich nicht reden."

Die Hanni, des Meßmers Tochter, antwortete ruhig: „Meine Geduld ist so lang, wie der Faden meines Lebens. Was ich dem Hiesel versprochen, halt' ich ihm. Der Vater wird nicht so türkisch sein, und mich zu was anderm zwingen wollen . . . ?"

„Hm!“ meinte des Attlbauers Miegl, das schlanke, schwarze Dirndl, das zu allererst geredet: „Der Meßmer-Josl hat wohl nichts Türkisches an sich, will ich glauben. Aber er ist schwach und laab und nährisch mitunter, und was er heut will, gereut ihn morgen, wenn er nicht jemand bei sich hat, der ihn meistert. Deine Mutter, Hanni, hat es gut verstanden und die Frau Ahndl noch besser. Leider aber faulen beide in der Erde."

„Miegl, verlaß' nur Du uns nicht!“ bat der arme Hiesel mit Inbrunst.

„'s ist schwer,“ versetzte die Miegl: „doch will ich's thun um der Hanni willen. Will sehen,

ob ich einen langen Spaß machen kann mit dem Alten, der gar zu gern schon morgen mit mir Ernst machen möchte. Er verleidet mir schon eh'; aber ich will das nicht achten, wenn die Hanni endlich zufrieden und glücklich wird."

"Liebe Miegl!" hob die Hanni an: "wenn Du nur machen könntest, daß der Andredl aus unserm Haus bliebe . . .! denn mit seinen Rathschlägen geht's nicht gut ab, und der Vater schwört jezo nur auf den Andredl."

"Wie soll ich denn das machen?" fragte Miegl entgegen. Indessen aber gewährte ihr scharfer Blick den Andreas, der den Sprechenden nahe stand. Darum stieß sie ihre Hanni an und sagte trocken: "Geht's jezt aus einander. Es ist nicht geheuer. Komm' herein, Hanni; gute Nacht, Hiesel, schlaf' wohl! —"

Die Verbündeten trennten sich. Andreas drehte ihnen den Rücken zu, und schlenderte weiter. Hiesel kam ihm auf den Fersen nach. — "Grüß' Gott, Andredl!" sagte zu ihm der ehrliche Hiesel ohne Falsch: "geht's schon heim?"

„Die Nacht fällt ein, und ist keines Menschen Freund,“ antwortete Andreas; ich will mein Feuer daheim aufzünden und mich auswärmen. Hältst Du mit, Hiesel? Zu zweit' laßt sich's gut brodeln und die finstere Nacht um ihre Langweil' betrügen. 's ist dann nur ein Sprung bis an den Grimmingbach in Deine Kuche, Hiesel.“

„Meinetwegen,“ versetzte der junge Mann: „Mir ist heut um's Blaudern wohl zu thun. Mir ist schwer auf dem Herzen, als läg' der Dachstein mit seinem ganzen Eisfeld darauf, und ein freundliches Geschwätz erleichtert viel. Ich komme von des Meßmerjosl brauner Hanni; weißt? von meiner Braut; hab' aber nur Trauriges vernommen, hab' aber auch nur Trauriges vorbringen können.“

„Du bist ein Unglücksvogel, mein Hiesel,“ sprach Andreas, indem er die Thüre aufthat und im Vorhaus die Lampe in Brand setzte: „ein Trottel hat mehr Glück und Stern als Du. Sie haben Dir einen faulen Schutzengel mitgegeben auf die Welt. Was ist denn aber wiederum geschehen?“

Andreas blies die Glut seines Herdes an, und Hiesel ließ sich auf einen Schemel daneben nieder. — „Das ist ja eben das Unglück,“ sagte er, „daß nichts geschehen will! Und darum ist's auch noch nichts mit der Hochzeit.“

„Und wird nichts werden, wird in Ewigkeit nichts werden, mein Hiesel!“ entgegnete Andreas: „das wußt' ich schon vor Jahr und Tag. Das ist etwas Altes. Was gibt's aber Neues?“

„Nun, Du weißt, Andredl, daß mein Vater selig ein guter Freund zum Meßmerjosl gewesen, und daß sie beide ausgemacht haben, mich mit der Hanni zu verheirathen; . . . wir waren dazumal noch Kinder, die Hanni und ich, aber der Meßmerjosl ist mein Herr Göd, und darum haben's die Alten mit einander so ausgemacht.“

„Das war eine Dummheit vom Josl und von Deinem Vater.“

„Ach nein; nicht so gar. Aber die Zeit wurde schlecht . . . wer kann dafür? Da hieb sich mein Vater mit der Axt in's Bein und wurde frumm und lahm; darauf brannte das Häusl in der

Einöd ab. Darauf hat der Schauer Alles zusammengeschlagen, was auf unsern magern Feldungen gestanden ist . . . drauf ist die arme Mutter blöd im Kopf geworden und an der Verzehrung gestorben, und der Vater hat's nicht lang ohne sie aushalten mögen und bald ist auch über seinem Grabe gebetet worden. Das Gütl war verloren . . . weißt? der rothkopfete Jaggl von Mitterndorf hat noch 's letzte davon durchgebracht, statt redlich für mich, dem armen Waisenbuben zu vogten — Gott verzeih's ihm in der Ewigkeit! So bin ich aus Gnad' und Barmherzigkeit von dem Herrn Christoph Braunfalkhen drüben im Neuhausergschloß unter seine Jägerei aufgenommen worden, und hab' das Schießen und Jagen gelernt und bis zu seinem Leibschützen es gebracht . . .“

„Ich weiß; ich weiß, Hiesel. Das sind Geschichten, von denen alle Staarl'n pfeifen und singen. Was willst aber damit? Willst mir noch einmal sagen, daß der alte Braunfalkh Dir ein Stück Geld versprochen, zur Heirath mit der Hanni? Noch einmal sagen, daß er seit Jahren

sein Wort nicht gehalten, ja vielmehr auf Wien gezogen und Deiner ganz vergessen, so daß Du jetzt als Holzfnecht Dein Leben sauer gewinnst, und keine Red' mehr von der Meßmerhanni und der Hochzeit sein kann? — All das weiß ich schon genug und übergenug, und kann Dir kein'n bessern Rath geben, als: Schlag' Dir's aus dem Sinn, Hiesel, rein aus dem Sinn. Du hast Unglück in der Welt. Das kommt schon von Deinen Aeltern. Dein Vater war von Bruck, Deine Mutter von Feldbach . . . was sollte da gut's herauskommen?")

„O lieber Andredl, ich bitt'!“ sagte Hiesel tief bewegt: „laß meine Alten friedlich unter der Erde ruhen, und mach' mir nicht mein Unglück zum Verbrechen. Ich kann ja nichts dafür, aber von der Hanni kann ich auch nicht lassen, und wenn . . .“

Da brannte Andreas in ganz wunderlichem

*) Bruck an der Mur in Obersteier und Feldbach in Untersteier gelten als die Abdera's der Steiermark.

Zorn auf und schrie: „Schweig mir nur von der Dirn und von Deiner närrischen Lieb'! Nichts ist's mit Euch Beiden, darauf leb' und sterb' ich. Meinst, die Hanni wird einen Holzfnecht nehmen, und sie braucht doch nur einen Finger ausstrecken, und daran hängt gleich der reichste Mann in der Gemeinde?“

„Der reichste Mann?“ wiederholte Hiesel verschüchtert und verdüstert: „der wärst Du, Andredl, Du selbst.“

„Bah, pah!“ entgegnete Andreas mürrisch: „Kieselstein' sind keine Granaten. Ich hab' eben Glück das ist Alles.“

„Ja, ja,“ fuhr Hiesel immer düstrer fort: „So viel Glück, daß alle Leute auf zehn Meilen in der Runde bedenklich den Kopf dazu beuteln. Sind Deine Felder nicht immer bestellt, als wie von Herrenleuten, und doch können Deine Dingeleute nur mit Müh' ihren Zehnten und Zins abtragen? Auf Deinen Wiesen wird das Vieh spiegelblank und fett, auf Dein Dach ist noch nie der Donnerstrahl gefallen; von Deiner Jagd kehrt

Du immer mit schwerer Beute heim; an Geld fehlt Dir's niemals, und was Du Dir wünschst, hast Du gleich. Im Gebirg sagen sie, der böse Feind bringe Dir das Alles, und Du hättest ihm Deine Seel' verschrieben, und säßest immerdar nur darum mit geschlossenen Augen in der Kirche, weil Du dem Höllenhund geschworen, unsern Heiland und Herrgott nicht mehr anzuschauen“

„Ei, daß Dir der Gledwurm die Zunge abbiße!“*) schrie Andreas grimmig auf: „Wirfst Du's Maul halten, Du Thorenkopf? Entweder gibst Du ein'n Fried' mit den Dummheiten da, und darfst mit mir ein Glasl Wein trinken — (er holte wirklich eine Flasche von Blech aus einem Winkel hervor) — oder Du gibst kein'n Fried' und hernach will ich Dir das Abendgebet mit dem Feuerbrand da auf Deinen Schädel schreiben! Jetzt thu', was Du magst.“

„Nun, nun,“ sprach Hiesel begütigend: „Sag' ich doch nur, was andere Leute sagen. Ich für

*) Schlange.

meinen Theil glaube nicht und mag nicht glauben, daß ein getaufter Christ seine Seligkeit verkaufen werde an den heindischen Teufel. Aber was ich glaube und immer glauben werde, ist, daß wenn selbst der reiche Anderl Mitterstorfer den Bittelmann*) an die Hanni schickte, derselbe unverrichteter Sache wieder heimkommen würde."

„Meinst? glaubst?“ versetzte Andreas mit einer gar häßlichen Frage: „Kannst etwa Recht haben . . . trink' dafür ein's! Ich bring' Dir's, Hiesel! auf Glück und Wohlsein, Du armer Schelm. Wenn's Dir ferner ginge, wie bisher, so wär's frei eine Wohlthat, wenn sie Dich bald derholzt nach Haus tragen würden.**) — Trink' armer Schelm. Siebenmal und neunmal sieben bringen Glück, das steht geschrieben!“

Mißtrauisch blickte nach einem langen Schluck aus der Flasche der arme Hiesel empor und sagte: „War das nicht etwa ein höllisches Sprüchlein?“

*) Freiverber.

**) Von einem fallenden Baum erschlagen; häufig das Loos der Holzknechte.

Anderl, verkauf' nicht dem Erzfeind meine Seele statt der Deinigen. Anderl, geh' auch nicht mehr in des Meßmerjosl Haus, bitt' ich. Du sollst gar nicht gut dort von mir reden, meint die Hanni, meint die Miegl."

„Was geh'n mich die einfältigen Dirnen an!“ lachte Andreas wild und verächtlich auf: „Ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen; ich rede gut von Dir und schlecht von Deinem Heiratheigensinn. Ich aus des Meßmerjosls Haus bleiben? Aha! nichts lieber; meinst? Weißt nicht mehr, daß ich dem Josl sein arm's Leben gerettet habe? Zwanzig Jahrl'n find's her; Du schrie'st noch Mordio in Deinen Windeln. Dort war's, am Grimming oben . . . fieh' nur hinaus zum Schieber; fiehst . . . dort, wo der helle Wolkenstreif am Felsen hängt . . .?“

„Der Meßmer hatte sich verstiegen, und Du holtest ihn herunter;“ ergänzte Hiesel.

„Ja, das hab' ich gethan,“ sagte Andreas stolz, „und deßwegen darf ich in seinem Haus ein Wort mitreden . . . und weil ich älter und

gescheiter bin, als Du, darf ich Dir auf Deine Bitte einen guten Rath geben.“

„Welchen?“

„Bleibe Du aus des Meßmer's Haus und laß die Hanni fahren. Wirst mir's einst danken. Oder besser: willst Du Geld und Gut, mehr als der Braunsalkh Dir jemals vermachen wird, so geh' nach Mitterndorf zu Deinem alten Vetter, dem Gröbming-Jörgl, der nicht Kind, nicht Kind hat, aber viel Geld. Geh' hin, vertrage Dich mit ihm, und erb' ihn, wenn er stirbt.“

„Geh', Anderl, geh', hör' auf!“ unterbrach Hiesel fast erschrocken den Rathgeber: „Weißt Du nicht mehr, daß der Gröbming-Jörgl lutherisch geworden? daß er den Rädelsführer der Lutherischen in Mitterndorf macht? War er nicht vor ein paar Jahren, da unser Pfleger und unser Pfarrherr Christoph Staindl nach Mitterndorf kamen, um den Prädikanten abzuschaffen, war er nicht an der Spitze der aufrührerischen Bürger, die beide vom Kaiser geschickte Herren frei todt-schlagen wollten? Des Himmels Fürsicht hat die-

ses Unglück verhindert, aber noch hat ihre Langmuth die verflochten Herzen der Sektirer nicht gerührt . . . und ich sollte zum Gröbming-Jörgl ziehen, um ihn zu erben? Pfui Teufel! Müßt ich da nicht selber lutherisch werden?“

„Nun? und wenn?“ fragte Andreas kalt entgegen: „beten die Sektirer nicht zum Gott aller Christen? Schwarz oder weiß — das gilt alles gleich, wenn man's nur gut hat auf Erden.“

„Das ist ein verruchter Spruch;“ stammelte Hiesel und wollte aufstehen. Andreas zog ihn jedoch gewaltig auf seinen Sitz nieder, nöthigte ihm noch einmal die Flasche auf, und sagte geschmeidig: „Gelt, jecht glaubst Du auch, daß ich vom leibhaften Schrattl besessen? *) Es ist aber wohl nicht so arg. Weißt? auf der Welt sind zweierlei Güter dem Menschen beschieden; die himmlischen, und zu denen geht man ein durch Kirche und Sakristei; ferner noch die Schätze der Erde, und zu denen gibt es andere Schlüssel, die

*) Schrattl, der Teufel.

den Himmel gar nichts angehen. Wer einen dieser Schlüssel im Sack hat, kann die ganze Welt auslachen, und doch noch vor der letzten Musterung selig werden. Wenn wir's begehren, betet der Priester an unserem Todtenbett Alles von uns herunter, und wir scheiden freudig und rein ab, und haben doch das Leben genossen und Alles gehabt, was das Herz erfreut. So will auch ich es einstens machen und den schwarzen Erdgeist brav hinter's Licht führen zum schuldigen Danke für den Schlüssel, den er mir gegeben."

"Also wäre denn doch wahr, was die Leute sagen?" fragte Hiesel mit großen, ängstlichen Augen; — der Wein stieg ihm zu Kopfe. —

"Und nur auf Dich kommt's an, ob Du ein glücklicher Kerl sein willst, wie ich es bin;" setzte Andreas vertraulich hinzu.

"Glücklich sein?" machte Hiesel, als wie verzückt, „glücklich sein mit der Hanni, und doch noch am End' selig werden?"

"Wenn Du noch eine Silbe von der Dirn' sagst," loderte Andreas wieder auf, „so ist's mit

allem Handel nichts, und ich laß Dich im Elend sitzen bis über die Ohren. Da: trink!"

„Sei nicht harb, sei gut, Andredl!" bat Hiesel, der wieder getrunken: „für wen soll ich denn glücklich werden, wenn nicht für die . . ."

„'s Maul halten!" donnerte Andreas: „sobald bei einem nächtlichen Verkommniß mit einem Berg- oder Wassermendl der Name einer Dirn' genannt wird, so ist Alles dahin. Trink' aus, Hiesel!"

Hiesel gehorchte und dergestalt brauste ihm der heimtückisch gemischte Wein im Gehirn, daß er stumm zuhorchte, als Andreas anhub:

„Es gibt Gespenster im Berg und im Wasser, und auch in den Wäldern und Auen geht's zur Nachtzeit hin und her, und wer das weiß und auf so einen Nachtmann stößt, kann reich und glücklich werden, denn der Grund der Seen und der Felsen ist voll von Gold und Silber, aber der Mensch kann den Reichthum nicht heben, sondern nur der dazu bestellte Geist, dessen Herr und Meister unten sitzt, wie unser Herrgott oben. Hast Du nicht

von den Goldlacken gehört, die oben auf der Hochwildstelle im Gebirg anzutreffen sind? Wen Du fragen magst — es hat sie keiner gesehen, aber doch sind sie da, und wer sie gefunden, braucht nur eine Hand voll Wasser daraus zu schöpfen, so liegt gleich ein ganzer Klumpen Gold in seinem Hütl. Der Schlaiben-Seppel von den Pötschen hat's erfahren. Weißt? er hat in den letzten Jahren seines Lebens zu Goisern gehaust, und ein seliges Absterben gehabt, und war doch, wie die Leute sagen, dem bösen Feind verschrieben. Das ist also zugegangen. Er war noch wohl jung, und hat sich einmal auf dem Grundsee oder auf einem andern in eine Plätten gesetzt und ist dort eingeschlafen. Was geschieht? Derweilen macht sich das Stüchl los, und das Schiffl geht in'n See ganz stat und langsam und der Schlaiben-Seppel spürt nichts; — nichts, als bis es zu spät gewesen. Ein grauslicher Windstoß hat ihn aufgeweckt und da saß er mitten im See und die Plätten polterten hin und her wie altes Grafflwerk, und wie es Nacht wurde, ging

sie aus einander und der Seppel hatte alle Mühe, um einen Felsen zu gewinnen, wo er sich niederthat und mehr zum Tod als zum Schlaf sich vorbereitete, denn das Gewell stieg immer höher, und das Wetter wurde immer gröber und der Sturm pfiß und heulte so laut, daß der Schlai-
ben-Seppel sein eigen Geschrei mit eignen Ohren nicht hörte; vielweniger hätte das Einer am Ufer oder im See gehört. Aber es lösen auf solch' Nothgeschrei auch noch andere Ohren als nur gerade Menschenohren"

„Horch auf! Ruft mich nicht Einer vor'm Fenster draußen?“ fuhr Hiesel auf.

„Dummheit! Vom Grimming gehen Steine nieder;“ lachte Andreas.

Worauf Hiesel: „'s ist mir doch gerad gewesen, als riefte mich der Vater selig beim Namen! Weiter jeho, Anderl.“

„. . . Und so geschah es,“ fuhr Andreas fort, „daß auf einmal die Wasser aufhörten zu rauschen, und über den See kroch ein himmel-
langer Wurm, der grasgrün mit Silberstreifen

glänzte. Das war der Seewurm oder das Wasserweib, wie sie's am See heißen, und hat sich um den Seppel und seinen Felsen hergelegt, daß das Gewell noch ärger zu fieden anfing, und der Schlaiben-Seppel hatte nun die Wahl, elendiglich umzukommen, oder sich mit dem Zauberwurm zu vertragen. Das letzte that er auch wirklich und hat seine Seligkeit dem Riesenthier versprochen, und gleich auf dem Rücken des Wurms durch Geschlüft und Geflüft die Reise nach den „Goldlacken“ gemacht. Von da an war ihm wohl, wie dem reichen Mann im Evangelii. Und selig ist er doch geworden und nah' an hundert Jahr hat er gelebt. Da er im Sterben lag und der Gesellpriester ihm seine Sünden vergab, hat's um sein Haus herumgezischt wie eitel Schlangen, und sind ihrer viele dort todt gefunden worden, da man den Seppel in's geweihte Grab trug.“

„Horch!“ machte Hiesel wiederum, aufhupfend: „Hat mich da nicht die Mutter gerufen, draußen bei'm Zaun?“

„Laß doch die Narrheit!“ ermahnte Andreas:

„so heult's manchmal aus dem Todtengebirge herüber. Man sollte nicht meinen, daß man's da herüber hören könnte, aber 's ist schon so. Laß Deine Mutter mit Frieden und kümmerge Dich um Deine eigene Wohlfahrt. Geh' hinüber an den See und passe auf das Wasserweib. Ich will Dich eine Kunst lehren, und ob Du Deine müßige Zeit hier oder dort zubringst, ist einerlei. —“

„Nein, nein,“ sagte Hiesel ängstlich: „mit 'm Wasser laß' ich mich nicht ein. Ich hab' ein Grausen vor dem See, und von dem Wassermurm nehm' ich die Seligkeit selber nicht geschenkt.“

„Ei, so trappl' auffi, wo auf'm Dachstein und um den Scheichenspiß die Hexen tanzen!“ brummte Andreas: „mit Dir, Du Narr, ist nichts anzufangen. Bist ein Jäger, ein gelernter, und hast keinen Muth? Oder willst Du lieber zur Mitternacht unter'n Galgen hinstehen und das Blutmannnerl heraufbeschwören? Nun: 's gibt auch noch Einen, der Dich das lehren könnte.“

„Hu, mir schauert die Haut!“ entgegnete Hiesel: „Unter'n Galgen? zur Mitternacht?“

„Nun, wie haben's die von Rottenmann gemacht?“ fragte Andreas: „Bist Du schon in Rottenmann gewesen, Hiesel?“

„Das versteht sich. Laß hören. Wie haben's die gemacht?“

„Laß Dir sagen. Das Städtlein ist einmal gar arm und in Noth gewesen, bald nach der Heidenzeit, weißt? und nach dem großen Krieg mit den uralten Türken. Und nichts hat helfen und flecken wollen; sie waren am Verhungern, die in der Stadt, die selbigsmal anders geheißen hat, als jezo, wohlgemerkt. Da ist einmal zum Glück, und nur das einz'gemal, ein Hexenmeister im Rath gesessen, und der hat gesagt: „Da das Beten nichts hilft, wollen wir's anders versuchen! und sind alle unter ihren Galgen gezogen — die vom Rath, der Syndiker voran — zur Mitternacht mit Kerzen und Windlichtern. Und der Hexenmeister hat seine Kunst gemacht, und auf einmal ist wohl das rechte Blutmandl vor ihnen gestanden. Weißt? das wächst heraus aus all dem Blut der Missethäter, die dort gerichtet wer-

den, und ist ein Erdgeist, der Macht hat über alle sündlich vergrabnen gestohlenen Schätze aus Kirchen und Schlössern und Klöstern. Mit demjenigen Blutmannl haben die Bürger und Rath ein Verkommniß gemacht, und seit der Zeit ist alles Glend in der Stadt in Wohlstand und Freude verkehrt worden bis auf den heutigen Tag. Aber den Namen haben sie von dem Blutmandl annehmen müssen, heißen deßhalb von Rottenmann, und in ihrem Wappen steht der rothe Mann, wie er leibt und lebt, roth von oben bis unten, und hat das Freimannsschwert in der Hand und neben ihm scheint der Mond, so wie er dazumal unter'm Galgen geschienen."

"So, so?" sprach Hiesel recht theilnehmend;
"Was haben sie denn für ihr Glück und Herrlichkeit dem Rothen zum Pfand gegeben?"

Andreas hatte noch nicht den Mund zum Antworten geöffnet, so stuzte Hiesel wieder wie zuvor und rief: "Ha! diesmal ruft's mich gewiß und wahrhaftig, und das ist Hanni's Stimme! Gleich, gleich, Hanni, ich komme schon!"

„So wollte ich doch, Du müßtest der weißen Gemse mit den silbernen Krickeln nachspringen, Du hochbeiniger Steinesel, Du,“ wetterte dem entlaufenen Andreas nach, und folgte ihm auf die Schwelle. — Da war jedoch nichts zu sehen, als Nacht und schwacher Sternenschein über Schneetrist und Eismwand. „Hanni, Hanni, wo bist Du?“ rief Hiesel, im Dunkel verschwindend, nachdem er lang auf dem Schnee hin und hergeglitten, vergebens spähend nach der Geliebten.

„Und dieser Narr, dieser Trottel soll das Madl als Weib heimführen, das Madl, das ich mir gern zu all meinem Gut zulegen möchte?“ fragte Andreas sich selber bitter und böse, während er die Kiegel an seiner Hausthüre nachdrücklich schloß, „das kann und mag ich nicht leiden. Aber — wer wird mit dem Meßmerjosl fertig, da ich schon auf die Hanni selber nicht rechnen kann? Die Dirn' kann mich nicht ausstehen.... wenn jedoch der Alte spräche: Du mußt!? Leider ist er nie zu einem festen Wort zu verleiten, der laabe warmabgesottene Heilige, und all mein

Zureden ist frei umsonst. Wenn der schwarze Schelm da oben wollte . . . aber er hat alle Lust und Dienstbarkeit aufgegeben, der rußige Spitzbub, und die Zeit drängt mich mörderlich!“

Andreas hatte mit der Hand gegen die Stiege gedroht, die auf den Boden des Hauses führte. Oben jedoch, in der Bodenkammer, saß ein Rabe auf einem Steigbaum; ein alter verhuzelter Kerl von einem Raben, mit ergrautem Kopfgefieder, aber mit glutrothen Augen, die durch das dickste Brett sahen, da dem Raben gar nichts verborgen blieb von dem, was sich im Hause begab. — Kein Wunder! dieser ergraute Rabe war ein höllischer Knecht und Paßauf, den sein finstrier Meister in das Haus des mit Leib und Seel' dem bösen Feind verschriebenen und verpfändeten Andreas Mitterstorfer befehligt hatte. Seit einiger Zeit diente er dem Anderl faul, und paßte dagegen um so fleißiger auf, weil ein wichtiger Zeitabschnitt herannahte: der Schluß und das Erlöschen des diabolischen Kontrakts.

„Noch fünfundvierzig!“ krächzte oftgenannter

Rabe als eine gellende Antwort auf Anders Selbstgespräch von der Kammer hernieder; und Andreas, nachdenklich in seine Stube tretend, sagte ferner zu sich selber: „Ja wohl, ja wohl, der schwarze Dieb hat Recht, und eine Verlängerung des Vertrags ist nicht zu hoffen, wenn ich nicht entweder eine arme, unschuldige Seele an der Statt der meinigen zum Untergang stelle, oder aber eine noch unschuldigere mittelst der Ehe unauflöslich an mich binde, um sie zeitlich und ewiglich zu verderben und ihre Kinder — wenn deren kommen — dem Schwarzen zu eigen zu geben gleich nach ihrer Geburt. Nur noch fünfundvierzig Tage Frist, und sechs Wochen vergehen so geschwinde!“

Der Rabe lachte höhnisch von seinem Steigbaum herab; Andreas machte sich indessen daran, seine unwirksche und ängstliche Stimmung niederzuhalten, indem er allein seinem Hause aufgespeicher-ten Herrlichkeiten und Reichthümer hervorflaubte und beim Schein der Lampe musterte. Da waren schimmernde Goldmünzen, alte und neue Tha-

ler, Perlschnüre und Granatenbänder, gestickte Hosenträger und blinkende Waidmesser, Büchsen von künstlicher Arbeit, Stutzgläser mit Gold und Silber verziert, Knöpfe und Spangen voll Edelstein — Alles, was das Herz eines reichen und geizigen Landmanns erquickt. — Aber immer wehmüthiger wurde vor solcher Pracht der Besitzer. — „Das Alles ist mein,“ sagte er: „Was hilft's mir aber, wenn ich die schneemilchperlblühweiße Hanni nicht habe? — Und nur fünfundvierzig Tage noch zu leben!!!“

Der Rabe lachte wieder. — „Willst Du stat sein, du verzweifelter Bursche!“ schalt Andreas zu ihm hinauf: „weißt du nicht, daß ich dir zum Troß mich noch befehren kann als ein reuiger Christenmensch, und daß alsdann deine Gewalt über mich ein Ende hat?“

Noch lauter und beinahe unaufhörlich wurde des Raben Gelächter. Und an seine Brust klopfte verdutzt der reiche Mann und dachte: „Wohl darf er lachen. Würde nicht, sobald ich dem Schrattl absage, all mein Hab und Gut zu Asche

und Kohle werden? zu Staub all dieser Reichthum, mein Feld und Wald zu ödem Gestein, zu abscheulichem Aas meine Heerde, zur einstürzenden Reuche mein bildsauberes Haus? Und führte mich dann nicht mein erster, leisester Wunsch schnurgerade wiederum in die Stricke des Satan? O weh, o weh, lach' dir nur einen Kropf, du schwarzes Vieh! ich bin übel daran, wenn ich nicht heute, spätestens morgen ein Mittel erdenke, mir vom drohenden Tod und Verderben zu helfen!"

Während der höllische Paßauf immer mehr und mehr lachte, hob Andreas an, über seinem traurigen Reichthum zu weinen, und das Schlafen kam nicht an ihn. Darüber jedoch zog der Morgen hinauf, und wie denn gewöhnlich der muntere Tag dem Bedrängtesten neuen Muth verleiht, so gab auch jezo die rothe Morgensonne dem Andreas ein Wenig Tapferkeit in's Herz zurück. — „Ich will noch einmal mit dem Meßmerjosl anbinden," sagte er: „vielleicht thut sich's heute besser, als gestern und vorgestern."

So warf er sich in sein schönstes Gewand!

und ging zum Meßmer hinüber, bevor derselbe zur Pfarrmesse geläutet hatte.

„Nun, Gevatter,*) wie steht's heute?“ rief Andreas den Alten an, der ihm mit verlegenem Gesichte entgegen kam: „Dauert's noch alleweil so fort mit der Hanni und dem Holzknecht? Erst gestern ist wieder einmal Post von Wien gekommen, daß der Herr von Braunfalkh nichts, aber frei gar nichts für den Hiesel thun will. Was erwartest Du noch? Ich denk' frei wohl, die Hanni soll ein altes Mensch werden, die am End' gar keiner will?“

„Sm, Anderl,“ — versetzte der unentschlossene Meßmer: „was soll ich thun? Ich hab's einmal versprochen, daß . . .“

„Dummheiten, Josl, nichts als Dummheiten. Der Hiesel hat nichts, kriegt nichts . . .“

„Wird schon sein, Andreas. Aber was soll ich . . .?“

*) Die Obersteirer gebrauchen unter einander die Anrede „Gevatter“ oder „Schwager,“ wenn sie auch nicht Verwandte oder vertrauliche Bekannte sind.

„Dreinfahren sollst Du, das Madl einem Andern geben.“

„Schon recht; aber wem?“

„Mir, Gevatter, mir. Ich nehm' sie grad' von der Butten weg.“

„Ja, ja, das wär' schon eine Speis für mich; aber, Schwager, schau . . . Du bist eh' schon zu alt für das Dirndl“

„Oha! zu alt? Tanz' ich nicht auf den Kirchtagen, wie ein Junger? Sing' ich nicht meine Basseln, wie ein Junger*)? — Jodl' ich nicht wie die beste Brentlerin?**) Steigt Einer der Gams fester nach, als ich? — Und — weißt? — hab' ich Dir nicht am Grimming das Leben gerettet? weißt? oben am Schedelsprung? he? hast mir noch nichts dafür gegeben. Gib mir Dein Madl, so sind wir quitt.“

„Ja doch, ja . . . es wär' nicht aus; aber schau . . . das Madl will halt nur den Hiesel, und mein Verspruch . . . und ich bin doch fein

*) Bassel = Spott- und Tanzliedchen.

**) Sennuerin,

Göd . . . und . . . weißt, Gevatter? Die Leut' reden so viel von Deinem Vermögen . . . als ob's nicht so ganz christlich in Deinem Kasten gewachsen wär'. . . ?"

„Dummheiten noch einmal. Geh' ich nicht zu Kirchen und Opfer? Laß' mich aus, Gevatter, und sei gescheidt. Da meine Hand. Schlag' ein.“ —

„Muß doch zuvor mit dem Pfarrer reden.“

„Der Pfaff kann mich nicht ausstehen, Josl. Er könnt' mich frei derwürgen, Gevatter. Frag' nicht lang den Pfaffen. Weißt? mein silbernes Besteck hat Dir schon lang gefallen. Es ist Dein, wenn Du mir das Madl gibst. —“

„Om, das wär' freilich schön . . . aber ich muß doch den Pfarrer fragen.“

„Nun, in's . . . in Gottes Namen denn. Nach der Kirche komm' ich wieder!“

Andreas fuhr zornig ab; der Meßner wandelte zur Kirche und wartete seines Amtes.

Als die heilige Handlung vorüber war, und Josl in der Sakristei den Pfarrherrn seiner

Altargewänder entledigte, sagte er dem Priester seiner Sorgen Fülle heraus, und fragte zum Schlusse: „Jezzo, Hochwürden, kann also wiederum aus der Hochzeit nichts werden, und wohl in Ewigkeit nicht. Wie hab' ich's denn zu halten mit meinem Verspruch?“

Der Pfarrer mit dem steinernen Gesicht erwiederte ohne langes Besinnen: „Ein Wort ist ein Wort, ein Versprechen ist ein Versprechen, dem Eide gleich zu halten. Nur der Tod des Hiesel kann Dich davon entbinden, denn Du bist sein Göt, und hast bei seiner Taufe geschworen, ihm treu zu sein Dein Lebelang. —“

Der Meßmer duckte sich, und als er, nach Hause gekommen, den Andreas vor sich stehen sah, antwortete er auf seine Frage: „So lang der Hiesel lebt, muß ich als sein Göt ihm das Wort halten.“

Zwei rothe Streifen des Zorns zogen auf des Andreas Stirne auf. Er faßte sich aber und versetzte ruhig: „Ich wußte schon, wie der Pfaff entscheiden würde. Schade darum: ich hätte

Deine Schuld an den Kramer von Aufsee bezahlt, mein Vieh mit Dir getheilt, das Silberbesteck hätte ich Dir gegeben und mein halbes Gütl der Hanni verschrieben. Schade darum; um das Alles kommst Du jezo, Gevatter."

Des Gevatters Habsucht machte hell auf. „Komm morgen wieder," sagte er zum Mitterstorfer: „ich will mich bedenken. Guter Rath kommt über Nacht."

Schmunzelnd ging Andreas heim. — „Den hab' ich im Zögger;" *) sagte er. — Der alte Rabe auf dem Boden schrie: „Noch vierundvierzig, noch vierundvierzig!!"

Unter Tags begegnete der Meßmerjosl der schönen Miezl, strich ihr verliebt mit der Hand um Wange und Kinn, und sprach: „Miezl, Miezl, was hab' ich mir ausgedacht? Der Hiesel, der arme Narr, kann die Hanni sein Lebtag nicht heirathen. Das Madl muß aber einen Mann haben, sonst wird's alt und schief und Keiner

*) Zögger = Korb.

nimmt sie mehr. Ich will sie also wohl dem Mitterstorfer Andredl geben, und wenn die Hanni aus'm Haus ist, so nehm' ich Dich zum Weibe. Was meinst?"

Worauf die Miegl spröb und spizig: „Ihr seid, alter Josl, wie das Wetterfahndl auf unsrer Kirchen, bald so, bald so. Ich aber bin immer die gleiche. Ihr seid alt, und grau, und schwach auf den Füßen und blöd im Haupt, und ich mag Euch nicht gar wohl leiden. Aber doch hätt' ich nicht Nein gesagt zu Eurem Bitten und Betteln, wenn der Hiesel, wie's recht wäre, Euer Madl bekommen hätte. Von Stund an jedoch, da Ihr sie dem Andreas gebt, und ihr Herzl brecht in kleine Stücke, ist's aus mit uns und Ihr habt die Miegl zum letztenmal gesehen.“

„Sei gescheit, Miegl . . .!“

„Ich sag: zum letztenmal, alter Josl.“
— Damit drehte Miegl dem Meßner den Rücken zu und ging trozig ihrer Wege. — —

Zur selben Frist stand am kleinen Fenster der

Hanni der arme Narr, der Hiesel, und sagte zu der Geliebten hinein: „Wie ich so davon spang durch die Nacht, und war ganz bethört von dem Glauben, Du habest mich gerufen, hat mir Einer — ich weiß gar nicht wer — zugeschrien, ich solle auf dem Grimming die weiße Gams mit den silbernen Krickeln jagen; ihr Fang bringe Glück. Was nur das für Träume sind!“

Hanni antwortete ernsthaft: „Das ist nicht aus, mit der weißen Gams. Schon seit langen Jahren — so erzählte mir die Mutter selig oft — geht das Gerede im Gebirg, daß eine weiße Gams mit Silberhörndln auf dem Grimming gehe, und wer sie erlege, werde ein glücklicher Mann. Sie soll eigentlich eine gute arme Seele sein, die dort herumirrt, und ihr Tod von Jägershand wird sie erlösen vom schweren Bann. Dabei ist nichts vom bösen Feind, weißt Du? Nur ein frommes Mannsbild kann das fromme Stück ausführen, und darum könntest Du's versuchen, Hiesel. Vielleicht hilft uns auf diese Art der barmherzige Himmel aus allen Nöthen. Auf

andere Weise, fürcht' ich, kommen wir gar nimmer zum Ziel. — —"

Am folgenden Tage war der arme Giesel wieder bei'm Andreas und sagte zu ihm: „Ich will auf die weiße Gams mit den Silberfrickeln jagen gehen. Wills Gott, ist mir der Himmel gnädig. Ich habe in der Kirche inbrünstig gebetet, und mir ist zu Muthe, als hätte mir mein Schutzheiliger eine gute Jagd versprochen. Aber — lieber Andredl — ich hab' in meiner langen Noth meinen Stutzen verkaufen müssen, und hab' nicht Pulver, nicht Blei. Leihe mir von Deinen Gewehren eins sammt Schießbedarf. Nur bitt' ich Dich: gib mir ein ehrlich Rohr, worinnen nichts vom Teufel sitzt, und ich will Dir dankbar sein bis an meinen Tod.“

Dem Andreas klang des Giesel Bitte wohlgefällig in's Ohr, und er entgegnete: „Du sollst eine gute Büchse haben ohne alle Gefährde. Was ich Dir vorgestern von Teufeleien und dergleichen erzählte, war frei nur Thorheit und Gspäß, mein Giesel. Da hast Du mein bestes Gewehr, da

Pulver, da Schrot und Kugel. Noch mehr: ich selber will Dir den Weg zeigen, denn ich weiß recht gut, wo die weiße Gemse geht, und hätte sie wohl öfters erlegen können, wär' ich noch ein reiner Junggesell gewesen, so wie Du, der niemals in Unehren eine Dirn' geküßt."

Feierlich sagte hierauf der arme Hiesel: „Gott weiß um mein Leben zu Tag und Nacht; ich fürchte mich nicht. Dir aber danke ich herzlich und sehe wohl ein, daß Du mein Freund bist, und daß Alles frei erlogen, was die geldneidigen Leute in der Gemeinde Dir nachsagen. Ich will den Stutzen da weihen und besegnen lassen, die Nacht im Gebet verbringen, und morgen steigen wir selbander in Gottesnamen zum Grimming auf, wenn Du mein Führer sein willst.—“

Der Hiesel trug wirklich das Gewehr zur Kirche, und indessen trat Andreas vor seinen Raben hin und sprach: „Jezzo, alter Schrattlhansl, jezo laß mich nicht stecken. Mit dem Tod des Hiesel hat sein Reich bei der Hanni ein Ende und das Madl wird so mein als dein, mit allen

Kindern, die da kommen werden Bist du dann zufrieden und legst du mir dann zehn Jahren zu?"

Der Rabe schnalzte beifällig mit seiner dickgeschwollenen Zunge. Das hieß: Ja.

„Du mußt mir jedoch helfen, schwarzer Hansl;" fuhr der Mitterstorfer fort: „Stell' dem Hiesel ein Blendwerk vor, und wandle dich zur rechten Zeit aus einem schwarzen Rabenvieh in die weiße Gams mit Silberfrickeln. Zeig' dich uns in der Gestalt auf dem wilden Grimming, unter'm Scheffelsprung. Das Weitere mach' ich schon selbst. Willst oder willst nicht?"

Der Rabe schnalzte noch einmal; also noch einmal: Ja!

„Seelenvergnügt, weil er die Lösung des schwierigsten Knotens gefunden, stolzirte Andreas aus seinem Hause. — Der Rabe schrie ihm nach: „Noch dreiundvierzig, noch dreiundvierzig!!“

Den Andreas befümmerte es wenig, daß ihm am Abend der Meßmer, von der Miegsl gänzlich umgestimmt, sagte, es könne doch nichts aus des Gevatters Heirath mit der Hanni werden. Hatte

er doch, so zu sagen, Hiesel's Todtenschein so gut wie in der Tasche!

Am nächsten Tage fanden sich in aller Frühe und im tiefsten Geheimnisse Hiesel und Andreas zusammen, ein jeder jagdgerecht bewaffnet und bewehrt. — „Warum so niedergeschlagen, Hiesel?“ fragte Andreas: „warst gestern so frisch und herzhast, und heute . . .?, fürchtest Du Dich jezo, Hiesel?“

Der Hiesel sagte hierauf wehmüthig: „Ich sollte heute die Jagd wohl bleiben lassen. Ich hab' im kurzen Schlaf dieser Nacht die Vorschau gehabt.“*)

„Die Vorschau?“ was denn?“

„Mir ist vorgekommen, als säh' ich mich selber voll von Blut und sterbend in dem Abgrund am Scheffelsprung liegen. Das war grauslich. Würmer und Wegnarren**) krochen an mir herum . . . fraßen mir die Augen aus“

*) Vorschau = das zweite Gesicht.

**) Salamander.

„Du bist selber ein Narr, Hiesl. Schäm' Dich und nimm Dich zusammen. Wer wird auf solche Dummheiten merken? Von bösen Träumen ist jaft das Gegentheil zu glauben; weißt?“

Schwach getröstet, aber Willens, nicht für einen Feigling zu gelten, stieg Hiesl mit Andreas in die stillen Felseinöden des Grimming hinein. Die Pfade waren steil und mühsam, aber das Wetter ausgesucht günstig dem Jägergang. Es war, wie sich heutzutage das Volk im österreichischen Gebirge ausdrückt — ein rechter Kaiser-Karl-Tag, mit stiller Luft und mildbedecktem Himmel, ohne Sonne, ohne Nebel.

Die Jäger, nach langem langem Steigen, waren nicht weit mehr von dem Scheffelsprung, als Gerölle über ihrem Haupte vom Berge losging und von Zacke zu Zacke der Felsenkrone des Reviers eine weiße Gemse mit silberglänzenden Krickeln ihre Sprünge machte. —

„Siehst Du wohl? da ist sie!“ flüsterte Andreas, und Hiesl antwortete nur mit einem Blicke

der Verklärung, mit einem Seufzer der Sehnsucht. —

Mit Gewaltsanstrengung erklommen die Jäger eine solche Zacke, und Andreas erbot sich eben, die Gemse allein zu beschleichen und dem Hiesel in den Schuß zu jagen. Kaum aber machte er Miene, das auszuführen, als auch schon das gespenstige Thier mit einem Sage tief unter den Füßen der Jäger war.

„Geschwinde dort hinab!“ ermahnte Andreas, auf einen nackten Felsvorsprung zeigend: „Hinunter auf den Anstand. Sie kommt Dir, die Gemse, oder es ist kein Schützenglück auf Erden.“

Hiesel besann sich nicht. Er rutschte, die Büchse hoch haltend, blickschnell bergnieder. Als bald rollten ihm schwere, von Andreas' Hand mit teuflischer Kunst bewegte Felsblöcke nach; thaten ihm jedoch keinen Schaden.

Dennoch war, wie es schien, Hiesels Loos für diese Welt geworfen, sein Schicksal entschieden. — So wie einst an der Zirler Martinswand der ritterliche Max, der fürstliche Jägersmann gestan-

den, verirrt und ausgesetzt auf schmalem Felsenrand, zu dem nicht Steg noch Weg sich mehr gefunden von unten, wie von oben, so stand jezo auch der arme Hiesel, abgeschnitten vom menschlichen Leben und Verkehr, einsam in der stillen Wildniß, wo kein Adler krächzte und kein Käfer schwirrte. Der Rückweg war zerstört durch die niedergeschleuderten Felsstrümmern, und in den gähnenden Abgrund führte kein Pfad, nur der verzweifelte Sprung, der letzte, in den sichern Tod.

Als dem Verlassenen der böse Andreas auf sein Angstgeschrei auch gar nicht antwortete, beschlich die traurigste Ahnung des guten Hiesel Seele.

Indessen . . . was glänzt auf der Wand, die jenseits der Schlucht, gegenüber dem Scheckelsprung aufgethürmt ist? Sieh da die weiße Gemse mit den silbernen Hörnern! Vornwärtig steht sie halb in der freien Luft schwebend, und schaut zum einsamen Jäger hinüber. — „Vielleicht, vielleicht treff' ich dich, und dann wird mir ja der Himmel helfen!“ denkt bei sich der gute Hiesel,

faßt neuen Muth, und macht sich zum Schuß fertig. Allein — wie im Winde fliebt der Silberglanz aus einander, und an der Gemse Stelle schwingt ein kohlschwarzer Rabe sich empor, lacht den armen Jäger höhnisch aus und schießt dann pfeilschnell in den Abgrund nieder, wo er verschwindet. — Vor Bestürzung entgleitet das Gewehr der Hand des Schützen und folgt dem Raben in die Tiefe.

Nun wußte Hiesel, und ihm blieb kein Zweifel, daß sein letztes Stündlein vor der Thüre, daß er ein Opfer teuflischer List, und daß ihm nichts übrig, als zu beten und sich fromm zum Tode zu bereiten.

Während dieser Begebnisse war Andreas rüch auf den kürzesten Wegen dem Grimmingbach und der Gemeinde Pürgg zugerannt und erzählte athemlos die traurige Kunde Allen, die ihm begegneten. Meßmers Hanni erlag vor solchem Bericht einer schweren Ohnmacht. Miehl, selbst zum Tode erschreckt, pflegte die Arme, so gut sie konnte. — Der Meßmerjosl wußte sich nicht zu rathen und

zu helfen. Der Pfarrer aber, da alle Berggänger und Jagdkundige sich dahin aussprachen, daß der unglückliche Hiesel nicht mehr durch Menschenhülfe zu retten, sagte schnell entschlossen: „So darf ihm wenigstens der geistliche Trost nicht fehlen; und wie dereinst dem König Max das allerheiligste Sacrament aus weiter Ferne gespendet worden, so soll es auch dem armen Holzknechte geschehen; denn im Sterben sind alle gleich, Könige und Knechte! —“

Ein frommer Zug schloß sich dem Pfarrer an, der, das Hochwürdigste Gut in seinen Händen tragend, rüstig emporklimm am steilen Grimming, bis er an jenen Schluchtrand gelangte, wo die Silbergemse sich in den schmutzigen Raben verwandelt hatte. — Andreas war in des herzhaften Priesters Gefolge, seines Triumphs sich im Stillen zu freuen. Es lachte sein Herz, während seine Augen in Thränen der Falschheit schwammen.

Und als der Pfarrer dem Jäger an der Felswand die Monstranz zeigte und mit aufge-

hobenen Händen die Gebete der Sterbenden vorbetete, — als des Jägers bekümmerte Gestalt sich auf ihre Kniee kauerte und den letzten Segen andächtig, aber stumm empfang, wurden aus dem Volke, von dem nur wenige schwindellose Männer zur Höhe aufgestiegen waren, Stimmen laut, die dem Jäger zuriefen: „Du bist versehen, Hiesel, und getröstet; mach' jezo ein End' und stürz' Dich in Gottesnamen kopfüber in den Abgrund. Besser so, als den Hungertod sterben!“ — Der knieende Jäger rührte sich nicht. Der Pfarrer drehte sich gerade um, den rufenden Männern ihre unchristlichen Rathschläge zu verweisen; — da rief Andreas, der das Ende in seiner Ungeduld nicht erwarten konnte, mit heller Stimme aus: „Ei was, soll denn der arme Kerl lange leiden? Das kann ich nicht mit ansehen.“ Und ehe man daran denken konnte, ihn zu hindern, hatte Andreas schon seinen Stutzen auf den knieenden Hiesel angelegt, das Rad am Schloß drehte sich um und um, Funken sprühten, der Schuß ging los, die Kugel trieb sicher über die Schlucht,

und der Knieende stürzte zusammen, ohne einen Laut zu geben. Aber unmittelbar darnach ging von ihm ein heller Schein aus und zum Himmel empor. — Die Andächtigsten wollten einen Engel gesehen haben, der verklärt zu den Wolken aufgeflogen. — Wie dem auch sei — Alle verließen voll von heiligem Schrecken den Rand der Schlucht und flogen eilends zu ihren Häusern nieder.

Andreas, dessen Schuß vom Priester streng getadelt, von den Andern dagegen gelobt wurde, floh, vom schweren Bewußtsein seiner gräßlichen Schuld verfolgt, heimwärts. Nicht die gehoffte Siegeswonne, wohl aber bittere Verzweiflung erfüllte sein Herz.

Wie aber wurde ihm zu Sinne, und allen denen, die vom Berge wiederkehrten, als im Dorf rings um die Kirche und das Meßmerhaus Trommeln klangen und der Schwegelpfeife muntere Lieder? Als mitten unter buntgeputzten Leuten ihnen die Meßmer-Hanni im vollen Schmuck, an Hiesl's, des erschossenen Hiesl's Hand entgegen

kam, und es von allen Seiten Zirbennüsse regnete, als Hochzeitsspende und Festgeschenk?

„Was die Menschen böse machen wollten, hat der Himmel gut gemacht,“ sagte Hiesel, ohne den Mitterstorfer eines Blicks zu würdigen, zum Pfarrherrn und zum Meßmer, der stumm vor Erstaunen herantrat: „Mein Vetter zu Mitterndorf ist gestorben, hat auf'm Todbett sich befehrt und mich zum Erben eingesetzt. Der Herr von Braunfalkh, der wieder auf sein Schloß zieht, hat mich zum Wildmeister gemacht. Da sind die Briefe und die Siegel. Da stehen die Boten solcher Freude. Vom Grimming kommend stieß ich auf Beide, und nun, meinen Reichthum in Händen, bitte ich Euch, Meßmerjosl, Eure Hanni mir zu geben, und Euch, hochwürdiger Herr, uns zu verbinden vor dem Altar!“

„Hiesel, Du lebst, und bist doch todt? Wie ist denn Alles zugegangen? fragte verstutzt und verduzt der Meßmer, fragten die Umstehenden alle. —

Es war aber nichts aus dem Hiesel zu bringen,

als die Rede: „Mein Schutzengel hat mein Gebet am Grimming erhört und mich an seiner Hand herabgeführt auf einem andern Weg, als den Ihr kennt. Und wenn der Andredl auf mich geschossen, so hat er frevelhaft am Himmel sich vergangen, wie schon lange er gethan. Denn seine Werke sind die des bösen Feindes.“

Alle schauten sich nach dem Andreas um. Er war verschwunden. Die Folgen seines Bubenstücks fürchtend, und erschüttert bis in's Mark von dem Geschrei des Raben: „Noch zweiundvierzig, noch zweiundvierzig!“ hatte er an einem Balken seines Hauses sich erhenkt.

Als das Volk kam, ihn zu fangen und sein Haus zu zerstören, flog eben der Rabe aus dem Schornstein und trug gewiß die Seele des Selbstmörders, wohin sie gehörte. Und das schöne Haus war im Nu geworden zur einstürzenden Ruine; seine Heerde lag verendet, ein Haufen von wüsten Knochen zur Erde; sein Wald und seine Feldung waren verwandelt in öde Flächen und Halden voll Gestein und Dürre; sein ganzer

übriger Reichthum war zergangen in Staub, Kohlen und Asche!!

Ein paar Wochen darauf, nach der schönen Osterzeit, hatte der Bildmeister seine Hochzeit, und darauf wurde recht pfannhäuserisch getanzt*) und bei der Gelegenheit bekam auch die Miegsl einen Mann — nicht den alten Meßmerjosl, sondern einen bildsaubern, jungen Schreiber, und dieser hat seiner Zeit diese wahrhafte Geschichte sorgsam aufgezeichnet und der Nachwelt erhalten.

*) Ein lustiger, vordem sogar kriegerischer Tanz der Pfannhausknechte im Salzkammergute und in Obersteier.

Eine schwere Nacht.

Ein ziemlich großer Raum mit ein paar Hecken und Blumenbeeten besetzt, verziert mit einem künstlichen Hügel, auf welchem ein aus Latten gezimmertes Kiosk, rings eingefast von blinden Feuermauern anstoßender Häuser und von einem Palmyra hoch in die Luft ragender Kamine — alles das benachbart von einem öden Hofe und einem allerdings verwittert anzuschauenden Hotel der Straße Cherche-Midi oder einer andern beliebigen in der Nähe des Palastes Luxemburg zu Paris — heißt dort ein Garten und ein Vergnügungsplatz für eine gewisse Anzahl junger Damen, an deren Erziehung, im bezeichneten

Hotel, von der Madame Balsamine zu einem Pensionat erhoben, die letzte Hand gelegt wird.

Madame Balsamine war — wie so ziemlich alle ihre Kolleginnen — einst eines tapfern Offiziers Gattin gewesen. Der Edle hatte es nicht zum Marschall von Frankreich, nicht einmal zum Brigadegeneral gebracht, und das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt, ehe seinen Verdiensten der billige und glänzende Lohn geworden. Da somit auch den Pensionsansprüchen seiner Wittwe nur ein gar bescheidenes Loos fiel, mußte Madame auf anderweitige Hülfsmittel bedacht sein, und machte es, wie alle ihre Kolleginnen: sie eröffnete ein Pensionat für erwachsene Frauenzimmer von gutem Hause.

Ihre Bemühungen krönte der Erfolg. Ihrer Zöglinge Anzahl hielt sich immer auf der Höhe von dreißig oder vierzig. Die meisten derselben gehörten adelichen Familien an, nur wenige stammten aus reichen Bürgergeschlechtern der Provinz. — Das Haus der Dame Balsamine war für die jungen Kostgängerinnen gewissermaßen die Vor-

schule zur Selbstständigkeit. Ihr Verhältniß zu der Vorsteherin war ein freundschaftliches. Eine ängstliche Hofmeisterei schickte sich nicht mehr für junge Damen, die an der Schwelle der Mündigkeit, des Ehestands, der Unabhängigkeit standen.

Darum liebten auch die jungen Damen ihre Vorsteherin, und der Geburtstag der letztern war ein Fest des ganzen Hauses und namentlich wurde das Fest durch eine Kollation verherrlicht, die in dem oben bezeichneten Garten, auf dem künstlichen Berge, in dem Kiosk von Latten fröhlich von der gesammten Damengemeinde verzehrt zu werden die Ehre hatte.

So saß einst die lustige Tafelrunde beisammen in der etwas dumpfigen Wärme eines Pariser Hochsommerabends, und an dem Tische waren zwei Ehrenplätze bezeichnet mit Blumenkränzen und farbigen Bandschleifen. Madame Balsamine und die schöne Corinna, des Pensionats Zierde, hatten die Ehrenplätze eingenommen; denn an demselben Tage hatten sie das Licht der Welt erblickt; mit dem einzigen Unterschied, daß die eine den Tag

schon zum vierundvierzigstenmal erlebte, die andere aber zum achtzehntenmal.

Corinna war eine Wunderblütthe; die alten Feenmärchen wissen von einer schöneren nicht zu erzählen. Der Zauber ihrer Schönheit hatte sich ihren Gespielinnen gleichsam als eine königliche Gewalt aufgedrungen. Jeder ihrer Wünsche war im Hause Befehl; auch wünschte sie nie etwas, das der Vornehmigkeit ihres Wesens Abbruch gethan hätte. Corinna war stolz von Natur, nicht von Angewöhnung. Sie schien aus einem vorzugsweise aristokratischen Stoff geschaffen zu sein. Das bißchen Geheimniß, das ihre Geburt umgab, trug das Seinige zur Summe der Hochachtung bei, die dem Fräulein von Allen gespendet wurde. Die stolze Marquise von St. Tropez, die sich Corinnen's annahm, als der Tochter einer weitläufigen, fern im Elend verstorbenen Anverwandtin, galt gemeinhin, so weit der Volksmund von ihr munkelte, für etwas mehr, als für die Pflegemutter Corinnen's. Sie war so zärtlich für ihr Pflegekind besorgt; seit dessen frühesten

Jugend hatte sie es in ihrem Schooße aufgezogen, seit ein paar Jahren erst sich von Corinna getrennt, um deren Erziehung in Paris vollenden zu lassen; aber gewiß nicht versäumt, alle drei Monate aus der fernen Provence nach der Hauptstadt zu reisen, das Kind ihres Herzens zu besuchen, zu umarmen, zu beschenken und zu höheren Lebenshoffnungen vorzubereiten. Corinna selbst glaubte in ihrem Innersten nicht anders, als daß eines Tages die Marquise sie mit den Worten: „Sieh' in mir deine wahr- und leibhaftige Mutter!“ an ihre Brust drücken würde.

Wie denn nun so oft der Mensch besondere Ahnungen zu haben glaubt — sie treffen manchmal ein; sehr oft thun sie's nicht — so hatte sich Corinna seit einiger Zeit eingebildet, ihr achtzehnter Geburtstag werde und müsse die Enthüllung aller Geheimnisse, die sie angingen, mit sich führen. Ihre Pflegemutter versäumte ja nie, an ihrer Ziehtochter Geburtsfeste in Paris zu erscheinen und mit vollen Händen und warmen Glückwünschen sich einzustellen. Vor einem Jahre

hatte sie die bedeutungsvollen Worte fallen lassen: „Heute über's Jahr, liebe Seele, bin ich vielleicht im Stande, dir schöne Mittheilungen zu machen, deren Wichtigkeit und Umfang du noch gar nicht ahnest!“ — Und Corinna, in ihrem Busen verschließend, was sie schon lange sich prophezeit, hatte sich still verbeugt und gelächelt und geschwiegen. Aber von jener Stunde an hatte sie eine jede folgende mit eifersüchtiger Hast gezählt, und öfters gewünscht, das lange Jahr überhüpfen zu können, um nur bald zu erfahren, was sie ihrer Meinung nach längst wußte. Der Jugend ist, gilt's die Erfüllung eines Wunsches, ein Jahr so viel als nichts, ein Heller in der Hand eines Dukatenverschwenders.

Es gibt indessen keinen hartnäckigeren Gesellen, als den Kalender. Man spürt ihm wohl an, daß ihn graue und weiße Sternruker zur Welt bringen, denn er hat nicht das mindeste von Galanterie an sich. Er läßt gerade nur das zu, was er nicht verweigern kann, und streicht, einer schönen Frau zu gefallen, eben so wenig einen

Tag aus dem zukünftigen Jahre, als er ihr ein Lustrum der Vergangenheit erläßt. Darum ging auch Corinna's Erwartungsjahr seinen gewohnten Weg von Wochen- zu Wochenstation und kümmerte sich durchaus nicht um ihr steigendes Herzklopfen, um ihre gesteigerte Sehnsucht. — Endlich jedoch mußte es am Ziele anlangen, bei dem Geburtstag, und nie waren zu demselben die Vorbereitungen glänzender getroffen worden. Aber — die Hauptperson des Festes, die Marquise, die schon am frühen Morgen mit Extrapost heranzustürmen pflegte, zögerte diesmal sehr, sich einzustellen. Das Frühstück, der Gottesdienst ging vorüber, ebenso die Rekreatiionsstunde im Garten; ebenso die Gesang- und Walzerstunde. Dem Diner wurde kaum einige Aufmerksamkeit geschenkt, und die am spätern Abend aufgetragene Kollation erfreute sich nur deshalb einer großen Lustigkeit, weil das Fest auch der verehrten Dame Balsamine galt, welcher zu Ehren sogar Corinna sich Gewalt anthat, die Falten von ihrer Stirne, den Mißmuth aus ihrer Rede zu verbannen. — Aber

die Vorsteherin litt mit dem stillen Leiden ihres Lieblings, und sagte, während die andern Zöglinge laut scherzten und lachten: „Wir wollen die Sitzung bald aufheben, Corinna. Du sollst nicht gezwungen sein, dem lustigen Tanzabend im Salon beizuwohnen. Deine Gedanken sind ohnehin, wie ich begreife, bei deiner Mutter Ich selber gräme mich, daß sie unserm Feste nicht anwohnte. Demungeachtet ahne ich nichts schlimmes. Die Zufälligkeiten einer weiten Reise stören oft des Reisenden sicherste Berechnung, und bei weitem nicht immer ist ein Unglücksfall die Ursache des Ausbleibens einer geliebten Person. Fasse dich daher, Corinna, und thue, was dir Zerstreuung bringen mag. So weit ich dich kenne, wird dir die Einsamkeit deines Stübchens besser bekommen, als unser Damenball?“ „Sie kennen mich gut, meine treffliche Lehrerin;“ erwiderte Corinna, mit Dank den Urlaub annehmend. Sie zog sich in ihr nettes Zimmerchen zurück, wehmüthig, niedergeschlagen und müde von der Seelenspannung, die den ganzen Tag hindurch sie gequält

hatte. Doch blieb sie nicht lange allein. Bald schlüpfte eine weiße Sylphide in das Kabinet. „Ach, Elmire!“ redete Corinna die schlanke weiße Dame an: „was bringst du mir noch so spät, mein Herz?“

Elmire zog ein blendend Briefchen aus ihrem Busen, flüsternd: „Die Taube hat's schon am Nachmittag gebracht. Doch fand ich keinen Augenblick, dir's ohne Zeugen zu übergeben. — „Ah! von ihm!“ lispelte Corinna, und öffnete das duftige Blatt, und Elmire, über die Schulter der Lesenden schauend, erndtete den Lohn ihres Beistands: die Mitwissenschaft des kleinen Geheimnisses. In dem Briefchen stand:

„Angebetete Corinna! Ich habe gelesen, was „Ihre Freundin meinem gefiederten Boten so „diskret mitgegeben hat. Sie sagt mir so viel „Schönes von Ihnen! Ich habe das allerliebste „Zettelchen hundert — tausendmal überlesen und „mit dankbaren Küssen bedeckt . . . aber, wäre „die Depesche noch so ansehnlich und inhaltsvoll, „lieber dennoch wäre mir von Ihrer eigenen Hand

„eine Zeile, ein Wörtchen, ein Buchstabe!
„Sie sind so zurückhaltend, theuerste Corinna!
„Schon seit Frühlingsanfang kennen wir uns
„ist es nicht hart genug für mein leidend Herz,
„daß ich noch nicht ein einzig Wort zu Ihnen
„reden konnte, Mund zu Mund? Daß immer
„noch für mein Sehnen unermesslicher Raum zwi-
„schen uns liegt? Warum schreiben Sie mir nicht
„ein Silbchen wenigstens? Heute ist Ihr Geburts-
„fest! Was ich fühle, was ich bete ich
„kann's nicht aussprechen. Vermuthlich ist Ihre
„würdige Mutter angekommen wenn die-
„selbe, wie Ihre Freundin vermythet, Sie nach
„dem Süden entführte o, lassen Sie mich
„es wissen, und den Ort Ihres Aufenthalts.
„Auf den Schwingen der Liebe werde ich mich
„aufmachen, Sie zu sehen, Ihrer Mutter mich
„vorzustellen. Ich schmeichle mir, daß meine edle
„Herkunft die Marquise bewegen werde, mich als
„einen Sohn aufzunehmen. Schwerer werde ich
„vor Corinna's Augen bestehen. Wo hätte ich
„Vorzüge genug, um den Besitz so vieler Liebens-

„würdigkeit anzustreben . . . ? Ich darf nur
„reden von meiner innigen Liebe . . . nur hoffen
„auf Ihre Nachsicht. —

„Eugen, Vicomte von Garrigues.“

„Der Vicomte ist ein ritterlicher Geist,“ sagte
Corinna mit beifälligem Lächeln.

„Ein schöner, schöner Mann,“ fügte Elmire,
die prosaischere Gespielin, hinzu.

„Sieh das schöne Wappen im Siegel, Elmire!
Das ist das Wappen eines uralten Geschlechts.“

„Und reich soll er ebenfalls sein, Corinna.
Unser Stubenmädchen Mariette hat von den Nach-
barn Wunderdinge von seinem Reichthum gehört.“

„Was kümmern mich seine Güter, Elmire?
Sein edles und adeliches Gemüth, das aus jeder
Zeile, die er geschrieben, spricht . . . seine
Ahnen . . . seine bescheidene Liebe, der alten
Sängerzeit würdig, sind kostbarer als die Schätze
Haruns, des Kalifen. Wird' ich nicht selbst einst
im Ueberfluß leben? Was soll mir meiner Mut-
ter Reichthum, wenn ich nicht das Vergnügen
haben soll, ihn mit Eugen zu theilen?“

„Ja, Corinna, du bist einmal großartig und edel und freigebig in allem deinem Thun. Wir andere Mädchen denken anders. Auch ich bin von gutem Hause und nicht arm. Aber in diesen Tagen kann man des Geldes nicht genug haben, wenn man nicht leben will, wie ein Paria aus dem Volke.“

Mit stolzem Blicke entgegnete Corinna: „So geht es, wenn der Edelmann seinem angestammten Erbe Lebewohl sagt, um sich in das Getümmel der Hauptstadt zu verlieren, wo ihm sein Ansehen, mit den Mitteln, es zu behaupten, abhanden kommt. Draußen auf des Adels Landgütern ist das vornehme Geschlecht auf seinem Throne. Im Schlamm der Städte schiebt es der Gewürzkrämer aus.“

„Leider;“ seufzte Elmire: „Man kann sich vor dem Kaufmannsvolke kaum retten. Ist nicht die dicke Madelon, des Spezereihändlers von St. Denis Tochter, hier eingedrungen? Was thut das plumpe Mädchen im Kreise von adelichen oder wenigstens quastadelichen Damen?“

„Um;“ sie belustigte uns durch ihre Glücks-

pilzmanieren;" scherzte Corinna: „zudem werdet Ihr sie ja morgen oder übermorgen los. Sie kehrt zurück in's väterliche Haus, und wird ihren Eltern viel zu schaffen machen, mit dem bunten wirren Vornehmigkeitskram, den sie mit sich führt. Geberdet sich doch die Närrin, als stamme sie aus dem Blute der Montmorency! — Und diese Einfalt vom Lande ist dennoch glücklicher als ich! Sie kehrt zur Heimath wieder und mich ach, mich verläßt meine Mutter in dieser Wüste von Paris!“

„Klage doch nicht, Corinna, weil dich ein einzigmal, zum erstenmal, der Kobold des Zufalls neckt! Ganz gewiß kommt die Marquise morgen, und nur zu früh wirst du uns, die wir dich lieben, Lebewohl sagen. Indessen — wieder auf Madelon zu kommen — ich möchte wohl sehen, wie sie nach ihrem Gefallen das spießbürgerliche Dasein ihrer Eltern umwälzen wird. Sie schämt sich jetzt, da sie ein wenig von der höhern Bildung und dem Luxus der großen Gesellschaft kennt, des Spezereiladens, der vorsündfluthigen

Hausordnung ihres ehrwürdigen Vaters, des Pfeffersacks, der altmodischen Toilette ihrer noch ehrwürdigern Frau Mutter, einer gebornen Demoiselle Homard von St. Mandé“

„Und das ist abscheulich von der Madelon;“ fiel Corinna entrüstet ein: „deshalb kann ich sie nicht ausstehen, wenn ich auch an ihren lächerlichen Albernheiten mich belustige. Es ist allerdings ein großes Glück, auf die Zinne der Gesellschaft gestellt worden zu sein: eine vornehme Abkunft ist die herrlichste Aussteuer, die uns die Natur zu verleihen im Stande ist. In der Höhe glänzt die Sonne rein: tief unter unsern Füßen kriecht das Gewürm. Aber wenn eine höhere Fügung es anders beschloffen wenn sie uns im Staube des Pöbels unsern Platz angewiesen hätte? Wären wir nicht tausendmal vernünftiger, uns zu fügen, als freventlich einen Rang erklimmen zu wollen, der alsdann für uns nicht ein Stuhl der Ehren ist, sondern ein Pranger des Hohns? Und die höhern Pflichten der Kindesliebe, die auch nicht in der Hefe der

Gesellschaft fehlen sollen, wie man sagt und schreibt sind sie nicht heilig? Wahrlich, Elmire, wäre mein Vater ein Tagelöhner, meine Mutter eine Wäscherin ich würde nicht von ihnen lassen. Von ihnen geliebt, würde ich sie lieben, ohne Rückhalt, ohne Wandel! Aber ich rede mich da in eine sehr unnöthige Begeisterung hinein, die ja doch meine eigene Mutter nicht herbeizuzaubern die Macht hat! — Hörst Du den fröhlichen Tanz, den die kunstreiche Ge-
loise auf dem Piano anschlägt? O geselle Dich zu den Fröhlichen, gute Elmire. Meine Nacht wird lang und leer sein; vielleicht bannt das Briefchen, womit Du mich erfreutest, die bösen Geister dieser Nacht.“ —

„Wirst Du nicht endlich dem Vicomte eigenhändig antworten?“ fragte Elmire im Scheiden: „er verdient's um seiner Beharrlichkeit willen, und, soviel ich bemerke, ist er Dir nicht gleichgültig?“

Corinna barg ihr erglühendes Antlitz im Schnupstuche und antwortete kurz: „Ich will's überlegen. Der Scherz, das muthwillige Spiel

mit den Gefühlen muß freilich ein Ende nehmen. Meiner Mutter Ankunft, die Eröffnungen, die sie mir zu machen hat, sollen entscheiden über das, was ich zu thun haben werde."

Diesen Worten zum Troß, die da weniger von brennender Liebe, als vielmehr von einem Herzen zeugten, das sich den Forderungen des Verstandes und der Schicklichkeit gefangen gibt, las Corinna noch einigemal, nachdem Elmire hinweggegangen, das Schreiben des Vicomte, legte es dann tief bewegt zu den drei oder vier Briefchen, die bereits aus seiner Hand den Weg zu ihr gefunden, und öffnete das Fenster, um Luft zu schöpfen, und hinauszuschauen über den Garten des Hauses nach den zwei einzigen Fensteröffnungen, die sich gegenüber nach demselben Garten öffneten, und hinter denen Licht glänzte, wie eines erwünschten Leuchtthurms Feuerſignal. Dort hauste der Vicomte von Garrigues. Dort war er eingezogen mit dem Blüthenmond aus jenen Fenstern hatte er unter der Schaar von lieblichen Kostgängerinnen seine Wahl getroffen. Wozu

noch des breiteren erzählen, wie er's angefangen, sich der Gewählten bemerkbar zu machen? Wie er's angestellt, eine von Elmirens Tauben zu fangen und mit der ersten Anfragedepesche zu versenden? Es ist allbekannt, daß ein blindes Glück den waghälfigsten Unternehmungen liebebethörter Jünglinge zur Seite steht. Genug: das Verständniß war einmal eröffnet, und dem Vicomte schien es bitterlich Ernst zu sein, die reichste Erbin — denn Corinna war es, sobald die Marquise sich als ihre Mutter erklärte — aus dem Hause der Madame Balsamine in sein eigenes zu führen. Er hatte Mariette gewissermaßen zu gewinnen gewußt; die arme Närrin glaubte, der blonden Elmire gelte des Vicomte Neigung. Derselben Elmire trug Mariette begierig zu, was sie von des Vicomte Adel, Pracht und Herrlichkeit erfuhr. Seine baaren Summen in der Bank waren der mindest bedeutende Bestandtheil seiner Habe, beliefen sie sich gleich auf viele Hunderttausende. Aber seine Landgüter und Schlösser im Westen Frankreichs, die Fabriken,

die seines Vaters Industrie schwunghaft betrieb, die Schiffe auf dem Meer, die jenen Großhandel förderten, zu dem jener Vater seine Millionen, aber nicht seinen uralten Namen lieb . . . endlich seine Besitzungen und Pflanzungen auf Marie-Galande, auf Guadeloupe und andern Antillen . . . wer zählte sie? Und waren denn alle diese fürstlichen Reichthümer nicht bestimmt, einstens in die Hände des einzigen Sohnes zu fallen, der jezo als ein Student der Rechte in Paris lebte, gerade wie ein ordinärer Müttersohn, mit dem Unterschied jedoch, daß er ritt, wo andere zu Fuß gingen, daß er einen Groom hielt, und wenn die Nachbarn die Wahrheit sagten, sogar ein Tilbury oder Gig oder anderes ähnliches ausländisches Fuhrwerk?

Was Elmire erfuhr, wußte natürlich alsobald auch Corinna. Die körperlichen Vorzüge des Vicomte kannte sie aus eigener Anschauung: sein glänzend schwarzes, wohlgepflegtes Haupthaar, seine zündenden Augen, seine geistreiche Blässe, seinen schalkhaft lächelnden Mund; untadelhafte

aristokratische Zähne, ritterlich zugestutzten Bart, die feinste Wäsche, die weißesten Hände, die eleganteste Kleidung trug der edle Eugen mit der verzeihlichen Koketterie eines schönen Mannes zur Schau. — Seine Geberden, während seiner Ausstellung am Fenster, paßten in die beste Gesellschaft, von seiner wundervollen Stimme gaben die Romanzen Zeugniß, die er dann und wann der lauen Sommernacht, der fest schlafenden Fräuleingemeinde Balsaminens und der bezaubert wachenden und lauschenden Corinna vorsang! —

O, was hätte Corinna darum gegeben, wenn er heute, da sie am Fenster stand, eine jener Romanzen gesungen hätte! Seine Stimme würde ihr Herz geheilt, ihre Ungeduld beschwichtigt haben. Wie hätte sie ferner mit Kummer und Zagen der Abwesenheit ihrer Pflegemutter gedenken können, wenn der Geliebte sang? — Aber just heute, in der günstigsten Nacht sang er nicht. Nicht einmal seine Fenster öffnete er. Hinter deren Vorhängen flammte viel Licht; allerlei Schatten bewegten sich um den Schein der Ker-

zen. Der Vicomte — Corinna konnte endlich nicht mehr daran zweifeln — hatte eine fröhliche Gesellschaft um sich versammelt, während seine junge Freundin einsam, gleichsam verwaist, in ihrem engen Gemach seufzte! Ohne dem Vicomte eigentlich einen Vorwurf deshalb machen zu können, empfand Corinna seines Hauses Lustigkeit übel, schloß das Fenster plötzlich und flüchtete sich, den Gott des Schlummers anrufend, in ihr Bett. Der heidnische Morpheus war ihr indessen lange feindlich und ungeneigt. Heloisens Walzer und Polka's verfolgten sie, Note für Note, unerbittlich. Inzwischen wurde ihr Ohr von bitteren Täuschungen heimgesucht. Im Begriff, einzuschlummern, fuhr sie oft in die Höhe, vermeinend, die Kutsche der Marquise nahe auf schnellrasselnden Rädern, mit Koffegetrapp und Peitschenknall . . . ! Ach; immer war's ein leerer Traum; immer verwandelte sich das Getöse des rollenden Wagens in die eintönige Leier des gerade im Salon obschwebenden Tanzes! Corinna zürnte, seufzte, weinte . . . dann betete sie um Ruhe, um den wohl-

thätigen Schlaf der Jugend . . . und endlich, endlich, aber spät wurde sie erhört. —

Mariette weckte sie plötzlich. Schon strahlte die Sonne in ihr Gemach. Mariette hielt ihr einen Brief entgegen. — „So eben angekommen!“ sagte das Mädchen mit einer sonderbaren traurigen Betonung und entfernte sich. Corinna erschrock vor der Aufschrift von der Hand der Marquise. Statt der Mutter kam ein Brief, ein kalter, todter Brief!! Er konnte demungeachtet fröhliche Dinge enthalten . . . aber Corinna ahnte gerade nur schlimme Dinge. Das Siegel war schön roth; dennoch kam es ihr schwarz vor, und ihre ahnende Seele hatte nicht Unrecht gerathen, denn hinter dem rothen Siegel, auf dem weißen Papiere ohne Trauerrand standen die schrecklichen Worte:

„Liebe Corinna; Sie werden mit edler Fassung diese Zeilen hinnehmen, wenn Sie bedenken, was es mich kostet, dieselben niederzuschreiben“

„Ah! was ist das?“ rief das Fräulein ent-

seht: „das trauliche Du verwandelt in das eifige Sie? Was wird nun folgen . . . ?“ — Sie las weiter:

„Mündlich Ihnen mitzutheilen, was dieser „Brief sagen muß, wäre mir unmöglich gewesen. „Erfahren Sie, daß ich mich verheirathe. Mein „Zukünftiger hat mir nur eine Bedingung gestellt, „die ich eingehen mußte: mich von Ihnen zu „trennen. Somit gebe ich Ihnen Ihre vollständige Freiheit. Zu einer Zeit, da ich kinderlos „und freudenlos meine Tage verlebte an der „Seite eines Gemahls, der meine Liebe nicht „verdiente, und sich auch nicht darum bewarb, „habe ich Sie zu meiner Unterhaltung in das „Haus genommen. Sie sind die Tochter des „N. Bernard, eines Maurergehülfen aus Pantin; „Ihre Mutter wäscht für die Leute. So viel „ich weiß, leben Ihre Eltern noch. Da ich jedoch an Ihnen ein christlich Werk verrichtete, „und Ihnen eine sorgfältige vornehme Erziehung „geben ließ, so sind Sie jetzt im Stande, sich „selber zu helfen, ohne Ihre Eltern zu belästigen,

„die gar nicht mehr für Sie passen würden.
„Sie können ohne Zweifel als Gouvernante oder
„Gesellschaftsfraülein ein anständiges Unterkommen
„finden; und werden einst, wie ich hoffe, eine ganz
„gute Parthie machen. — Zudem will ich Ihnen
„noch einen letzten Beweis meines Wohlwollens
„geben. Ich mache Ihnen sechstausend Franken
„zum Geschenk: Madame Balsamine, der ich
„ebenfalls unter heutigem schrieb, wird Ihnen
„dieselben auszahlen. — Schreiben Sie mir nicht;
„danken Sie mir nicht. Ich habe meinen Lohn
„für das, was ich zu Ihrem Glück und zu Ihrer
„Veredlung beitrug, schon dahin. Das Bewußt=
„sein, Menschenpflicht geübt zu haben, genügt
„mir vollkommen. Leben Sie wohl und glücklich.
„Wenn ich Sie auch nicht mehr wiedersehe, so
„verbleibe ich doch immer Ihre zärtliche Freundin,
„Marquise von St. Tropez.“ —

Welch' eine Kunde! welch' ein Geburtstags=
angebinde! — Mit dem schrecklichen Briefe, geister=
blaß, flog Corinna zu der Dame Balsamine hin=
unter. Diese wußte schon alles und kam mit

feierlichem Angesicht und frostiger Theilnahme dem unglücklichen Fräulein entgegen. „Lassen Sie sich vom Augenblick nicht hinreißen, nicht niederdrücken;“ ermahnte sie: „es leben noch Viele, die noch Schlimmeres erfahren haben ich könnte Ihnen Geschichten aus meinem eigenen Dasein erzählen jedoch ist von mir ja nicht die Rede. Die Sache ist übrigens nicht so schlimm, als sie aussieht, die Erwartungen abgerechnet, die wir alle hegen und nun leider zu Wasser werden sehen. Tausende besitzen nicht Ihre Kenntnisse Sie können in der That als Erzieherin oder Vorleserin Ihr Glück machen Tausende erfreuen sich nicht Ihrer Schönheit und geselligen Talente. — Sie müßten auf der Bühne etwa oder als Schriftstellerin Furore machen, und unsere französische vornehme Männerjugend hat ein empfängliches Herz; die barbarischen Vorurtheile gegen sogenannte Mißheirathen verschwinden von Tag zu Tag mehr — Tausende endlich haben nicht was Sie neben Ihren übrigen brillanten Eigenschaften besitzen: ein Kapital von sechstausend

Franken. Hier, meine Liebe, habe ich die Ehre, Ihnen die sechs Bankbillets zu überreichen; ich bitte, zu quittiren. Und — Sie wissen, wie mütterlich — ach, ich sollte das Wort nicht gebrauchen, da es Ihrer Wehmuth neue Nahrung gibt — wie freundschaftlich also ich für Sie empfinde, und werden mir nicht übel deuten, was ich jezo sage: Sie würden mich verbinden, wenn Sie schon heute mein Haus verließen; schon um der Neugier und Schadenfreude der übrigen Damen zu entrinnen, und besonders . . . wie gesagt, mein Haus steht immerdar zu Ihrer Verfügung — aber soeben meldet sich eines Herzogs Tochter zur Aufnahme, und kein Gemach ist vakant, als eben nur das Ihrige; daher, meine Gute, wollen wir beide einander nicht im Wege sein, und scheiden . . . scheiden, ehe uns die Trauer übermannt . . . nicht wahr, liebe, arme Corinna?"

Obwohl tief in ihren Schmerz versunken, hatte Corinna doch nicht ein einzig Wörtchen von Balsaminens kühlem Troste überhört. Im In-

nersten tief verletzt, aber der Schickslichkeit, wie immer huldigend, begnügte sie sich zu entgegnen: „Madame, das Glück ist wandelbar: man lehrt uns das vor Allem in der Schule, warum sollten wir nicht darauf vorbereitet sein, warum nicht wenigstens uns hinein finden? Ich willige in alle Ihre Forderungen und verlasse Sie noch in dieser Stunde. Ihr Haus, die Wohnung so vieler Damen von Geburt, Rang und Vermögen, ist nicht mehr ein Ort für die Verstoßene, Verlassene. Was aus mir ferner werden wird? ich weiß es nicht. Schwerlich werde ich als eine Erzieherin wirken können; dazu bin ich zu jung, zu unerfahren, zu wenig gelehrt. Als eine dienende Person einem reichen Hause anzugehören, wird, fürchte ich, mein Stolz nicht erlauben; auch zur Nonne mangelt mir die Demuth. Lieber wolll' ich jedoch auf der Straße mein Brod betteln, als auf eines Theaters Bretter treten, oder als eine Opernsyrene einen thörichten jungen Herrn in's Netz einer unwürdigen Ehe ziehen! Nimmermehr! Gott mag der Marquise vergelten,

was sie an mir gethan; sie meinte es wohl gut, und die falsche Menschenliebe unserer Tage mag ihr Thun rechtfertigen. Wenn ich aber meine Lage recht betrachte, so wäre vielleicht besser gewesen, sie hätte mich im Staube der Erde gelassen, wo ich nicht einen Schatten des reichen Lebens geahnt hätte, das ich jezo missen muß missen als eine elende Waise, die Niemanden angehört und von Niemand geliebt wird!“

Mit diesen Worten entfernte sich Corinna unter der schweren Bürde ihres Mißgeschicks, um ihre wenigen Sachen zusammen zu packen. Denn die kostbarsten Geschenke der Marquise wollte sie zurücklassen, und sich losmachen von dem Land der höhern Welt, ehe die Noth mit Gewalt sie zu plündern kam. — In ihr Gemach zurückkehrend, fühlte Corinna plötzlich heiße Thrämentropfen auf ihrer Hand, und hörte Mariettens Stimme, und sah des wackern Mädchens zum Tode betrübtes Antlitz, das sich vor ihr neigte, und dessen redlicher Mund also sprach: „O widerstehen Sie Ihrem Schmerze, bestes Fräulein. Sie sind nicht

allein in dieser Welt; Sie sind geliebt von Vielen, und wenn Sie erlauben, will ich thun, was die Vielen alle nicht thun können: ich will mit Ihnen gehen und Sie nimmermehr verlassen!"

Das war Manna in der Wüste! Zum erstenmale empfand Corinna, daß die Magd eines Blutes und eines Adels mit ihr sei. Sie umarmte während die Getreue, die ihr schleunigst half, die Vorbereitungen zum Abschied zu treffen. Und da es zum Scheiden kam ach, da war Balsamine nicht zu sehen: von ferne standen die Pensionärinnen und lauerten scheu und fichernd der Fortgehenden nach. Der schnelle Wechsel in Corinna's Verhältnissen hatte augenblicklich eine tiefe Kluft zwischen ihr und den Gespielinnen aufgerissen. Elmire, furchtsam an Corinna vorüber streifend, damit die Andern ihre Vertraulichkeit nicht inne wurden, fragte flüsternd: „Soll ich Ihm schreiben, wie nun die Sachen, ach, so böse stehen?“ — „Ja;" erwiederte fest die Gehende und verließ das Haus. Aber draußen kam die Wehmuth, auch von dem Geliebten ewig sich

trennen zu müssen, über Corinna, und sie weinte, daß die Gassen von Paris hinter ihrem Thränenschleier gleichsam in Nebel versanken und sie von den unzähligen Straßenläufern nichts unterschied, als nur das Lärmen, Schreien und Getöse. Mit-ten in diesem tollen Getümmel fühlte sie sich allein mit einem gebrochenen Herzen, mit zerschmettertem Muth; dagegen lebte in ihr der Trost der Gleichgültigkeit auf. —

„Wo werden wir wohnen, mein Fräulein?“ fragte Mariette. — „Wo du willst, mein Kind,“ antwortete Corinna. — „Wir stehen vor dem Thore eines möblirten Hotels, Mademoiselle Corinna.“ — „Treten wir ein, Mariette.“ — Das Hotel war groß, splendid eingerichtet. Corinna, gewöhnt an das beste und feinste und theuerste im Leben, wendete mit Eckel das Auge von den ärmlichen Gemächern ab, die man ihr anfänglich aufschloß. Die Hauswirthin zeigte ihr bessere, aber auch diese genügten ihr nicht. Nach und nach besichtigte sie das ganze Haus, so weit es noch zu vergeben war, und wählte endlich das

koſtbarſte Appartement. — „Wenigſtens wollen wir vornehm und bequem wohnen, ſo lange unſere Reichthümer vorhalten;“ ſagte bitterlächelnd Corinna zu ihrer Kammerzofe.

Da ſaß ſie nun im Schooße des gewohnten Luxus, umgeben von den tauſenderlei Spielzeugen der modischen Welt, und es ſah aus, als ſollte das niemals aufhören. Mariette wenigſtens glaubte feſt an die ewige Beſtändigkeit dieſer Herrlichkeit. Die ſechſtauſend Franken, die ſie zur Verwaltung überkommen hatte, ſchienen dem armen Mädchen eine unerſchöpfliche Geldquelle. „Ach, wie vergnügt wollen wir leben, Fräulein Corinna!“ rief ſie mit lächelnder Zuverſicht, und auch Corinna lächelte, aber mit dem Tode in der Bruſt.

Sie ſaß am Fenſter im üppigſten Lehnſtuhl, umrauscht von ſeidenen Vorhängen, neben ihr gurrte in goldenem Käſch ein grauer Papagei, zu ihren Füßen auf dem Sammetpolſter ſchlummerte ein zierliches Wachtelhündchen, das nur zweihundert Franken gekoſtet hatte, und nichts als Biscuit und crème fouettée fraß. Gepuſt,

als sei sie im Begriff, den vornehmsten Salon der Hauptstadt mit ihrem Besuche zu beehren, sah sie hinunter, die arme leicht- und doch so schwerfönnige Corinna in den Tumult der Straßen, wo der Hunger nach Brod läuft, der Gauner nach seiner Beute, der Gewerbtreibende nach der Existenz der Seinen, der Stellenjäger nach Protektion, der reiche Schlemmer nach feilem Genuß . . . und dennoch, auf allen diesen Wegen das Leben nach dem Tode. — „Was wird aus mir werden?“ fragte sie sich schmerzlich: „o Marquise von St. Tropez, was hast du aus mir gemacht? Du brüdest dich mit einer edlen Handlung, und deiner unseligen Wohlthat Ziel ist nur mein Verderben in Noth oder Schmach! — Doch wohl nur in Noth;“ setzte sie beruhigter hinzu: „die Schmach wird mir der Herr ersparen und somit magst auch du einstens im Frieden sterben, Marquise von St. Tropez.“

Corinna spielte eine Weile, ohne sich ihren Gedanken näher bewußt zu sein, mit ihren goldenen Ringen, mit der kostbaren Uhr an ihrem

Gürtel, dann sagte sie; „Alles dieses wird mich verlassen bald, ach, nur zu bald. Mariette wird einen Bankzettel nach dem andern wechseln lassen Gold und Silber bleibt nicht beim Armen; es strömt zusammen in den Kasten der Reichen; das kostbare Metall wird schmelzen in meinen warmen Händen. Der Winter wird mich ohne Geld finden, ohne Holz, ohne Licht, ohne Versorgung. Was soll ich anfangen? Wohin mich wenden in der ungeheuren Stadt? Wohin reisen in dem großen Frankreich? Umkommen in Paris, vor den Tempeln des Reichthums zusammensinken und enden das wird mein Loos sein, denn mir ist jede Laufbahn verdorben Sie haben aus mir eine große Dame gemacht wie soll ich mein Brod verdienen? Oder soll ich Mariette, die so edel mein Geschick theilt, wie eine Sklavin oder Leibeigene für mich arbeiten machen? O weh! der Verdienst soll ja heute so gering sein, daß kaum eine Fleißige für sich allein das Nothwendigste aufbringt! Nun könnte ich selber freilich die Finger rühren aber

für die Leute arbeiten . . . ? Arbeiten, wie meine Mutter, die Wäscherin?" —

Die Erinnerung an ihre Mutter brachte Corinna auf eine andere Gedankenreihe. — „Ich habe ja noch eine Mutter ach, sie wird alt sein! — Um desto tröstlicher wäre ihr vielleicht meine Nähe! wenn ich sie aufsuchte“

Corinna's Blick schweifte gen Himmel, und dann wieder auf das Dach des gegenüberstehenden Hauses. Dort arbeitete mit ziemlich verdrossenem Muthe ein grauhaariger Dachdecker oder dergleichen an der Befestigung einer kupfernen Rinne, und eben geschah es, daß er, in's Blaue hinausschauend, statt auf seine Arbeit, eine Bewegung machte, die an seinen gefährlichen Standpunkt gar nicht paßte. Dabei glitschte sein Fuß, und bei einem Haare wäre er in die tiefe Gasse gestürzt. — Corinna schrie laut auf; der Mann war todtenbleich geworden, und trat schnell seinen Rückzug in die Dachlucke an. — Corinna befahl Marietten, ihr den Mann zu bringen. — Und

als er vor ihr stand, schenkte sie ihm Geld, und bat ihn, doch ja nicht mehr an so gefährliche Orte zu steigen und sein Leben zu schonen. — Der Arbeiter lächelte verlegen und antwortete: „Madame ist gütig, aber wir arme Leute müssen wohl alle Tage unser Leben wagen, um uns und unsere Familie durchzubringen. Ich hab’ ein altes Weib, das nicht mehr arbeiten kann und ein Rudel von unerzogenen Kindern; das will essen und mit vierzig Sous, die ich etwa im Tag verdiene, langen sieben Mäuler nicht weit.“ — — „Vierzig Sous? mein Himmel, welch ein Elend!“ seufzte Corinna: „ich will etwas für Euch thun ich will Euch heimsuchen, gute Leute wie ist Euer Name, braver Mann?“

— „Ich heiße Jakob Bernard;“ entgegnete der Mann: „ein Maurer von Profession, und habe lange in Pantin gehaust, bin erst seit ein paar Jahren nach Paris gezogen in die Vorstadt St. Marceau jedes Kind kennt dort den alten Bernard und die Wäscherin, seine Frau!“ —

Corinna sprang in der höchsten Bewegung auf, und fragte: „Bernard von Pantin? Ach, mein Himmel, habt Ihr nicht einmal eine Tochter Corinna gehabt?“ — Bernard schüttelte den Kopf. — „Eine Tochter, die von der Marquise von St. Tropez angenommen wurde?“ — „Ei, ei, hm, hm ich besinne mich auf dergleichen. Ja, ja, Sie werden Recht haben 's ist mir noch dunkel im Gedächtniß.“ — „Wie? Ihr erinnert euch kaum?“ — „Ei, meine schöne Dame, es wird schon lange her sein unsrer Kinder waren immer viele, und ich hatte gar viel im Kopfe von jeher aber meine Alte weiß davon; die Alte hat, was die Kinder angeht, ein treffliches Gedächtniß ich werde sie fragen“

Bittere Zähren quollen aus Corinnens Augen, da sie ihren Vater, ihren leiblichen Vater dergestalt reden hörte; sie wendete sich, das Gesicht verhüllend, von ihm ab. Während dessen entfernte sich der Maurergeselle. — „Recht, recht,“ sagte, dieses bemerkend, Corinna; „es wäre mir

unmöglich gewesen, jezo diesem fühllosen Manne, der sich kaum auf mich besinnt, zu gestehen, wie nahe ich ihm verwandt bin. Aber bei der Mutter will ich mein Heil versuchen. Ein Mutterherz schlägt in dem gemeinsten Weibe, und die Stimme der Natur ist der Mutter verständlicher als dem Vater. Ich will hinaus, Bernards Hütte aufzusuchen: gleich will ich fort. Mariette, begleite mich.“

Sie flog dahin; kaum konnte ihr die Dienerin folgen. Obschon der Abend langsam seine Schleier über die Stadt breitete, fand Corinna — es schien ihr selbst ein Wunder — den bezeichneten Weg, als wäre sie schon oft auf demselben gewandelt. Um eine Straßenecke biegend, stand sie vor der dicken Madelon, die hochgeputzt daherzog. Des Spezereihändlers Tochter begrüßte Corinna freundlichst und sammelte mit Worten tiefgefühlten Bedauerns und zarter Liebe glühende Kohlen auf das Haupt derjenigen, die schon so oft ihren Scherz mit der Kleinstädterin getrieben. — „Ihr Schicksal hat sich nicht zum besten ge-

wendet," sagte sie endlich; „aber Sie werden des Schicksals Tücke überwinden. Kann ich Ihnen nicht dienen? Ich bin in meiner Eltern Haus zurückgekehrt. Ein Vergnügen würde es mir sein, wenn Sie bei mir einsprechen und verweilen wollten. Gewiß würde uns gelingen, Ihnen ein angenehmes Loos zu schaffen.“ — Corinna, die sich ungern aufgehalten sah, und sich ihres frühern Betragens gegen Madelon schämte, stammelte leere Worte des Danks, versprach einen Besuch, den abzustatten ihr nicht einfiel, empfahl sich eiligst, und setzte ihren Weg fort. Der Abend wurde immer dunkler.

Ein Kind, beinahe nur mit dem Hemd bekleidet, stand an der Straße. — „Weißt du, armes Kind, wo Vater Bernard und seine Frau, die Wäscherin, wohnen?“ — „Der Vater und die Mutter? Ei freilich; kommen Sie nur.“ — Und in einen finstern Hausgang drehte sich Corinna, dem Kinde folgend; viele, viele Treppen kletterte sie hinan; eine winzige Dachstube betrat sie endlich. Arm an Geräthe, reich an Stroh, auf dem ein

Rudel von größern und kleinern Kindern schlief, war die elende Dachkammer. Ein Lichtstümpfchen brannte auf einem Knollen Lehm; ein greises Weib, lebensmüd und unheimlich aussehend, flickte beim schwachen Lichtschimmer zerrissene Lumpen. Sie begegnete mit ihren verwunderten Augen denen Gorinna's und fragte: „Wen suchen Sie, Madame?“ — Mit zitternder Stimme stellte Gorinna an sie dieselbe Frage, die sie dem Maurer vorgelegt hatte: die Frage nach der kleinen Gorinna, die von der Marquise von St. Tropez angenommen und erzogen worden. — Die alte Frau sann eine Weile nach, und erwiderte dann: „Wir haben eigentlich schon vier Kinder an fremde Gutthäter verkauft, uns armen Leuten zur Erleichterung und den guten kleinen Schelmen selbst zum Nutzen. Da nun darunter drei Knaben gewesen — der Lukas ist Bedienter in Lyon, der dicke Max lernt die Bäckerei zu Verdun, und Baptift, der wackere Bursch, ist als Reitknecht — Gott hab' ihn selig — in Afrika geblieben — und nur ein Mädchen, so wollen Madame

gewiß von dem Mädchen reden? Sie hieß aber nicht, wie Sie sagen, sondern Jacotte, mit Ihrer Erlaubniß und eine Dame hat sie an sich genommen, gerade wie Sie sagen, aber ich weiß nicht mehr, wer die Dame gewesen, weil sie uns seit langen Jahren nur ein einzigmal geschrieben, und weil der Ramasse, unser Hund, einmal die Wurst gefressen, sammt dem Briefe, worinnen die Wurst gewickelt gewesen.“ —

„Jacotte! gerechter Gott! ich heiße also Jacotte!“ seufzte Corinna erschreckt in sich hinein. Dann sagte sie sehr herabgestimmt zu der Alten: „Habt Ihr denn manchmal an Eure Tochter gedacht? Mit Wehmuth und Sehnsucht gedacht?“ — „Ei freilich;“ versetzte das Weib: „warum denn nicht? Mit großer Wehmuth, mit Verdruß, mit Bitterkeit noch obendrein; viel tausendmal hab’ ich das. Wie gut hat’s jezo das Mensch! sagt’ ich oft zum Alten; sie lebt in Freud’ und Herrlichkeit als eine vornehme Müßiggängerin und wir, ihre Eltern, müssen uns die Finger von den Händen schinden, um nur Schwarzbrod zu

essen. Die dumme Jacotte hat's gewiß nicht verdient; aber das Glück hilft immer der Dummheit fort; Amen."

Mit einer Art von Entrüstung, mit Rührung zugleich brach Corinna in die Worte aus: „Mutter! sieh hier deine Tochter!“ Aber statt in Corinna's ausgebreitete Arme zu stürzen, wich die Alte scheu vor ihr zurück und murmelte: „Ach, wie erschrecken Sie mich! Gute Dame, ist Ihnen nicht wohl zu Muthe? Haben Sie nicht etwas zu schnell in die Hitze getrunken? Ach, mein Gott, wenn nur Bernard zu Hause wäre, die Narrin aus unserer Stube zu bringen."

Corinna wollte nicht ablassen. „Mutter!“ rief sie: „du mißhandelst mich, als wäre ich dem Spital oder dem Irrenhause entsprungen . . . und dennoch ist wahr, was ich dir sage. Liebste Mutter, sieh in mir dein Kind!“

Die Alte, da Corinna sich ihr leidenschaftlich näherte, fing an, erbärmlich um Hilfe zu schreien. Auf dieses Alarmzeichen erhoben sich wie ein Mann die vielen Kinder, die im Stroh schlummerten,

und stürmten zeternd, wie ihre Mutter, auf die Fremde los. Corinna, als sie die blassen hageren Leiber, die stumpfen thierischen Gesichter dieser unglückseligen Jugend wahrnahm, ergriff unwillkürlich die Flucht, und langte, ohne zu wissen, wie, vor dem Hause an. Die Straße war ganz finster; in der Ferne brannte eine Laterne. Mariette war nicht mehr da. — „O weh!“ klagte Corinna: „wie soll ich in tiefer Nacht den Weg nach Hause finden?“

„Wenn Sie erlauben begleite ich Sie,“ sagte eine wohlbekannte Männerstimme zu Corinna. Freudig erzitternd und dennoch verschüchtert wie ein Lamm hieß sie den Vicomte Eugen von Garrigues willkommen. — Mit vollkommen adelichein Anstand bot er Corinna den Arm. „Ich kenne Ihre Wohnung,“ sagte er: „Ich führe Sie.“ — Entzückt ging Corinna an seiner Seite. Obwohl zum erstenmal einander so nah, schienen beide Liebende vertraut und vertraulich wie nach einer jahrelangen Bekanntschaft. — „Ich habe allerlei, was Sie betraf, gehört;“ sagte der

Vicomte: „Elmire schrieb mir dies und jenes. Allein ich glaubte ihr nicht. Die kleine Dame scheint selber ein bißchen Anspruch auf mein Herz zu machen, welches doch nur Ihnen gehört.“ — „Elmire?“ fragte Corinna argwöhnisch. — „Wie ich Ihnen sage, werthe Corinna. Sie glauben nicht, wie viel eine männliche Tugend meines Schlags von den pariser Anfechtungen auszuhalten hat.“ — „Herr Vicomte . . . !“ — „Fürchten Sie nicht, daß ich in Einzelheiten eingehen werde; dazu bin ich zu bescheiden, zu verschwiegen, und wer interessiert mich eigentlich in der Welt? Ich kenne nur die schöne Corinna.“ —

Die Worte flossen dem jungen Herrn wie Honig von den Lippen. Still beglückt ließ ihn Corinna gewähren. Er fuhr fort: „Also Elmire hat mir Unwahrheiten geschrieben. Ihre Mutter sollte von Ihnen die Hand abgezogen haben . . . was weiß ich? Sie sollten arm geworden sein. Ich Thor, der ich das buchstäblich glaubte! Aber, seitdem ich Ihre Wohnung entdeckt habe . . . eine Fürstin wohnt nicht schöner — seitdem ich

den ganzen Train Ihres Lebens kenne, bin ich selbst wieder neugeboren worden. Mein Herz, meine Liebe, was ich habe — natürlich — alles gehört Ihnen, und wäre es, daß in der That ein vorübergehendes Mißverständniß Sie mit Ihrer Mutter entzweit hätte, so gebieten Sie über meine Börse, über meinen Einfluß, über meine Vermittlung.“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ entgegnete Corinna mit Hingebung: „Ihre Theilnahme rührt mich. Wessen Mitgefühl könnte mir kostbarer sein? Von der Aufrichtigkeit Ihrer Neigung für mich überzeugt, würde ich unter andern Verhältnissen nicht anstehen, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Besäße ich Millionen . . . wie gerne theilte ich sie mit Ihnen! Ich glaube an dieselbe Freigebigkeit von Ihrer Seite.“

„Gewiß, gewiß;“ sagte der Vicomte: „wären Goltfonda's Edelsteingruben mein Eigenthum, ich würde ohne weiteres . . .“

„Lassen wir jezo Goltfonda's Diamanten, Herr Vicomte. Eben so ächt wie jene Edel-

steine soll meine Aufrichtigkeit gegen Sie sein. Ich will und darf Sie nicht täuschen. Was Ihnen Elmire schrieb, ist wahr. Ich bin das Kind armer Eltern, mein Vater Bernard ist ein Tagelöhner, meine Mutter eine Wäscherin nicht einmal der schöne Name Corinna ist mein ich heiße o das Unglück ich heiße Jacotte!"

„Jacotte! Jacotte Bernard!" wiederholte wie ein trauriges Echo der Vicomte: „das ist arg, das ist fatal!"

„Werden Sie nun nicht bereuen, Ihr Herz einer Bettlerin geschenkt zu haben?" fragte Corinna zagend und dennoch hoffend, ein triumphirendes „Nein" zu vernehmen. — Aber zu ihrem Entsetzen entgegnete der Vicomte: „Also abermals getäuscht? Welche Erfahrungen muß ich machen? Gibt es denn gar keine reichen Erbinnen mehr in der Welt, mit denen ein junger hübscher Mensch sein Glück machen kann? Was soll denn nun in dieser Sache mein Herz thun, Mademoiselle Jacotte? Kann ich aus meinem Herzen Gold

münzen, um uns beide zu ernähren? Bin ich nicht selbst ein Abenteurer, dessen Schlösser in der Luft, dessen Fabriken am Nordpol, dessen Schiffe im Mond liegen? Meine gute Mamsell Jacotte wir haben uns gegenseitig verrechnet und wenn wir uns auch zusammen spannen wollten an den Wagen leichtsinniger Liebesthorheit es käme nichts dabei heraus als Elend und Haß und Verbrechen, und, wenn noch alles gut ginge, ein Doppelselbstmord neben der giftdampfenden Kohlpfanne. Sagen wir uns daher Lebewohl. Hier sind Sie zu Hause, Jacotte. Es gehe Ihnen wohl und mir noch besser!“

Der Abenteurer, der sich mit eigener Hand so überraschend demaskirt hatte, ließ seine Freundin richtig stehen und in ihrer Seele nichts zurück, als den höchsten Verdruß am Leben, das peinigendste Bewußtsein völliger Verlassenheit und Ohnmacht, und eine immer wachsende Begierde nach dem Tode, dem Erlöser von allem Uebel. Da besann sich auf einmal Corinna auf die traurigen Geschichten, die sie in Zeitungen gele-

sen und die mit der Verzweiflung anhuben, um mit dem Selbstmord zu schließen. Da fielen ihr immer und immer wieder aufs neue die letzten grausamen Worte des Vicomte ein, der höhnisch und prophezeiend vom Selbstmord als dem letzten Mittel geredet Corinna beschloß zu sterben, zu sterben, ohne Verzug, da sie nicht mehr leben konnte ohne Liebe! — „Wenn ich gleich sterbe, so findet Mariette noch ein kleines Erbe vor“ dachte sie; „zögere ich noch einige Zeit, so wird bald verzehrt, verschleudert sein, was wir besitzen also gleich, auf der Stelle geschehe es. Nie war ich verlässener von den Menschen und von Gott! Ich finde nur Bitterkeit, nicht Andacht, nicht Zuversicht in meiner Seele. Und sterben will ich nach der Vorschrift des Vicomte: durch die Kohle. Der Tod soll schmerzloser sein als der in den Fluthen der Seine; — auch hab' ich nicht den Muth, den letztern aufzusuchen und in die Hände roher Schiffer zu fallen, auf der Morgue ausgesetzt zu werden welch' eine Schande! — Wo find'

ich aber, was ich brauche? Mariette schläft und ich will sie zu dem verdächtigen Geschäft nicht wecken!“

Umherschüend in den Schränken ihrer Gemächer fand Corinna, was sie zu ihrem Endzweck nöthig hatte: eine Kohlenpfanne, einen kleinen Kohlenvorrath. Sie schloß ihres Schlafzimmers Thür und Fenster so fest als möglich. Sie kleidete sich in blendend Weiß, sie zündete die Kohlen an. Sie setzte sich auf's seidengedeckte Lager sie wollte schreiben, an die Marquise, an ihren Vater schreiben aber die Feder glitt wie träumerisch über das Papier hin und nicht ein Buchstabe wollte sich bilden lassen. — „Ist's schon der Tod, der meine Finger lähmt?“ stammelte sie, das Haupt umfassen von dem aufwirbelnden Dunste: „o wie geschwinde kommt der Unbarmherzige! Und doch wäre vielleicht für mich das Leben noch schön?“ — Und ihr war einen Augenblick, als grüne und blühe draußen alles noch schöner als jemals und die ganze Welt sei voll von Liebe und Tausende fragten nach ihr,

der geliebten Corinna! — „Wenn ich nur das Fenster aufreißen könnte?“ ächzte Corinna voll Herzensangst und machte einen Versuch, sich aufzurichten. Aber der stille giftige qualmende Tod senkte sich bleiern auf sie; sie sank um vor ihren Augen tanzten durch die schwarze Nacht die blassen Kinder des Maurergesellen wie eben so viele Todtengerippe einen schaurigen Reigen und während der Leidenden Auge starr in der Höhle stockte, wurde ihr Athem immer schwerer immer schwerer und im tiefsten Kern ihres Gehirns zitterte wie ein Flämmchen auf und nieder der Gedanke, die flehende Bitte: „Mach' ein Ende mit mir, o Tod! Eile herbei herbei mich zu erlösen!“ — — —

Aber plötzlich wurde es laut um die Sterbende immer lauter; die Thüre sprang auf, die Fenster ließen goldenen Schein in das Gemach. „So wache doch auf, Kind meines Herzens, so komme doch zu Dir, Corinna, mein Leben!“ rief in ihr Ohr die süßeste Stimme, die

sie jemals vernommen. — Und wäre sie schon an den Pforten der Unterwelt angelangt gewesen, diese Stimme würde sie zurück zur Erde gerufen haben. Ach nein: nicht zur Erde, zum Himmel, mitten in den offenen Himmel hinein. Denn an der Marquise treuer Brust erwachte aus dem schweren Traum ihrer schwersten Lebensnacht die schöne Corinna, um die kostbaren Worte zu vernehmen: „Alle Hindernisse sind überwunden, mein Kind! Ich darf Dich jetzt auch vor aller Welt meine Tochter nennen. Alle Förmlichkeiten zu erfüllen, hat mich freilich vierundzwanzig kostbare Stunden mehr gekostet, als ich dachte, und um einen Tag später liegst du in meinen Armen; jedoch um Dich nie mehr von mir zu trennen, weil ich Dich hinwegführen will auf meine, auf Deine Güter, in das stille Landleben, das Du so herzlich liebst!“

„Guten Morgen, Corinna, bist Du jetzt zufrieden?“ fragte Balsamine, und Mariette streichelte die heiße Stirne der Erwachten, flüsternd: „Ach, Fräulein, welch ein Glückskind sind Sie!“

Verschwunden waren alle Gespenster, die der Seele Ungeduld und Pein heraufbeschworen. Bernard und Jacotte gingen die neubefeligte Corinna nichts mehr an. Wie gerne gab sie den verdrießlichen Spuckgestalten den Abschied! Nur gegen den Vicomte blieb unerklärlicherweise eine bestimmte Abneigung, ein stiller Argwohn in ihrem Gemüthe zurück. Sie verbot Elmire, ferner an ihn zu schreiben, ihren Aufenthaltsort ihm zu melden. Elmire that nach ihrem Wunsche und freute sich ihres Gehorsams; denn nicht lange, und der sogenannte Vicomte stand in der That als entlarvter Gauner vor den Schranken des Kriminal-Gerichtshofs und mußte eine Reise nach Brest machen, von welcher er nicht sobald zurückkehren wird.

Ritter und Bürger.

Eine Frankfurter Geschichte von Anno 1420.

Der Abend des dreiundzwanzigsten Augusts im obenbezeichneten Jahre war ein warmer, ächt sommerlicher. Nach langem Regen hatte sich endlich der Himmel entschleiern, die Sonne wieder hervorgemacht und Licht und Lust rings um die alte Krönungsstadt verbreitet. An dem Hirschgraben, welcher dazumal wirklich ein Graben mit Bäumen, Gesträuchen und muntern Hirschlein war, gingen Spazierende zu Fuß; vor den Thüren der Häuser in den schattigen Gassen saßen Bürger und Bürgerinnen, Gesellen und Mägde in herzlichem Geplauder. Die älteren Männer von angesehnerem Schlage suchten in den Wölbzim-

mern der Herbergen den kühlen Wein, die Milch der Greise. — Die Herberge zum Einhorn, eine der ansehnlichsten der Reichsstadt, war, wie die übrigen, nicht ganz unbesezt. In der Zechstube ein Duzend auswärtiger Gäste; in dem traulichen Erker ein Herr vom Rathe, ein fremder Kaufmann und ein Adlicher aus der Nachbarschaft der Stadt. In einem Stübchen, anstoßend an die Zechstube, heimlich und doch von der ganzen Herbergswelt gesehen, ein junges Paar: eine stattliche Dirne des frischesten Frankfurter Bluts und ein schlanker zierlich gekleideter Mann; der einem Edelherrn ähnlich sah, was die Gewänder betraf, und einem Bürger, was das schlichte gutmüthige Antlig anbelangte: ein vollkommenes Gegenstück zu dem Adelichen im Erker, der, wenn auch selber noch jung, schon den Ausdruck wilder Prahlerei im Gesichte trug, und dabei auf dem Leibe ein vernachlässigtes Reiterwammis. Vor eben diesem Adelichen und dem neben ihm sitzenden Rathsherrn stand der Wirth zum Einhorn und sprach ein Langes und Breites, und beschloß

ungefähr mit folgenden Worten seine lange Rede:
„Daher, mein gestrenger Herr Henne von Wiede, daher in dieser traurigen und blutigen Zeit der billige Stolz des Bürgersmanns, den Ihr nicht wohl begreift und begreifen mögt: der Stolz auf sein Daheim, auf seine feste Stadt, auf sein unverleßlich Haus, auf seiner Mitbürger immer wachsamem Beistand. Glaubts nur; wenn der Handwerker, der Hirt, der Krämer von weiter Landfahrt heimkommen, zufällig ungefränkt von den rauf- und beutelustigen Herren, die in ihren festen Thürmen an der Heerstraße sitzen und Zölle von Leib und Gut und Leben einfordern, die ihnen durch kein Recht gehören, so hängen sie lustiger das Schwert an die Wand ihres Hauses und doppelt schmeckt ihnen Speise und Trank und ihres Weibes Kuß, wenn sie sich wohlbewacht vor'm Feinde wissen, und sie lieben ihre Stadt, wohin sie verburgrechtet, gewiß noch mehr als Ihr Herren Eure Schlösser. Gut macht Muth, aber Eintracht gibt Macht, das ist ein gut Sprichwort. Wann wird einmal die Zeit kommen, daß man

Euch Herren der Städte Thore zu allen Stunden öffnet? Wann Ihr uns das Land freigegeben habt und freien Paß auf Wegen und Stegen. Der Kaiser und das Reich wollen von Euch nichts wissen: die Bürger ebensowenig, und die Bauern — ach, es kommt schon der Tag, da auch sie nicht mehr Eure Herrschaft fürchten. Geht in Euch und es wird Euch mit uns wohlergehen. Zwingt uns Städte nicht, noch einmal aufzustehen und aufzubieten wie Anno vier, da wir in der Wetterau unsere Feinde wie mit Besemen fehrten! Ha; ich war dazumal ein junger Kerl; ich war dabei bei'm Auszug und bei'm Streifen, bei'm Fechten und bei'm Stürmen. Ich war bei dem Brand von Rückingen, wo wir den Johann von Rudenkheim, den Marktschiffschinder, an der Flamme seines eigenen Hauses schmorten. Ihr wart dazumal noch klein und schwach; dennoch hättet Ihr von Euerem Schloßbüchel jenen Brand sehen können und wie damals Euer jetziger Freund und Meister, Ritter Bechtram, sich gehalten wie ein Held. Gehalten auf unsrer Seite, als unser

tapfrer Feldhauptmann, der Stadt ein Schutz und Schirm: der Stadt, die er zwölf Jahre nachher zu befehlen und zu schädigen sich unterstehen konnte!“

„Das sind alte Geschichten;“ äußerte Henne von Wiede, seinen Schnauzbart ungeduldig drilend: „steht's heut nicht anders? Wird's morgen nicht noch um Vieles anders stehen?“

Allerdings;“ nahm der Rathsherr das Wort: „doch ist nicht überflüssig, zu bemerken, wie in guten freundlichen Zeiten der Ritter von Bilbel von unsrer Stadt gehalten worden. Er genoß wahrlich eines edelmännischen Standes, und an seiner Stelle wären — o wie gerne! — alle von der Wetterauer Ritterschaft gewesen, den ersten und letzten nicht ausgenommen. War er nicht der Stadt um fünfhundert Goldgulden verdungen, mit zwei Olenen und sechs Pferden, und hatte für diese Pferde Futter und Stall umsonst, und freie Zehrung für ihn und seine Leute auf jedem Auszuge: nebst einer besonderen Belohnung von hundert Gulden für Geleit und Messenobacht?

Mein Gott, wo verdient ein Herr von Adel so vieles Geld mit Zwangzoll und Stegreif? Das Lob muß man ihm geben, daß er sich in den ersten zehn Jahren gar wohl hielt, als ein Freund zum Bürger, als ein biederer Waffenhauptmann der Stadt und viele Ehre hatte von den Kaufleuten und andern Reisenden, die er mit tapferer Hand geleitet und geschirmt."

„Davon kann ich erzählen:" schaltete der Einhornwirth ein: „von euerm Vater, Heinz Duffe, hat er in jenen Zeiten wegen redlich geleisteter Dienste ein golden Muttergottesbildlein zum Geschenk erhalten . . . er trug es lange am Hute und es hat ihn geschützt in tausend Gefahren. Anno Zwei war ich im Auszug unter dem Ritter Bechtram; er konnte mich wohl leiden, wurde mein Gevattersmann, hat meine Thekla, die dort mit ihrem Bräutigam sitzt, aus der Taufe gehoben . . . er schämte sich dazumal des Bürgersmanns nicht."

„Bald jedoch wurde es anders;" nahm wiederum der Rathsherr das Wort: „ich weiß nicht,

ob aufgehetzt durch seine ritterliche Genossame, oder durch den eignen Geiz und Neid nach Ehre und Vorrecht und Gaben, schlug er unversehens um, und wurde aus einem zufriedenen Dienstmann unserer freien Reichsstadt ein unzufriedner, der seine Schuldigkeit lässiger that, aber dabei immer mit Forderungen aller Art bei der Hand war. Zuerst verlangte er Zulage. Nun Bürgermeister und Rath, seiner früheren Dienste eingedenk, belohnen ihn mit einem Jahreszuschuß von hundert Gulden. Ein oder zwei Jahre nachher war er so unglücklich, in einer Fehde, unter der Stadt Panier, vom alten Reiffenstein gefangen zu werden, der kein geringes Lösegeld für ihn heischte. Bürgermeister und Rath — nach langem Streit um Für und Wider — lösten ihn aus. Aber nur um so trotziger kam er wieder, und schalt uns nicht selten hinter unserm Rücken „undankbare Pfeffersäcke“ obschon an ihm gewesen wäre, Dankbarkeit zu beweisen. Dann — nicht lange dauerte das Einverständniß — schickte er aus heiler Haut und ohne Grund noch Anlaß der

Stadt einen Fehdebrief. Der Handel wurde indessen vermittelt. Die edeln Geschlechter Birke-
lar, zu Rydern und Schildknecht trugen ihn mit dem Bechtram aus, und in Folge seiner Anmaßung erhielt er noch obendrein fette Feldgüter von der Stadt, theils zu Lehen, theils zu Erb und Eigenthum. Das war von unsrer Seite ein dummer Streich, eine Narrethei. Wir hätten wissen sollen, daß Nachgiebigkeit den Feind nur frecher macht. Dem geschah also. Von Mond zu Mond wurde der Herr von Bilbel unerträglicher, hartnäckiger, unversöhnlicher; bis endlich Anno sechszehn der Bogen brach, und Herr Bechtram uns den Dienst vor die Füße warf. — Wir hätten uns allerdings getröstet. Leute zu Schild und Helm geboren und tapfer obendrein, und lustig in den Sold einer reichen Stadt zu gehen, sind zu dieser Frist im ganzen heiligen römischen Reiche, absonderlich in der Wetterau und in Franken nicht selten. Wir brauchten nur die Hand auszustrecken; an jedem Finger hing uns Einer vom Adel. Einen Feld-

hauptmann hatten wir zur Stunde, und eine stattliche Schaar von Reifigen, alle von Adel, unter vierzig Jahren; den ein wenig theurer, jenen etwas wohlfeiler, manche gerade nur für eine Liebniß oder geringe Gabe, wie denn noch heute unter andern den Herrn Gademar von Duderhausen, dem wir im Jahre sechs Ellen Tuchs statt Solds verabreichen....“

Henne von Wiede, in dessen Busen es schon lange kochte, stammpfte mit dem Fuße derb auf, und rief: „Ei, so laßt mich ungeschoren mit den fahlen Gesellen, denen man zu Haupten das Wappen zerbrechen sollte! Wollt Ihr mir am Vorabend leidiger Versöhnung den Becher des Hohns bis auf die Reige zu kosten geben? Ach, daß gerade mich der alte Bechtram schicken mußte, hier seine Einkehr anzusagen! Lieber läge ich draußen im Waldgebirg zwischen Füchsen und Nachteulen zu Herberg, als hier unterm Dache übermüthiger Pfahlbürger!“

Heinz Duche, der Kaufmann, sprang auf, mit Zorn im Blicke, und dem Rathsherrn ging's im

Gefichte gelb auf; aber der Wirth, besonnen und geschmeidig, wie sein Stand es erfordert, vertrug mit ein paar sanftmüthigen Worten den aufglimmenden Hader. Unter andern sagte er zu dem von Wiede: „Nehmt nicht krumm, daß der Better Rathsherr mit der Sprache herausging. Ihr thut's ja ebenfalls und jeder Deutsche thut's, und davon haben wir in der Fremde mehr Lob als Schande. Hat es uns der Bechtram doch seit Anno Sechszehn schlimm genug gekocht! Er ging aus unserm Dienst . . . nun: pazienza, wie die Welschen sagen: er war in seinem Recht, konnte es thun oder lassen. Aber, daß er aus unserm Freund und Dienstmann unser Feind wurde, der uns drangsalte, wo er konnte, unsre Bürger und Meßgäste niederwarf und plünderte, unsre Söldner mißhandelte und Tag für Tag neues Unbill zufügte — das haben wir schwer verwinden können. Jedoch — heute zum letztenmal sei davon gesprochen. Ist nicht morgen der Tag, da alle Zwistigkeiten der Stadt mit Bechtram ausgeglichen werden sollen und abgeschworen für

ewige Zeiten? Seid Ihr, Herr von Wiede, nicht als Bechtrams Bote mit freiem Geleit zu Frankfurt eingeritten? Erwarten wir nicht alle Augenblicke den alten Bechtram selbst? Mein Vetter da vom Rathe war keiner von den Letzten, die zum Frieden riethen. Auch ich hab' mich von Herzen gefreut, da ich vernommen, daß Bechtram milden Sinnes geworden. Mein Gott, so wir altern, lieben wir die Ruhe. Aber ich habe auch noch den Ritter an sich selber gerne, da er ein wahrer Hauptmann gewesen und mein Gevattermann obendrein. Als er aus der Stadt ging — vier Jahre sind seitdem verflossen — um nicht mehr wiederzukehren, sprach er noch bei mir ein und sagte: „Gevatter Jost, wir wollen uns als Wiedermänner legen. Der Steigbügeltrunk möchte wohl für lange Zeit gelten, und es dürfte etwa Stöße absetzen zwischen mir und Deinen Mitbürgern, allein mit Dir halt' ich Frieden immerdar, und kämst Du mir einst vor im Strauß und Sturm, bewehrt und wie ein alter grauer Blutvergießer, der Du bist“ — ich hatte schon dazu-

mal einen grauen Kopf und zwar manches Jahr vor der Zeit, da man ergrauen soll — „so werde ich doch mein Schwert senken und Dir nichts an Leib und Leben thun.“ — Worauf ich geantwortet, wehmüthig und tönig zugleich, weil mich ärgerte, daß er, um vieles älter als ich, mich einen Graukopf gescholten: „Wer weiß, Herr Ritter? Sollte mich meine liebe Vaterstadt Euch mit Spieß und Wehr entgegenschießen, ich thäte wohl bis an's Ende meine Schuldigkeit.“ Worauf er, mit nachdenklichen Falten auf der Stirn, versetzt: „Das magst Du halten, wie Du willst. Ich thu' Dir nichts, und zwar wegen Deiner und Deines seligen Weibes, das mich an der Wunde gepflegt, die mir einst der Kronberger geschlagen — weißt Du noch? und dann wegen Deiner Tochter Thekla, die meine Gothe ist, und ein schönes Dirnlein zu werden verspricht die Thekla war dazumal vierzehn Jahre alt“

„He! he da!“ unterbrachen den Wirth mit hellem Geschrei die Gäste im größern Raum der

Zechstube: „läutet da nicht das Gempferlein? He da, brennt's oder was ist los?“

Ein Nachbar rief in die Herberge hinein: „Die Söldner haben einen Span und klopfen sich wacker die Wämser durch! Am Dom sollen schon ein paar Todte liegen! Bürgerhilfe! Bürger'raus!“

Rathsherr, Kaufmann, Edelmann und übrige Gäste stieβten zur Thüre hinaus. Ihnen folgte der Wirth, mit der Mahnung an das Pärchen, das im Hinterstübchen koste, und nicht auf der Gäste Geschwäze, nicht auf das gellende Gempferlein gehört hatte: „Daß keines von euch vom Hause weicht! Mein lieber Kunz! ich vertrau' Euch alles an, was mein ist . . . und bin so Gott will gleich wieder da.“ —

„Was haben sie denn?“ fragte Thekla, um sich schauend, als erwachte sie aus dem Schläfe. In der That kam sie aus dem Paradiese wieder zu sich selber und zu der Frankfurter Wirklichkeit zurück, denn sie hatte mit dem Liebsten unaufhörlich geplaudert und sich in seinen Augen gespie-

gelt und mit ihm ausgemacht, sie wollten, sobald der Priester ihre Hände ineinandergelegt, gar nicht wie die Menschen leben, sondern wie die Engel in stetem Himmelssonnenglanz, umtönt von himmlischen Flöten und Schalmeyen, in ihrem Gott und ihrer Minne vergnügt in Ewigkeit, Amen.— Und der junge Hochzeiter antwortete auf die Frage der erwachenden Braut: „Wie kann ich wissen, was all das Volk davon laufen macht? War ich nicht bei Dir, mein holdes Leben, mein herziges Jüngferlein? Was gehen mich die Altbürger, Innwohner, Hintersassen und Gelichter an? Komm, laß' uns plaudern wie zuvor.“ — „Wem könnte das lieber sein als mir?“ versetzte das Mädchen, in die frühere Seligkeit sich zurückversenkend: „Wie gerne will ich noch einmal, noch tausendmal fragen, ob es wirklich kein Traum ist, den wir durchleben? Ob es wirklich wahr ist, daß wir in einigen Wochen einander angehören sollen für immer?“ — „Wahr ist es, mein Jüngferle!“ sprach lächelnd der Bräutigam, Thekla's Hände inbrünstig drückend. Und Thekla

redete weiter: „Weißt Du noch, mein liebes Schwäbele, wie wir vor zwei Jahren und fünfzehn Tagen — ich habe der Zeit genau nachgerechnet — wie wir uns da so plötzlich kennen lernten? Du kamst zum erstenmale gen Frankfurt, und in unsere Herberge. Dein Lehrherr, Herr Ulrich Arzt, war bei Dir, und führte Dich in Handel und Wandel ein. Weißt Du noch, wie der ehrwürdige alte Mann gleich in der ersten Stunde zu meinem Vater sagte: „Mein Konrad und die Thekla würden ein schönes Ehepaar abgeben? Ach, wie schämte ich mich damals; ich konnte Dich lange nicht mehr ansehen, und doch“ — „Bring' Deine Rede zu Ende,“ sprach scherzend der Kaufmannsdiener, Konrad Schwarz: „sag' nur heraus, was ich Dir an den Augen abmerke.“ — „Nun denn, warum sollt' ich's auch nicht? Und dennoch, wollt' ich sagen, hätte ich Dich so gerne immer angesehen. Du hattest mir im ersten Augenblick gefallen, wie noch kein anderes Mannsbild auf Erden.“ — „Und ich,“ fügte Konrad begeistert hinzu, „hatte die

Jungfern und Fräulein von Augsburg, wie sie stolziren auf hohen Schuhen mit goldnen Ketten und feinen Schleiern, für die schönsten auf Gottes weiter Erde gehalten und siehe: als ich in Deine Augen geschaut, in Deine lieben treuen Augen, waren die von Augsburg nur Schatten ohne Farben im Vergleich zu Dir. Du tragst nicht goldne Ketten, nicht Perlbehänge, aber Dein Herz ist reicher als das Gepränge jener Weiber; dein Schleier ist nicht kostbar, wie der ihrige, aber Dich umgibt Deine Anmuth wie ein Zauber: ach wie ein Heiligenschein. Du wandelst nicht auf hohen, spitzigen Schuhen, und doch ist Dein Gang durch's Leben der eines Engels!“ — „Schwäbele, Du treibst Narrethei, und wirfst mich hochmüthig machen!“ lachte Thekla mit aufgegebenem Finger drohend: „das ist Abgötterei und ich will hienieden noch gar kein Engel sein, sondern dein gutes braves Weib, und zwar so lange als möglich.“ — „Amen;“ bestätigte Konrad. — Aber Thekla setzte hinzu: „Ach, kaum kann ich glauben, daß uns so viel Glück beschieden! Der

Mensch, sagt mein Vater, muß sich gerade, wenn's ihm wohl geht, auf das Schlimmste gefaßt machen. Ach, Konrad, wenn uns ein Strich durch die Rechnung gemacht würde?" — „Nicht möglich;" entgegnete Konrad mit Zuversicht: „mein Herr hat mich mit allen Ehren entlassen; Morgen besorge ich sein letztes Geschäft. Er hat mir der seligen Eltern Habe, die er bisher verwaltet als der beste Treuenhändler, ausgefolgt. Dein Vater verwahrt sie, und hat für einen Theil derselben schon mich als Bürger in diesem lieben Frankfurt eingekauft. Dem Pelzhändler, der in Cuerm Hause seinen Laden hat, ist gekündigt; wir werden an seiner Statt einziehen und unsern Handel treiben. Ich zweifle nicht, daß wir gute Geschäfte machen werden. Der deutsche Handel ist jetzt obenauf. Dein Vater wird so Gott will, noch lange leben und Dein Bruder, der in Frankreich und Niederlanden auf der Wanderschaft ist, gesund heimkehren dereinst, um die Herberg zu übernehmen. Auch er wird sich verhebelichen, und Vater Jost wird sein Leibgeding in Fried' und

Ruhe verzehren können, bis an sein spätes Ende, umgeben von seinen Kindern und Schwiegerkindern und von, so Gott will, recht vielen Enkelchen"

Thekla schlug dem vorlauten Schwäbele auf den Mund: „Willst du schweigen, Unart? Ist das ein Geschwätz mit einer tugendlichen Braut? Fast hätt' ich Lust, dir den Handel aufzusagen, Bösewicht!“ —

Konrad duckte sich spaßhaft vor der drohenden Hand, und bat um Vergebung. Mit unendlicher Zärtlichkeit ergriff nun Thekla seine Hand, schaute ihm steif und warm in's rosenrothe Angesicht, und flüsterte: „Könnt' ich's denn über's Herz bringen, du falsches Schwäbele? Hast du mir's nicht angethan? Aber, daß wir wiederum vernünftig reden: Morgen willst du wiederum verreisen, und deines Kaufherrn letztes Geschäft abthun?“ — „Ja, gestrenge Maid. Mit dem Frühstück will ich gen Höchst reiten, eine Zahlung aufnehmen, die schon bereit liegt, und am Abend wieder zurück sein, mit meinem Engelein unter

einem Dach zu schlummern.“ — „O, lieber Konrad, thu' was du thun mußt, aber sei auf deiner Hut, daß dir ja nichts widerfahre. An der Schwelle des Glücks um's Glück zu kommen, wäre grausam!“ — „Fürchte dich nicht, Thekla. Ist's doch nur ein Ragensprung! Mein Pferd ist gut, und mein Knecht Wallram wird mich begleiten. Wer sollte uns auf der kurzen Strecke etwas anhaben, und sind wir nicht bewaffnet mit Dolch und Schwert?“ — „All dieses,“ sprach das Mädchen bedenklich, „würde mich nicht beruhigen, denn viele Hunde sind nicht nur des Hasen, sondern auch des Leuen Tod. Aber beruhigender ist für mich der Gedanke, daß Morgen ganz gewiß ein friedlicher Tag sein wird. Der Räuber, den wir Frankfurter allein fürchten, wird morgen sich mit der Stadt versöhnen, und somit wird's wohl mit dem Streit eine lange Weile Ruhe haben. Ritter Bechtram wird noch heute bei uns einkehren, und morgen im deutschen Hause den Frieden beschwören. Er hat frei Geleit erbeten und erhalten. Zudem fällt mir ein,

daß er mich aus der Taufe hob, und wohl auch ohne Friedensschwur nicht so grausam sein werde, seiner Götze Holderstock und Hochzeiter zu plündern. Es ist ein rauher, fürchterlicher alter Mann, so wie ich mich seiner noch erinnere, aber mein Vater lobte von jeher seine Freundlichkeit für unsere Sippschaft über die Maßen.“ —

Das Mädchen hatte kaum geendigt, als es draußen auf der Gasse ging: trapp, trapp, trapp! Zwei Gäule stolperten über das schwierige Pflaster an's Haus und eines riesigen Knechts grobe Stimme rief: „Holla, poß Stern! Einhorn heraus!“ —

„Ach, wenn er's just wäre, von dem wir gesprochen?“ fuhr Thekla auf, und eilte, ihre Pflicht, als Tochter des Hauses, zu erfüllen, unter den Thorweg, wo zwei Reiter hielten. Der Eine, der Knecht, war schon aus dem Sattel gesprungen, und beruhigte sein scheuendes Pferd. Der andre Reiter, eine riesige, aus ächtem deutschen Kern gehauene Gestalt, in nachlässiger aber ritterlicher Kleidung, wartete, bis man ihn ge-

bührendermaßen vom Pferde heben würde. Da er jedoch nicht Wirth noch männlich Hausgesinde kommen sah, sondern nur eine Jungfrau mit dem Schlüsselbund der Hausfrau, schlenkerte er seine langen Beine mit einer Rüstigkeit, die man seinem weißen Barte nicht angemerkt haben würde, vom Roß. Fest und stolz den Boden tretend und seines Gauls Zügel dem Knecht hinschleudernd, sprach er zu des Wirths Töchterlein: „Beim Eid! kaum kenn’ ich mehr das alte Einhorn, worinnen mir sonst immer ein rechter Mann von Wirth den Bügel hielt. Ist er gestorben, der alte Jost? Ist aus der ritterlichen Herberg’ ein Jungfernzwinger geworden?“

Thekla wollte eben sagen, wie’s gekommen, daß das Haus unter ihre Befehle gestellt worden, da liefen die Stallknechte des Hauses heran, bemächtigten sich der Rosse und des Dieners, alle dreie zu versorgen, und meldeten die nahe bevorstehende Heimkehr des Herbergers. Thekla, den greisen Gast in die Zechstube weisend, führte ihn die paar Stufen hinauf, ehrfurchtsvoll seinen

linken Arm unterstützend. — Vor dem Goliath sich zurückziehend, dessen Ankunft er belauscht hatte, begab sich Konrad, genannt das Schwäbele, in die glückselige Hinterstube, und paßte auf, was draußen im großen Gaden wohl werden möchte. Er sah staunend sein blaues Wunder, und hatte doch nicht das Recht und den Muth, das Wunder zu verbieten.

Der alte Rittersmann, nachdem er am hellen Schein des Erkerfensters die züchtige Thekla genau in's Auge gefaßt, rief auf einmal mit wild ausbrechender Freudigkeit: „Poß Blut und Wunden! Ist denn das nicht Thekla, mein kleines, liebes Thekelchen?“ packte das Thekelchen, das schon zu den stattlichsten Jungfern von Frankfurt gehörte, um den Gürtelriemen und hob sie empor, wie ein leichtes Kind, und drückte ihr einen derben Kuß auf beide Wangen und den Mund. Das geschah so schnell und unvorhergesehen, daß Thekla nicht Zeit hatte, ihre Lippen vor dem Weißbart zu verbergen; und in ihrer Bestürzung, kämpfend zugleich mit Angst und muthwilligem

Lachen, mußte sie geschehen lassen, daß der eisgraue Ritter sie noch eine Weile in den Armen behielt, und mit übermüthiger Laune jubelte: „Ei, wie schön und roth und feist ist meine Götthe geworden? Ei, wie thut's einem alten Kriegsmann wohl, wenn ein warmes volles Dirnenherz an dem seinen klopft! Ei, wie ist's doch schöner, von einer jungen Maid bewillkommt zu werden, als von meiner alten hagern mageren spizigen Frau Else!“ —

„Ihr thut mir weh, Herr Ritter;“ stammelte Thekla, sich endlich sträubend. Ihrem Willen gehorsam setzte sie der Ritter zu Boden nieder, aber ihre Hände behielt er in seinen kampftrauen Fäusten und fuhr fort: „So laß ich mir's gefallen. Es wollte mir als eine üble Vorbedeutung gelten, daß just Sturm läutete, als ich am Stadthor mich einstellte, um in's freie Geleit zu reiten . . . ein Anderer wäre umgekehrt . . . aber jezo macht die schöne Dirne alles wieder gut, denn sie bedeutet Glück in allewege.“

Der Wirth zum Einhorn, der Rathsherr sein

Better, Heinz Duche der Kaufmann und Henne von Wiede kamen vom Söldnerrummel zurück. Die Kaufbolde waren überwältigt, und in Gewahrsam gesteckt, die Ruhe in den Gassen wieder hergestellt worden. Die Bewillkommung zwischen dem Ritter Bedytram und seinem ehemaligen Waffengenossen, dem Einhornwirth, war die herzlichste. Der alte Herr vom Stegreif hatte sein Ansehen, dem Frankfurter Bürger gegenüber, keineswegs eingebüßt. Nichts ist geeigneter, Männer auf ewige Zeiten an einander zu fesseln, als der Kriegsdienst, den sie gemeinschaftlich getragen im Lager, auf dem Schlachtfeld, in glücklichen Tagen und in denen des Mißgeschicks. — Des Rathsherrn Begrüßung war schon gemessener und zurückhaltend; er kam im Namen der Stadt, dem Ritter zu seinem Eintreffen und zum morgigen Versöhnungstag Glück zu wünschen. Was den Junkherr Henne von Wiede betraf, so empfing ihn der Herr von Bilbel als einen Sohn und Waffengelehrten, der in dem alten Helden vollkommen seinen Vater und Meister verehrte.

Auf Jost's Geheiß brachte Thekla den Ehrenpokal des Hauses, gefüllt mit köstlichem Rheinfall, und reichte ihn dem gefürchteten und geschätzten Gaste zum Erstlingstrunke dar. Mit behaglichem Kennerantlig that Bechtram, nachdem er verlangt, daß Thekla ihm den Humpen kredenze, einen tiefen Zug daraus, und ließ sich also vernehmen: „Dieser Trunk sei uns Allen zum Segen und Heil, Ihr habt euch wohlgemerkt den Wein, der meinem Munde am besten schmeckt und Gott danke euch dafür. Wenn auch trübe Zeiten und Zwietracht vorhanden gewesen sind, so habe ich doch nimmermehr der Vorzeit vergessen, da ich diese edle Stadt und alle ihre Bürger aufrichtig geliebt habe, und mit Gottes Hülfe soll sie wiederum jung werden, diese Zeit! Jezo aber will ich gestehen, ihr Herren, daß ich müde bin. Das Alter macht an und für sich mürbe, und die letzten Tage waren schwer, so wie sie es immer sind, wenn's darauf ankommt, alle Vorurtheile niederzukämpfen, und das eitle Menschengemüth von ihnen zu reinigen, damit der Friede wachse da,

wo so lange ein blinder Haß gediehen. Was wollt ihr, meine Freunde? Der Mensch ist einmal ein Mensch, und junge Thorheit arbeitet immerfort unter seinen grauen Haaren. — Laßt uns zusammensitzen, und der fröhlichen unbefangenen Jugend einen Becher weihen, oder ihrer zwei und drei, nach der Sitte unsrer Vorfahren. Aber, damit mein Herz froh bleibe, so soll die Jungfer da neben mir sitzen und mir den Wein reichen. Die Nachbarschaft der Unschuld macht den Menschen milde, wie in den Märlein unsrer Großväter die grimmigen Riesen jederzeit zahm werden, wann schuldlose Kinder zu ihren Füßen spielen.“ — „Thue, wie der edle Herr es wünscht;“ sagte Jost gerührt zu seiner Tochter, und Thekla flüsterte ihm dagegen in's Ohr: „Sagt dem Götti nichts von meinem Bräutigam und beredet das Schwäbele, daß es sich nicht vor ihm sehen lasse. Ich will euch schon vor Schlafengehen die Ursache davon melden.“

Bald war im Erker die gastliche Lampe aufgepflanzt und was zur freundschaftlichen Bechstunde

gehört, und um den Tisch saßen die beiden ritterlichen Herren, der Rathmann und der Einhornwirth und Thekla, und Heinz Duche hatte sich auf Anweisung des Wirths zu seinem Junstgenossen, dem Konrad Schwarz gefunden, der nur mit Verdruß seine Hochzeiterin in der freisamen Gesellschaft des alten Ritters sah, und um keinen Preis zu bewegen war, seine Kammer aufzusuchen. In der halbdunkeln Hinterstube saßen die beiden Kaufleute, und horchten von ferne dem Gespräch zu, das an dem Erftisch geführt wurde. —

Nachdem der Rathsherr dem Bechtram weitläufig eröffnet, zu welcher Stunde und in welcher Ordnung am nächsten Tage im deutschen Hause die Friedensverhandlungen eröffnet und gepflegt werden sollten, kam er zu reden auf vergangene Jahre und auf Geschichten der Vorzeit. Weil nun darunter auch eine, worinnen des Vaters des Junkers von Wiede Erwähnung gethan wurde, so horchte der Junkherr absonderlich auf, und ließ sich vom Rathsherrn und vom Einhornwirth in

eine Erzählung ohne Ende einspinnen, zu welcher Ritter Bechtram auch nicht das ärmste Wörtlein gab. Warum? Er hatte besseres zu thun, und mit dem Jüngferlein an seiner Seite zu plaudern und zwar, wie er etwa nur in seiner schönsten Rosenzeit zu plaudern verstanden. Seine Rede war halblaut, wie das halb unterdrückte Gurren des Ringeltaubers. So kam es, daß Konrad und sein Freund nur hörten, was die beiden alten Frankfurter laut von der Brust wegschwagten, von Krönungen und Turnieren und Fehdezügen; aber keine Silbe von Bechtram's Gespräch, der sich also zu Thekla vernehmen ließ: „Weiß Gott, Thekla, du bist mir aufgegangen wie eine schöne Abendsonne, und hast Freud' und Lust in mein altes sorgenvolles Herz gestrahlt. Sei darum nicht spröde, herzliche Maid und willige in mein Begehr. Komm' mich zu besuchen auf meinem Schlosse Falkenstein. Der Vorwand ist bald gefunden. Meine Hausfrau verlange nach dir, will ich sagen. Sie ist eine alte fränkliche Frau, der die Pflege einer jungen Hand und guten Seele

wohl thun würde. Und wie herrlich würde erst mir zu Muth sein? Schau' nicht so bedenklich auf mein weißes Haar. Wer weiß, ob ich dir nicht jünger vorkomme — lernst Du mich erst recht kennen — als ein Fant mit blonden Locken und milchigem Bart? Ich habe keine Kinder . . . mein bißchen Habe könnte einst, wärst Du mir gewogen, die deine werden. Ein alter Mann mit warmem Jünglingsherzen ist dankbar. Schläge ein und ich will morgen mit deinem Vater reden, und wenn er gescheit ist, wird er dir das Leben eines Edelfräuleins auf hohem Schlosse wohl gönnen. Schöner ist's als das in der dumpfigen Stadt, wo die Neugier mit tausend Augen in eure Fenster sieht. Bei uns draußen darf nur der Sonnen- oder Mondstrahl das Glück belauschen und den Kummer. Kummer solltest Du aber nicht haben, hingegen des Glücks vollauf. Ich will dich halten, wie mein Auge, wie mein Kleinod, wie meinen köstlichsten Reichthum. Trink mir's zu, lieb Herz; und sage: „Ja.“

Zehkla, wiewohl in tiefster Verlegenheit und
Besereien II.

Beschämung, merkend, daß der ritterliche Herr sehr warm geworden, und daß ein offener Widerstand ihn leicht zu einer vorschnellen Unbesonnenheit hinreißen möchte, trank, wie der Ritter gewünscht, ein Schlückchen und antwortete: „Ich sage nicht nein, nicht ja, edler Herr. Zuvörderst gebt mir Euer Edelmannswort, daß Ihr am heutigen Abend nicht mehr von solchen Dingen, mit mir sprechen wollt. Thut Ihr das, so will ich selber morgen mit dem Vater reden, und Euch Bescheid geben.“ — „Einen günstigen?“ fragte Bechtram. — „Gebt Euer Wort,“ versetzte das Mädchen. Und sie schaute so verheißend aus ihren muntern Augen hervor, daß der Weißbart nichts weiter mehr von ihr verlangte, und was sie wollte, gelobte, und voll von Beruhigung im Herzen, sich lustig in das Gespräch der Andern mischte. Hin und wieder drückte er verstohlen hinter'm Tisch des Mädchens Hand oder pfeckte sie väterlich in die Wange vor allen Leuten, und so ging es fort bis zum Feierabend. Die Glocke mahnte zur nächtlichen Ruhe. Das Geseß war

streng, aber auch Bechtram war von Müdigkeit überwältigt. Er ließ sich von dem Wirth ruhig wie ein Lamm zu Bette bringen, und sein letztes Wort zum Mädchen seines Herzens war; „Ver= giß nicht, Thekla mein!“ —

Ach, wie leicht athmete die Jungfrau, da sie sich erlöst sah von dem leidenschaftlichen Greise, dem ein Brand in der Seele aufgegangen und den sie fürchtete wie ein schneidend Schwert. Wie viel wußte sie sich mit der Verstellung, die sie nach ihrer Meinung so meisterlich geübt! Und als das Schwäbele aus seinem Versteck hervor= trat, und mit betrübten Worten sie anredete, und sagte: „Bist Du nicht etwa falsch mit mir? Ge= fällt dir nicht etwa der alte Kriegsgesell besser als der friedliche Konrad? Ich glaube, verzeih’ mir’s Gott, der Alte ist in dich verliebt und vernarrt? — da antwortete sie lächelnd: „Das glaub’ ich auch, Schwäbele, darum bin ich jedoch nicht falsch mit dir. Er weiß nichts von unserer Liebe und Verlöbniß, weiß gar nichts von dir; und das ist gut. Er wäre im Stande gewesen,

mit dir einen Span vom Baume zu brechen, denn gewaltthätig ist er, wie ein Bär, und sollte ich dich und mich seiner Wildheit aussetzen? Nein, nein; so ist's recht. Mit dem Frühesten reise ab; ich will mich nicht mehr vor Bechtram sehen lassen. Morgen hat er auch ganz andere Sachen zu thun, als an mich zu denken, und bis die Herren im deutschen Hause genug verhandelt und gezecht und geschmaust, ist der Abend da; du bist wieder daheim und der Ritter zieht ab. Beim Abschiedstrunk mag ihm mein Vater alles haarflein erzählen. Er wird brummen, aber sich trösten und bald eine andere finden, der er seine siebenzig Jahre zu Füßen legen kann, was ihm alle Heiligen vergeben mögen, da er doch ein Ehemann ist und dem Grabe näher, als dem Paradiesgarten der Minne."

Konrad war getröstet; auch Vater Jost be-
lobte die Verschlagenheit seiner Thekla, und freute
sich, dem Ritter verschwiegen zu haben, was das
Verlöbniß seiner Tochter anging. — „Sieh,
sieh!“ sagte er kopfschüttelnd und lachend: „ist's

denn wahr, was man von alten Thoren redet, die sich jung anstellen in Unehren? Wer hätte das vom Bechtram gedacht? Gib dich zur Ruhe, du winterlicher Rittersmann! Auch in den Thälern ist's kalt, wenn die Berge einmal voll Schnee liegen. Lösch' aus das Flämmlein in deiner Brust, damit es nicht dein letztes Del verzehre! Wie wird der Alte aufhören, wenn ich ihm von deiner Hochzeit sage, Thekla? Gut, sehr gut, daß er nichts davon erfahren. Grob und heftig, wie er ist, mit meinem guten Rheinwein im Kopfe, hätte er Handel angefangen und vielleicht ein Unheil angestiftet. Ich weiß, daß er böse ist, wenn er mit Wein und Weibern zu thun hat. Morgen ist's ein andres; da ist er nüchtern und wird seinen Verdruß still hinunterwürgen. Gott gesegn' es dem saubern Gevatter!"

Der Herberger zum Einhorn hatte demungeachtet seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er hatte vergessen, daß er lang vor Bechtrams Ankunft dem Henne von Wiede von Theklas Hochzeiter erzählt. Und so geschah es, daß am

nächsten Morgen, oben in ihrer Schlafstube, der Junfherr dem alten Ritter gesprächsweise wieder erzählte, was diesen stutzen und ergrimmen machte. — Allerdings ließ Bechtram den Junker nichts merken; aber wie der Blitz flog er hinab in's Haus, und überraschte, des Stegreiffkriegs Meister, Thekla in irgend einem ruhigen Winkel, wo sie den Geschäften der Wirthschaft oblag, vermeinend, sicher vor dem Susannabruder zu sein, und warf ihr mit bösen Blicken die Frage hin: „Ist's eine Lüge, was mir der von Wiede erzählt, oder ist's Wahrheit? Du bist verlobt und machst Hochzeit, kleine Schlange?“

Thekla war nur einen Augenblick erschreckt: wie ein rechtes Weib hatte sie gleich wiederum Muth zur rechten Zeit. — „Ja doch;“ antwortete sie kühn: „'s ist freilich wahr. In wenigen Tagen bin ich, will's Gott, eine glückliche Ehefrau.“ — „Pest und Blut und Wunden!“ grollte der Ritter mit geballter Faust: „Mich also zu betrügen, Schlange!“ — „Konnt' ich denken, daß ein Mann von siebenzig Jahren zu einer

jungen Magd im Ernste reden würde, wie Ihr thatet?" fragte Thekla fest entgegen: „fürwahr, ich hielt's für Scherz und im Scherz gab ich Euch den Bescheid.“ — „Schlange noch einmal!" knurrte der Ritter: „wo ist der Wicht, dein Pfeffersack und Wolltuchfrämer?" — „Verreißt, und kommt vor Morgen Abend nicht wieder;" hieß die Antwort. — „Wart, wart; du sollst an mich denken!" drohte Bechtram, mit unheimlicher Geberde abgehend. — „Es soll geschehen!" rief ihm Thekla nach: „an Euch denken, und mich vor Euch verwahren!" — „Ihr braucht dem Ritter nichts zu sagen;" sprach sie zum Vater, der zufällig herbeikam: „der Ritter weiß schon alles, und hat mir abgesagt auf grimmige Fehde!" — „Bis ihm die Vernunft wiederkehrt;" meinte Jost: „dann wird er wieder der beste Mann sein. Indessen will ich, daß Du dich heute in's Haus deiner Muhme Niedermaierin setzt, bis der Ritter aus der Stadt ist. Dann hat's keine Noth mehr.“ —

Zur festgesetzten Stunde ritt Bechtram, ohne

mit Jost ein Wort gewechselt zu haben, finster und verdrossen zum deutschen Hause. Ihm folgten Rathsverwandte, Söldner vom Rathe, Henne von Wiede und der reißige Knecht. Am deutschen Hause empfingen ihn der Schultheiß, die Bürgermeister und Schöffen . . . ein ganzes Parlament von Geschlechtern und Altbürgern. So viele Leute wiederfindend, mit denen er einst Brüderschaft im Felde gehalten, ging dem greisen Ritter wieder das Herz auf zur Fröhlichkeit, und das Fieber, das einer schwachen Dirne feurige Augen in ihm entzündet, verließ ihn. Da war wiederum von Krieg und Frieden, von Beute und Dienstgeld die Rede, da kam wieder des ritterlichen Kämpfen Eitelkeit und Eigennuz in's Spiel. Was hatte er ferner mit Thekla zu schaffen? So wurde gethädigt und verhandelt, gefordert und verweigert, vermittelt und zugegeben, gedroht und versöhnt, bis zur Mittagsstunde. Dann kam der Handschlag, dann der geschriebene Vertrag, die Unterzeichnung, die Besiegelung, die Umarmung und des Friedens Schmaus. Während

der Mahlzeit bliesen des Rath's Trompeter den Frieden auf allen Kreuzstraßen der Stadt aus, und zu jedem Tafelstrunk trommelten die Paukenschläger freudigen Lärm. Das war ein Leben, als ob vom Himmel herab die Engel musizirt hätten! Kuß auf Kuß, Schwur auf Schwur wurde dazumal im deutschen Hause gegeben. Alle Theile waren froh, einander nicht mehr fürchten zu müssen, und — wie der Stadtschreiber meinte — eine fünfzigjährige Dauer des Friedens war gerade nur das wenigste, was man von dem Frieden erwartete. Bechtrams siebenzig Jährlein waren geradezu vergessen worden und ausgetilgt, weil alle die alten Herren, die da zusammensaßen — fahl oder grau, feist oder mager — sich wieder für Jünglinge der ersten Blüthe hielten. — Es war ein schöner Tag; leider mußte, wie alles, auch er ein Ende nehmen; die Pauker verstummten; die Fässer rannen, nicht mehr. Schultheiß und Rath verabschiedeten sich vom Ritter. Bechtram schickte sich an, die Stadt zu verlassen. Der Rathsherr, so des Einhornwirth's Better war,

fragte den Ritter: „Wollt Ihr noch einmal an-
fehren beim Einhorn?“ — Ein Blicß des Zorns
flammte aus Bechtrams Augen. Seine Zunge
sagte indessen gleichgültig: „Ich habe dort nichts
liegen gelassen, und der Abend kommt. Ich will
vor Nacht zu Hause sein. Zahlt meine Beche,
lieber Herr und grüßt von mir den Jost.“ —
„Und seine Thekla?“ — „Den Jost.“ —

Ungeduldig trieb Bechtram sein Pferd. Seine
beiden Begleiter hatten Mühe, ihm zu folgen.
Vor dem Stadthor drehte sich der Ritter um,
und sagte mit abergläubischem Zagen: „Weiß
nicht, was das bedeutet; aber es war mir eben,
als läge der ganze Kloß von Frankfurt mit sei-
nen Mauern und Thürmen auf meiner Brust.
Es wäre, denk' ich, mein Unglück, wenn ich noch
einmal da hinein müßte!“ — „Pah! was Un-
glück?“ lachte Henne, der jetzt die ganze Welt in
Rosen sah: „haben wir nicht Friede? Noch oft,
denke ich, werden wir gen Frankfurt ziehen, edler
Herr, und zwar mit Freud' und Lustbarkeit, und
mich ärgert nur, daß die runde Thekla des Kauf-

mann's Weib wird. Sie wär', eines Edelmanns zierliche Buhlschaft zu sein, vor allen Weibern werth."

Drohend holte Bechtram mit der Hand aus: „Unterstehe Dich, Henne, noch einmal so dummes Zeug hervorzubringen!" rief er zornig: „Sind das Schwägerlein eines Jungen vom Adel? Was wolltest Du mit der Bürgerdirne? Kein Wort von dergestalten Narrethei mehr oder" — „So beruhigt Euch doch nur!" bat Henne unterwürfig: „ist denn der Jugend nicht ein Spaß erlaubt? Der Mund sagt oft frevelmüthig, woran das Herz kaum denkt. Und am Ende wäre Eure Göthe doch eines bessern Looses werth, als jenes aufgepuhten Hasenfußes Weib zu sein." — Sie ritten noch innerhalb des Stadtbanns, und einige zwanzig Schritte von ihnen, flepperte ihnen entgegen Konrad das Schwäbele und dessen Knecht Wallram.

„Wer da Hasenfuß?" fragte Bechtram und dunkelroth wurde seine Stirne; ein übles Vorzeichen. — „Dort!" versetzte Henne, und deutete

mit dem Stiel seiner Roßpeitsche auf den Konrad: „Dort Pfeffersack, dort Thekla's Hochzeiter.“ — Und in den Steigbügeln stellte sich der Alte auf, zog seine lange Klinge, und donnerte den Krämern und dem eignen Knechte zu: „Halt an! halt auf!“

„Was thut Ihr?“ fragte Henne bestürzt. — „Halt's Maul und drauf!“ befahl Bechtram und sprengte mit geschwungener Waffe das Schwäbele an. Der Reißige, ein frecher Hengst, abgerichtet auf fahrender Leute Leib und Leben, verrannte dem Angegriffenen mit der Lanze, die ihm am Rücken hing, den Weg. — Konrad wollte sich zur Wehre setzen, aber Bechtram hob ihn am Koller aus dem Sattel, während Henne, jauchzend, blutigen Muthwillen zu üben, Wallrams Pferd niederstach. — „Ergib Dich, Gewürzhändler!“ schrie der alte Ritter, zur Erde springend und dem Konrad das Eisen an die Gurgel setzend! „ergib Dich oder Du bist des Todes!“ — „Herr, was hab' ich Euch gethan?“ stammelte der arme Kaufmann. — „Frage lieber, was ich mit Dir

thun und beginnen werde!“ entgegnete Bechtram und schleuderte ihn in Henne's Fäuste! „bindet den Burschen und dann mit ihm zu Gaul und macht fort nach Falkenstein. Mit diesem Kerl hab' ich noch zu reden.“

Er meinte den Wallram, der verdußt mit gefalteten Händen seinen sterbenden Gaul betrachtete. — Henne und der Reißige vollzogen flink, weil geübt, des Ritters Befehl und sprengten, den Gefangenen in ihrer Mitte, dessen Roß am Zügel fortreißend, in's Weite hinaus. — Bechtram sagte inzwischen zu Wallram: „Was grämst Du Dich um diese elende Charfreitagsmähre, die einen ritterlichen Tod stirbt, der ihr gar nicht zukam? Freue Dich lieber Deiner Freiheit . . . ja Du bist frei. Lauf' zur Stadt zurück, und bring' dem Einhornwirth die Kunde, der alte Bechtram habe seinen zukünftigen Eidam niedergeworfen und werde ihn nur gegen ein Lösegeld von zwanzig Mark Silber freigeben. Aber Thekla müsse das Geld gen Falkenstein tragen. Thekla wie sie leibt und lebt; denn nur aus ihren Hän-

den will ich das Geld empfangen, oder, bei Gott, das Schwäbele soll in meinem Thurm grau werden wie ein schimmlich Tuch. Fort, rühre Deine Beine! Zieh aus, Galgenstrick!“ — So rannte Wallram, seines Lebens froh, gen Frankfurt, und Bechtram trabte, als ob er ein rechtes Heldenstück verrichtet, der Gränzwarte zu. Dort standen ein paar Söldner des Raths auf Wacht und glogten ganz erstaunt den alten Straßenräuber an, der ihnen mit dem Schwerte drohte und zurief: „Keinen Schritt vorwärts, ihr Schurken, oder es ist um Euch geschehen!“ — Sie ließen sich's gesagt sein, und siegreich lenkte Bechtram quersfeldein, vergnügt, wie nach seinem ersten Reiter-
tagwerk.

Als sich die Nachricht von dem abscheulichen Friedensbruch unmittelbar nach dem Friedensvertrag in der Stadt Frankfurt verbreitete, war allgemein die Bestürzung, noch größer die Erbitterung des Volks. Mitten in der Nacht lief es beim Schein der Pechfackeln zusammen, und verlangte die blutigste Rache für den Frevel. Die Vorsteher der

Bürgerschaft hatten Mühe, für den Augenblick die Gährung niederzuhalten und zu verhindern, daß nicht zur Stelle Alt und Jung auszog, um des Friedensstörers Raubnest zu brechen und zu verwüsten. — Thekla lag daheim in Verzweiflung. Ihr Vater brütete in dumpfem Trübsinn. Was war zu thun in solcher Noth?

Die Nacht brachte Rath; die Nacht ebnete der empörten Fluthen hohen Gang. Am Morgen war schon keine Rede mehr vom allgemeinen Auszug; lässiger zeigten sich die Bürger; die Stadt-obersten entschieden sich für's Temporisiren. Es schien ihnen besser, eine Gelegenheit, den alten Löwen mit List zu fangen, abzuwarten, als ihm mit offener Gewalt entgegen zu gehen. — „Meint Ihr nicht,“ fragten sie in geheimer Sitzung den Einhornwirth, „es werde glücken, den Bechtram zu vernünftigeren Gesinnungen zu bewegen, wenn in der That Eure Thekla den Gang zu ihm, der ihr Pathe ist, unternähme? Weiberbitten vermögen viel, und Bechtram ist, so viel wir wissen, Euerem Hause zugethan?“ — Worauf aber Jost

mit Bestimmtheit antwortete: „So wahr mir Gott im letzten Stündlein beistehen möge, ich leide das nicht. Merkt Ihr denn nicht, daß der graue Bösewicht eben um der Thekla willen den Handel angerichtet? Seht Ihr nicht ein, daß das arme Mägdlein verloren wäre, wenn sie in die Höhle des Wolfes ginge? Ihr Alle habt Kinder; wie könnt Ihr einem Vater zumuthen, sein liebes Kind zu opfern? Habt Ihr nicht zu gebieten über Stadt und Leute und tapfere Bundesgenossen, und fürchtet Euch, den Ritter anzugreifen? Soll ich mit Thekla's Schande und Tod Euern Kleinmuth bezahlen?“ — Da schwiegen sie beschämt; aber dennoch konnten sie nicht zu einer freudigen That gebracht werden.

Einem schlichten Bürger aus Niederland, der eben in Geschäften zu Frankfurt verkehrte, war's aufbehalten, den Vätern der reichen Stadt ein Mittel an die Hand zu geben, ihre Ehre wiederherzustellen. Dieser Mann war der Kaufmann Heinz Duche, der im Einhorn Herberge genommen und daselbst mit dem „Schwäbele“ und mit

Bechtram bekannt geworden. Er trat schon am zweitnächsten Tage frühe vor den Rath, und sprach: „Ich müßte mich auf Menschen schlecht verstehen, und insbesondere mich in dem alten Bechtram gründlich täuschen, wenn ich ihm nicht beikommen sollte, so Ihr mir eine Rotte Eurer Söldner anvertrauen mögt. Ein kundschafterischer Jude hat mir gesteckt, daß der Ritter morgen — wie dem Uebermüthigen zuzutrauen — an dieser Stadt Grenzen sich zeigen werde, gleichsam um Euch zu verhöhnen. Er beabsichtigt eine Einkehr bei dem Grafen von Ragenellenbogen zu Hahn. Wollt Ihr mir Vollmacht geben, so fang' ich ihn auf seiner Heimkehr. Wo nicht, so habe ich gerade nur Unglück und will's meiner Verschuldung zurechnen.“

Der Jude hatte gut gekundschaftet. Bechtram zog richtig mit zwei Knechten, ohne beunruhigt zu werden, am bezeichneten Tage zum Grafen und nahm den Imbis auf dem Schlosse ein. Die Herren beredeten sich, wie wohl die Frankfurter ferner zu schädigen seien, und trennten sich gar

freundschaftlich. Und da Bechtram, voll des Muths und des süßen Weines längs des Mainstroms hinritt und hinstreifte neben den Bollwerken von Frankfurt, lachte er grausam in den Bart, sprechend: „Sieh doch, wie der Falke sein Handwerk nicht verlernen mag! Ist mir doch zu Sinn, als sollt' ich erst heute anfangen, es recht zu treiben! O, ihr Pfahlbürger, wie spröde thut ihr mit euern zwanzig Mark Silbers! O Thekla, wie spröde thust du mit deiner Schönheit? Ich werde eben wiederum einen Krämer aufheben müssen, um euch noch mehr in Noth zu bringen und euern Beutel aufzuschnüren!“ —

Mittlerweile waren die drei Reiter am Ufer des Stroms gegenüber dem Gutleuthaus angekommen . . . und, was sah der Ritter in kleiner Entfernung? Ein Pferd, beladen mit vollen Geldsäcken und mit einem Reiter, der sorglos daher zu reiten schien. — Die Versuchung wirkte augenblicklich. Den Geldreiter sehen, ihn anschreien und mit gezogener Wehre anrennen, war für Bechtram eins und dasselbe. Der Angegrif-

fene drehte sich schnell, die Geldsäcke verlierend, zur Flucht und warf sich, Mann und Pferd, in den Strom. Bechtram, dessen Knechte über die Säcke herfielen, verfolgte den Heinz Duke in das Wasser, und war daran, ihn zu erreichen, als unversehens ein Schock von berittenen Söldnern, die hinter Erlenbüschen im Hinterhalt gewesen, hervorbrachen und den Räuber umzingelten. — „Verrathen!“ schrie Bechtram aus, dem die Schuppen von den Augen fielen, und wollte zurück, aber vergebens fielen seines Schwertes tapfere Streiche. Binnen wenigen Augenblicken war er entwaffnet, bezwungen, an's Land geschleppt, wo schon seine Knechte von Söldnern zu Fuße gebunden waren. Man hatte sie bei den mit Eisengerümpel angefüllten Säcken erwischt; das Loos der Gemeinen theilte aber auch ihr Gebieter. Schmachlich gefesselt, zu Fuße wandernd zwischen den Pferden, wurde Bechtram sammt Gefolge in die Stadt geführt, Heinz Duke jubeld voran, und bald erfüllte auch Jubel das weite Frankfurt. — Die Leute auf den Gassen umarmten sich; Jost leerte fröhlich

seinen Ehrenpokal, Thekla gesundete rasch und ihre erste Frage an den fröhlichen Boten, den Rathsherrn, war: „Jetzt wird aber doch das Schwäbele frei und frank gegeben werden müssen?“ — Und der Rathsherr erwiederte: „Frank und frei, liebe Jungfrau. Jetzt sind wir obenauf, und wollen den alten Geisbock nicht mehr aus Händen lassen.“

An jenem Abend noch versammelte sich ein Verhörgericht im Kerker Bechtram's. O, wie verschieden war doch dieser Abend des sechsundzwanzigsten Augusts von dem fröhlichen Morgen des dreiundzwanzigsten! Wohin Bechtram nur schaute, stieß er auf kaltfeindselige Blicke, und da er versuchte, des Schwäbele Gefangennehmung lediglich als einen Scherz und Muthwillen zu schildern, antwortete ihm höhnisches Gemurmel. Und als er ernstlicher sprach von Genugthuung an Geld und Waaren und ein ritterliches Lösegeld bot, entgegneten ihm die Herren nur mit einem tiefen bedeutsamen Schweigen. — Seine Knechte hatte man auf die Folter geworfen; sie hatten eine Unzahl von Schandthaten bekannt, wohl

mehrere, als sie in der Wirklichkeit begangen; denn die Folter macht gesprächiger als selbst der Wein. — Und was sie aussagten, wurde sorgfältig aufgeschrieben, als sei im letzten Vertrag nicht schon alles in's Dunkel der Vergessenheit verwiesen worden! — Da man dem Ritter der Knechte Aussage vorlas, staunte er, und fragte: „Gesezt, es wäre Alles, wie sie sagen, was ich läugne . . . haben wir nicht unsere Rechnung in voriger Woche abgethan und das Kerbholz zerschlagen? Der kleine Scherz mit dem Schwäbele geht ganz gleich auf mit dem ungetreuen Hinterhalt, worein Ihr mich verlocktet. Was fordert Ihr von mir?“ — „Vor allem des Gefangenen Freiheit;“ mahnte der Rathsherr, Jost's Better. — „Was soll ich thun?“ — „An Eure Hausfrau den Befehl, ihn frei zu lassen, schicken und ein gültig Wahrzeichen, daß wirklich der Brief von Euch ausgegangen, sonder Gefährde.“ — „Meinetwegen. Gebt mir Schreibzeug. Ich werde noch so viel in Schrift und Federkunst zusammenbringen können.“ —

Der alte Ritter, dem die Sache ernsthaft zu werden schien, schrieb den Brief mit vieler Mäßigung. Er lautete:

„Der ehrbaren Else von Bilbel, meiner lieben
„Hausfrau, meinen freundlichen Gruß zuvor. —
„Liebe Hausfrau; ich lasse dich wissen, daß mich
„die von Frankfurt gefangen genommen haben.
„Darum befehle ich dir, den Gefangenen, das
„Schwäbele, von Stund an laufen zu lassen, weil
„ich gefunden habe, daß ich nichts mit ihm, noch
„er etwas mit mir zu schaffen habe: so du das
„thust, ist mir's lieb. Gegeben unter meinem
„Insel am Montag nach St. Bartholomäi.
„Zum Wahrzeichen sende ich dir deinen eigenen
„Siegelring. Bechtram von Bilbel, Ritter.“

Die Verhörrichter prüften das Schreiben und fanden es gut. — Bechtram hob nun an: „Ich habe Euch in allen Stücken Folge geleistet. Ich denke, Ihr werdet mir dagegen eine ritterliche Haft nicht versagen. In diesem Thurme sitz' ich unter Mördern und Brandstiftern und Fesseln drücken meine Beine. Eine ritterliche Haft gebt

mir, Ihr Herren.“ — „Schultheiß und Rath werden's überlegen;“ wurde dem Ritter entgegnet. — „Und — wenn das Schwäbele, das ich gut gehalten in jeglicher Nothdurft, weil's nur ein Spaß sein sollte mit meinem Gevatter und meiner Göthe — wenn das Schwäbele wiederkehrt, so zähl' ich darauf, meine Freiheit ebenfalls wieder zu erhalten und alles sei dann wie zuvor. . . .?“ — „Schultheiß und Rath werden's überlegen!“ — Mit diesen Worten verließen die Verhörrichter Bechtram's Kerker, und ein Bote flog, dem Morgen entgegenreitend, mit Bechtram's Schrift und Ring versehen, gen Neufalkenstein. —

In ziemlich früher Stunde sprach der Better-Rathsherr im Einhorn zu. — „Munter! munter!“ rief er seine Verwandten an: „das Schwäbele ist frei will's Gott, in kurzer Frist wird's hier eintreffen. Ein Reitender brachte die Kunde. Der Brief hat gewirkt, und der Teufel mußte die arme Seele wieder herausgeben.“ — „O Maria, Mutter aller Leidenden, sei gelobt für deine Hülfe!“ jubelte Thekla, und schmunzelnd trank

Loft abermals seinen Ehrenhumpen aus, obwohl es noch früh am Tage. Und zum andernmal hatte er ihn zu füllen, als richtig eine halbe Stunde darnach das Schwäbele in Lebensgröße mit heiler Haut und frischen Augen hereintrat, die Braut zu umarmen, dem Schwiegervater die Hand zu schütteln, dem Rathsherrn zu danken. — Ei, wie hing Thekla an den Zügen des Geliebten! Wie viel hundertmal fragte sie ihn, ob er nichts gelitten, ob ihm nichts gemangelt, ob er nicht gepeinigt worden? Worauf er stets erwiderte: „Du, mein Herz, hast mir gemangelt, von dir entfernt zu sein, hat mich gepeinigt, und nur an Ungeduld und Sehnsucht hab' ich gelitten. Sonst hatt' ich's gut. Mich vor der Hitze zu beschirmen, hatte mich der Ritter in einen kühlen Thurm gesteckt; um mich nicht zu belästigen, ließ er mich mutterseelen allein. Sein Brod ist schwarz, aber gut; sein Wasser sonnenklar, sein Stroh gar nicht so übel. — Ferner weiß ich nichts zu sagen, als daß mir mein Gefängniß lieber war, denn die Reise dahin, die mir ein dauernd Angedenken

hinterließ.“ — Konrad zeigte bei diesen Worten die blutrünstigen Spuren, die auf seinen Armen und Händen von den Stricken, womit man ihn gebunden, hinterblieben waren. Thekla meinte davor in Ohnmacht hinsinken zu müssen; aber der Rathsherr verwies ihr die Schwäche, und sagte: „Sei du froh, daß der Konrad überhaupt wiedergekommen und danke Gott, daß des alten Räubers Ziel gesteckt. Der Bechtram, gute Freunde, glaubt mir's, wird Euch nicht mehr wehe thun!“

Der seltsame Ausdruck, den der Rathsherr in seine Worte gelegt, machte die Zuhörer zusammenfahren. — „Wie meint Ihr's?“ fragte Thekla zögernd: „was soll denn mit dem Götti geschehen?“ — „Dieses Mannes Leben ist sein Tod;“ antwortete der Rathsherr finster: „kommt, Konrad Schwarz, Euch vor Rath und Bürgermeister zu zeigen. Man wartet nur auf Euch, um dem Erbfeind seinen Kopf zu nehmen.“

„O weh! o weh! was sagt Ihr da?“ riefen Jost und Thekla, selbst den Konrad nicht aus-

genommen, der jezo, da er selber in Freiheit, gern dem Ritter ebenfalls wieder die Freiheit gegönnt haben würde. — Der Rathsherr erwiederte nur: „Kommt, kommt, in einer Stunde wird Alles vorbei sein. Wenn nicht heute die adeligen Krippenreiter Respekt vor dem Spießbürger bekommen, so geschieht das nie.“

Nachdem sich Konrad mit dem Rathsherrn wegbegeben, sahen sich Jost und Thekla mit gefalteten Händen betrübt an, und nach langem Schweigen sagte ersterer: „Ach, wie bitter rächt sich doch sündliche Thorheit schon auf dieser Welt!“ — Und Thekla entgegnete mit nassen Augen: „Ach, wer hätte das gedacht! Ich arme Magd bin schuld, daß mein Götti das Leben verliert!“ — „Gib mir meine graue Mütze und meinen Kirchenmantel!“ sagte wiederum Jost. — Das Mädchen verstand ihn. „Gehen wir?“ fragte sie: „gehen wir, ihn noch einmal zu sehen?“ — „Ja, meine Tochter!“ — In Eile kleideten sich Vater und Tochter an, und sputeten sich, Bechtram's Kerker zu erreichen.

Das Gefängniß war eng umdrängt von Menschen; der Schließer machte einige Schwierigkeiten, den Einhornwirth einzulassen. — „Der Ritter weiß noch nichts von seinem Schicksal;“ sagte er; „den Pfaffen, der ihn besuchen wollte, ließ er nicht ein. Er habe mit den Leuten nichts zu schaffen, sagte er. Ich redete mit ihm allerlei; er hätte, was ihm bevorsteht, ahnen können. Doch glaubt er nicht an die Möglichkeit eines blutigen Ausgangs. Wenn Ihr mir auf Eid und Leben betheuert, daß Ihr dem Ritter nicht eine Waffe oder ein Gift zum Selbstmord bringt, will ich Euch einlassen, Einhornwirth, obschon ich's eigentlich nicht sollte?“

Jost beschwor, was der Kerkermeister verlangte und betrat bald hierauf mit Thekla, die sich ängstlich an seinem Arme festhielt, die kahle Zelle des alten Ritters. Bechtram schritt unruhig auf und ab. Seines Gevatters ansichtig werdend, flog ein Schimmer von Freude über sein abgequältes Angesicht, und er rief aus: „Schier wollte mir der Muth entweichen, aber einer schönen Dirne

Antlig ist Verheißung nahen Glücks. Verzeihst du mir, Thekla, was ich gethan, und bringst du mir die Freiheit?"

Als nun hierauf so Vater als Tochter bang schwiegen, die Augen niedersenkten und schwer seufzten, sprach der Ritter, der mit aller Gewalt die böse Ahnung von sich ferne halten wollte: „Wozu auch kämet Ihr, als um mir gute Botschaft zu bringen? Stellt Euch vor, daß ich in verwichener Nacht, schlaflos mich wälzend, ein wüstes Gesicht hatte. Es kam mir vor, als kröche dort aus jenem Winkel der Tod mit nacktem Gebein und sagte mir: Ich hole dich morgen, alter Sünder! Ha, wie mich schauderte! Wie ich kleinmüthig wurde! In jener Stunde traute ich den Frankfurtern das Schlimmste zu. Aber nein: wie sollten sie wagen, sich an meinem Haupte zu vergreifen? Narrische Furcht! Sagt an: ist das Schwäbele nicht freigegeben worden? Ist er noch nicht eingetroffen? Sagt, o sagt, wann werd' ich erlöst sein?"

Nun hielten Jost und Thekla nicht mehr an sich.

Ihre Thränen, ihr Schluchzen, die Inbrunst ihrer Umarmungen, womit sie den Ritter um einen versöhnlichen Abschied anflehten, verkündigten dem Ritter sein Schicksal. — Er erschrock, bebt zusammen und rief: „So ist's denn die Wahrheit? Sie wollen mich umbringen?“ Er stieß Gevatter und Pathe von sich und verhüllte sein Angesicht.

Da öffneten sich die Pforten. Der Stadtschreiber trat herein; ihm folgten Waffenknechte, in deren Mitte der Vollstrecker des Bluturtheils. — Wie ein Träumender fragte Bechtram: „Gilt's wirklich meinem Kopfe?“ — „Ja;“ erwiderte der Stadtschreiber, und las die Sentenz des Raths. Während dessen sammelte sich Bechtram gewaltsam; sein adelich Heldenblut, bevor es auf der Richtstatt ausströmte, behauptete seinen tapfern Werth. — „Ich konnte von Eurer Hinterlist und Unversöhnlichkeit nichts andres erwarten;“ sprach er gefaßt: „des Esels Huf schlägt den gefallenem Leuen zu Tode.“ —

Und da Jost und Thekla vor dem Stadtschreiber niederfielen, um Gnade bittend, gleichsam

als hätte der schwarze Herr an Kaisersstatt zu begnadigen, verwies ihnen Bechtram die vergebliche Bitte, sprechend: „Gevatter, Göthe, erniedrigt Euch nicht umsonst. Der Pfahlbürger, so er in Macht ist, verzeiht nimmermehr. Und höher schätze ich den Tod von gemeiner Hand, als die Gnade der städtischen Schurken. Euch beiden hab' ich nichts zu vergeben; ich hab' an Euch gebozt, ich hab' mich gegen Gott den Herrn und seine Gebote vergangen . . . konnt' ich Böses thun, mag ich auch die Strafe tragen, die mir der Himmel durch diese Bösewichter schickt.“

Hierauf verordnete er noch einiges für seine Hausfrau, und bat, daß man seinen Knechten das Leben schenken möge. Und weil der Stadtschreiber zur Eile trieb, schickte er sich an, zu folgen umarmte den Gevatter mit den Worten: „Ach, warum hab' ich nicht vor zwanzig Jahren an deiner Seite ehrlich in offener Feldschlacht fallen dürfen!“ — und deutete der Thekla an, sich ihm nicht zu nähern. — „Du hast mir verziehen,“ sagte er: „das sei genug; ich danke dir, und

wünsche dir heitere Tage. Berühre aber meine Hand nicht mehr. Ich könnte wiederum Lust zum Leben verspüren, und doch hab' ich ihm abgesagt, wie ein tapferer Mann. Laß' mein Herz in Ruhe, und mein Muth soll schon aushalten." —

So ging der Zug durch die Stadt vor's Bockenheimer Thor. Eine unermessliche Volksmenge strömte dahin; aber Keiner hatte das Herz, den greisen Ritter zu schmähen, der einherging, als hätte er den Oberbefehl über die Schergen, die ihn zum Tode schleppten. Auf der Richtstatt ließ er sich auf ein schwarzes Tuch knieend nieder, weigerte sich aber, sich die Augen verbinden zu lassen. — „Die Sonne scheint so schön, ihr Galgenvögel;" sagte er: „warum mir die letzte Freude an ihr verbittern? Meister Hämmerlein, thu' deine Schuldigkeit mit Fleiß und laß mich nicht leiden!" — Also geschah es. Bechtram's Haupt fiel auf den ersten Streich zu Boden. Des Raths Söldner begruben den Leib zu St. Katharina. — Als jedoch kurz darauf der Pfarrherr von Offenbach anzeigte, daß Bechtram im

Bann der Kirche gestorben, wurde sein Leichnam wieder aufgenommen und auf dem Gänsegraben ohne Sang und Klang verscharrt. — Dergestalt hat sich Frankfurt an seinem unverbesserlichsten Widersacher gerächt und den Stegreifrittern ein warnend Beispiel gegeben für ewige Zeiten. —

Der böse Feind im Sack.

Eine Sage aus der alten Badener Zeit.

In den grauen Jahren, da Baden noch ein kleines dumpfiges Städtchen gewesen mit finstern Thoren, hohen Mauern, tiefen Gräben und dicken Thürmen — der Wald von Tannen- und Fichtenbäumen lief vom Fremersberg bis an die Doss herunter, und das Kapuzinerkloster lag am Saum desselben, und schwindstüchtige Füchse und gichtbrüchige Wölfe hatten nicht weit zu den warmen Quellen, wo sie ihre Heilung suchten — lebte in einem Hause unfern vom „Greiffen“ der Selbgießer und Gürtlermeister Wilderich Eisenbeiß. Das Geschlecht ist jezo lang ausgestorben, und selbiges, sein Stammhaus, wurde geheißzen zum

„Brüderlein.“ Die Namen machen zwar von Rechtswegen in der Welt nichts zur Sache, und heißt mancher Gabriel und ist demungeachtet ein Belial. Manch liebesmal trifft's dennoch zu, und mit dem Wilderich war's der Fall. Ein guter Meister seines Handwerks, aber ein wilder Vogel, der lieber Landsknecht spielte, als mit Blasbalg und Feile zu thun hatte. Den Wein verachtete er nicht, und nicht den Langschlaf und keineswegs das freundliche Frauenzimmer. Aber mittlerweile kam in das „Brüderlein“ keine Ordnung und keine Hausfrau, weil der Bruder darin zu lustig war. Auch die Kunden hörten auf zu kommen, denn die Esse war immer kalt, die Arbeit nimmer fertig, und saß der Wilderich hinter der Kanne, war der Gürtler nicht daheim.

Er hatte eine alte Base, sie hieß Sibille, und sah aus wie eine von den römischen; aber dabei war sie eine treffliche, wiewohl häßliche Haut, und führte ihres Betters winzigen Hausstand um Gotteswillen, — denn von dem, was ihr blieb, wurde sie wahrlich nicht fett, und ließ

es nicht fehlen an herzbrechenden Warnungen und Vorstellungen und Bitten und Beten. Aber 's half nichts. Als der Wilderich sah, daß er vom Gaul heruntergekommen bis auf den Hund, wurde er bitterm Herzens und frevelhaften Mundes, und die gute Sibille mußte noch einmal so lang in der Kirche auf ihren Knien rutschen, um nur ein Zehnthel von dem abzubüßen, was Wilderich mit gottlosen Redensarten am Himmel verschuldete.

So sagte er einstmals, da er vor seiner letzten Schublade stand, und sie war leer an Geld und Habseligkeiten: „Wenn ich mich doch dem Gottseibeius verschreiben könnte! Für Geld und Gut und große Kundschaft wollt' ich ja gern nach zehn Jahren sein eigen sein mit Schopf und Zopf!“

Raum war das unbedachte Wort über Wilderichs freche Lippen gefahren, so macht's auf'm Holzhausdach vor dem Fenster: Krapp, frapp, frapp! und zwigert und flügelt und schmagt, und wie der Gürtler recht hinsieht, so ist's ein großer Rabe mit spiegelglänzendem Gefieder und gold-

glänzenden Augen. Nicht faul, fliegt der Rab auf's Fenster Sims zum Wilderich, hält ihm die Klaue hin und sagt: „Gilt's, Wilderich, mein Sohn?“

Den Gürtler reute erschrecklich, was er gethan aber was war im Angesicht des Bösen zu machen? Das Beten fiel dem Wilderich nicht ein, aber wohl die Hoffnung auf tausend Freuden, und weil der Rabe so gewiß wohlhändig und anständig aussah, so streckte der Meister seine Hand hin, und der Rab' drückte sie, daß ein Tropfen Blut herausquoll, und den Tropfen pickte der Rabe begierig auf. „Dein Blut schmeckt gut,“ sagte er, und der Handel war fertig.

Als die Sibille heimkam, war sie beängstigt, ohne zu wissen, warum. Da saß ein unbekannter Rabe und hatte ein schönes Messingband um den Hals, das Wilderich eigens für ihn verfertigt hatte, und Wilderich zog eine Handvoll Silberthaler aus der Tasche und sagte zu der erstaunten Sibille: „Da sieh den Raben, der mich mit Geld versorgt, wie einst den Elias in der Wüste

mit Brod. Gib nur genau auf ihn Acht. So lang er im Hause ist, werd' ich Glück haben, denke ich. Halte von ihm die Ragen ab, und rede von ihm nicht zu den Nachbarn und andern Menschen. Der Neid ist ein Dieb, aber Verschwiegenheit der beste Schlüssel."

Es ging nun freilich, wie der Gürtler es gewünscht hatte. Geld war vollauf vorhanden, indem der Rabe alle Tage dergleichen im Schnabel brachte, was er andern Leuten nah und fern gestohlen; wo Geld, ist Muth und Uebermuth, und weil man den Reichen und Uebermüthigen lieber gibt als den Armen und Demüthigen, so kam auch wieder die ganze Kundschaft zum Meister zurück, was dem Stolz des letztern nicht wenig schmeichelte. — Er wollte den Raben zu seinem Hanwerk anhalten und Werkstatt und Gesellen sparen wie das eigne Achselschmalz, allein der Böse ist faul von Natur in allen Stücken, nur nicht in der Verführung, und so lachte der Rabe, den Wilderich und Sibille Petermännel geheißten, seinen Meister nur aus. — Deshalb mußte Wil-

derich Leute anstellen und eine Werkstatt miethen, und ließ darinnen arbeiten, daß es rauchte. In seinem Hause selber durfte es nicht geschehen, weil das Petermännel von Niemand sollte gesehen und gehört werden als vom Meister und von der Sibille. Die alte Jungfer wußte jedoch bald, woran sie mit dem Vogel war. Entweder Sibille spann oder kochte und Petermännel lachte frech und machte einen Purzelbaum um den andern, oder sie betete, und Petermännel fuhr schier aus der Haut, freischte allerhand unflätig Zeug und schoß Blitze aus seinen gelben Teufelsaugen, daß es durchs ganze Haus wetterleuchtete. — „Hinter dem Vogel steckt ein böser Geist,“ sagte Sibille zum Wetter: „wenn du unsre armen Seelen lieb hast, so jage den Vogel dahin, woher er gekommen! Du wirst schon sehen, was aus der Herrlichkeit wird.“

Da war indessen nichts zu jagen. Erstens war Wilderich an das Petermännel gebunden, und zweitens hätte er doch nicht das Wohlleben aufgegeben. Aber bald spürte er, daß Sibille ein

wahres Wort geredet. Wie es immerdar mit verbotenen Dingen geht, so auch hier. Es hatte zwar den Anschein, als gingen des Gürtlers Angelegenheiten aufs Beste; allein es war in der That nur Schein. Im Gegentheil nahm alles einen schlimmen Verlauf. Er bankettirte bei Tag und Nacht in den Herbergen, aber seine Gesundheit wurde faul, seine Trägheit immer wackerer und nach einem jeden rechten Reichenmannsleben kam Wilderich mit blutigem Kopf und zerschlagenen Gliedern nach Hause. Er, oder besser seine Leute, hatten viel zu thun; da er jedoch nicht aufpaßte und die Gesellen ihm den Esel bohrten, weil die Schelmerei regiert, wo das Auge des Herrn blind ist, so fiel alles Werk schlecht aus, und es gab darüber Geschrei in der Stadt, und die Kunden, die gar nichts zahlten, wurden nicht die seltensten. Ein paarmal hatte Wilderich eine Jungfrau gefunden, die ihm, um eine Hausfrau zu werden, am Altar gesagt haben würde „Ja“ und so weiter; aber jederzeit kam ein Anderer dazu, der ihm die Hochzeiterin abspannte, oder

wurde sie über Nacht von selber vernünftig und sagte: „Ich hab’ mich anders besonnen.“ — Das schlimmste war, daß dem Gürtler nicht einmal ein Heller von dem vielen Gelde, das ihm das Petermännel brachte, in der Tasche blieb. Was er nicht am Tage selbst, da er’s erhielt, ausgab oder verpugte, das war am andern Morgen nicht mehr zu finden, und wären’s tausend Gulden gewesen. — So begriff Wilderich nach und nach, daß er einen bösen Handel gemacht und der ärmste Mann von Baden sei, kimperte auch sein Beutel tagtäglich herrischer als der des durchlauchtigsten Markgrafen selber. Zudem drohte ihm Sibille, aus seinem Hause zu entweichen, wenn der böse Feind darinnen bleiben sollte.

An einem Abend im Advent spazierte Wilderich trostlos vor das Thor und dachte vergebens nach, wie er seiner Qual ledig werden möchte; da redete ihn ein Kapuziner an, der am Wanderstecken im Kloster einkehren wollte. Siehe da: ein Wort gab das andere, und der Gottesmann sagte dem Wilderich, der ihm all sein Leid gleich-

sam in der Beichte geklagt hatte: „Geh hin und mache eine Kiste von starkem Eichenholz zurecht, behäß in allen Fugen und Falzen, versteh' dieselbe mit starken eisernen Bändern und drei Schlössern und laß mich wissen, wann Du fertig geworden. Ich will sodann kommen und Dich des Bösen entledigen; doch mußt Du versprechen, demselben völlig abzusagen und ein gottesfürchtig Leben zu führen bis an Dein Ende.“

Der Gürtler versprach's und ging heim und rüstete die Kiste. Das dumme Petermännel merkte nichts davon und Sibille sagte ihm nichts; im Gegentheil machte sie einen gewaltigen Drudenfuß auf die Schwelle, und wie die Drud' nicht hinein, so kann auch der Satan, und wär's ein General- und Feldmarschallsatanas, nicht mehr hinaus aus den also bezeichneten Stuben und Kammern. Und am dritten Tag, einem Frei- und Leidenstag unsers Herrn, stellte sich der alte Kapuziner ein mit seinem Beschwörungsbüchl, Kreuzfix und all den heiligen Sachen, die der Fürst des Abgrunds sammt Gefolge nicht leiden

mag. — „Fahr' heraus aus dem Hause!“ befahl ihm der Priester. — Der Rab' knurrte, that aber keinen Zucker, und so dreimal und neunmal hintereinander. Nun machte der Mönch seine kräftigste Kunst, und befahl dem schwarzen Vogel im Namen des Herrn, sich in die offene Kiste zu setzen. Der Teufelsbraten ließ sich's lange heißen, aber wohl merkend, daß er viel geängstigt werden sollte, flatterte er endlich unbedachterweise in die Kiste. Schnapp! war der Deckel zu, ein jedes Schloß verriegelt und vermacht, und darauf drückte der Kapuziner das Siegel Salomonis. — „Nun ist's geschehen;“ sagte er zum Gürtler: „setze die Kiste an einen öden Ort im Hause, und Sorge, daß sie niemand öffne, sonst wär's gleich wiederum beim Alten. Nach siebenmal sieben Tagen trage die Kiste zur Nachtzeit in den Rhein. Die Schlüssel will ich in's Hilpertsloch werfen. Dann hast Du Ruhe; Dein Haus ist rein, Deine Seele gerettet.“

So war's gut. Der Hölle rabe saß fest in seinem finstern Winkel, murrte, knurrte, miaute

und pffiff, wie ein Schelm auf einem grünen Blatt pfeift. Lauter Teufeleien, um die Zeit zu vertreiben und sich anzustellen, als wäre er lustig und guter Dinge, was doch allerdings nicht wahr gewesen. Nicht selten kamen auch in der Nacht schwarze Ragen auf das Fenster der öden Kammer, wo die Kiste stand, und sangen ein kläglich Lied. Waren eitel böse Geister, die dem gefangenen Bruderlein Gesellschaft zu leisten kamen. „Wart’ Gesindel; dachte Wilderich: „Ihr sollt schon ausreißen, wenn’s Zeit ist.“

Da jedoch die Zeit herankam und die siebenmal sieben Tage verstrichen waren, und Wilderich zur Nachtzeit die Kiste lupfen wollte, um sie in den Rhein zu fahren auf einem Schubkarren siehe: da brachte er sie nicht vom Fleck, und der Rabe höhnte von innen: „Bin ich nicht schwerer als hundert Zentner Blei? und wenn du die stärksten Männer von hier bis Basel aufhötest — nicht um einen Zoll würden sie mich von dannen lupfen.“ — Darinnen hielt der Vogel Wort; dazu hatte er die Macht. Als er

hierauf anfang, dem Gürtler vorzuschlagen, dieser solle ihn freilassen, und er — Petermännel — wolle nichts mehr von Wilderichs armer Seele wissen, aber ihn noch obendrein belohnen mit ächtem Gold und feinkörnigem Silber, statt mit Eierschalen und Gelbrübenschnitzeln — da schüttelte, des frühern Betrugs eingedenk, Wilderich den Kopf und: „Halt's Maul!“ sagte er dem Abgründling mit Grobheit: „Bleib Du meinetwegen sitzen tausend Jahre in dieser Kiste. Du sollst mich nicht mehr hinter's Licht führen, Du unsaubrer Geist!“ — Verschloß hierauf die Thüre für die Ewigkeit und auch das Fenster, ließ die verhegten Ragen heulen wie sie wollten, und dachte nunmehr, wie er sein Leben in Frömmigkeit herstellen wolle.

Der Himmel gab seinen Segen zu Wilderichs Entsündigung, aber des Gürtlers Haus war deswegen nicht besser bestellt, und ging der Kummer zur Thüre hinaus, so kam dafür der Hunger beim Dachladen herein. — Und als der Meister endlich recht ergeben in die Zukunft zu schauen

gelernt hatte, sagte der Herr: „Es ist genug!“ und löschte sein Leben aus wie eine Kerze, aber die Sibille ließ er noch fortdauern, bis sie den Erben ihres Vatters, einen aus der Fremde kommenden Gürtlergesellen, Gottfried Eisenbeiß, in seine Habe eingewiesen hatte. Die alte Jungfer hatte noch die Freude, sich an der rechtschaffenen Andacht des neuen Herrn so vieler Armuth zu ergötzen, und sagte zu ihm, da sie bald darauf an's Sterben kam: „Ihr seid wie Euer Name, friedlich in Gott, aber dennoch wird Euch das Glück auf Erden fliehen, so lang der böse Geist in der Kiste in Euerm Hause steht. Schafft ihn fort; fragt an bei frommen und reichen Männern, ob Euch in dem Stück zu helfen sei, sonst leuchtet Euch kein Stern und reicher als Ihr ist jeder Vogel auf kahlem Zweige Ihr könnt mir's glauben.“

Die kluge Sibille ging hinüber, und Gottfried hatte noch immer nicht das Herz, gegen den Feind in der Kiste einen Kriegszug zu thun. Aber einst sagte ihm seines Herzens holdes Fräu-

lein: „Gottfried, ich liebe Dich von ganzer Seele, aber Dein Weib zu werden, erlauben nicht die Eltern, weil Du so arm und brodlos bist, und ich selber mag es nicht, so lang die böse Kiste, von der die Leute munkeln, in Deinem Hause steht. Böös macht böös; wo Unglück auf einem Haufen liegt, gibt's nicht als Unglück.“

Das menschliche Ohr ist harthörig gegen manche Liebe; der zärtlichen Eltern Stimme, des treuen Lehrers Warnen, ja selbst der süßen Heimath Aufmahnung verhallt gar oft vor ihm: aber die Liebe des geliebten Weibes redet selten in den Wind. Gottfried betrat zum erstenmal in frühester Morgenstunde die öde Kammer, das Teufelsquartier, und versuchte nach mancher Befreyung und Besegnung, die Kiste zu heben. Umsonst, es ging ihm nicht besser als dem Vorfahren. Das Petermännel lachte ihn aus, daß ihm schier das Mark im Gebein erfror, und gleich darauf unterhandelte das Petermännel mit ihm, daß ihm das Blut noch einmal so heiß zum Herzen drang. — „Bist Du nicht ein Narr, daß

Du Dich mit mir abmühst, und könntest es so gut haben?“ schnarrte verführerisch der höllische Rabe: „laß mich frei und Du sollst reicher sein als der Herr von Baden und der Abt vom St. Blasienkloster! Ach, wie wird Dein Bräutlein sich freuen! ach, wie glücklich werdet Ihr sein!“ — Wer weiß, was Gottfried gethan haben würde, wenn nicht gerade, als wie gerufen, das Ave geläutet hätte. Die Glocke rief ihm jedoch in's Gedächtniß, daß er ein Christ sei, und ein frommer Knecht der Himmelskönigin, die den göttlichen Sohn geboren, um dem Reich des Satans ein Ende zu machen. — „Halt's Maul!“ sagte Gottfried unwirsch zu dem Petermännel, und ging seines Wegs. Wohin? In's Kapuzinerkloster. — Der Pförtner erzählte ihm, daß der Vater Meinrad, der den Raben in die Kiste verschlossen, längst in fremde Länder versetzt worden, und empfahl statt seiner den ehrwürdigen Vater Isidor. — „Der versteht noch mehr vom Teufelswerk, als Vater Meinrad;“ sagte der Pförtner: „er hat unsern Vogt dermaßen eingeschreckt und

verschüchtert, daß derselbe den Mund nicht mehr gegen ihn aufthut, und ist doch so ungut, und so streng, wie kaum einer in der Christenheit.“

Und als Gottfried vor dem würdigen Isidor stand und um den Rath des weisen Mannes gebeten, machte der Mönch ein Gesicht wie ein Feld voll schwarzer Raben, und brummte aus dem langen Bart hervor: „Das wird gleich gethan sein. Heutzutage macht man mit den bösen Geistern nicht mehr so viele Umstände, wie ehemals. Was thut mir's auch, daß ich das Leben wage? Ist mir das Leben in diesem Kloster nicht entleidet, und müßte ich armer Klostermann nicht selber schon da und dort ein Guardian sein, wenn Gerechtigkeit über die Willkür gestiegt hätte?“

Stehenden Fußes, nachdem er allerlei Geräthschaften zusammengesucht, ging Isidor mit Gottfried von dannen. — „Wir wollen den Schwarzen schon aus dem Nest klopfen;“ sagte er fort und fort, und weil Gottfried ihm bemerkte, es sei doch heller Tag und am Tag sehr schwer, mit Teufel und Gespenstern zu verkehren, antwortete

er beständig: „Wer wird sich um des Bösen willen den Schlaf abbrechen? nur keine Umstände mit dem Galgenvogel gemacht!“

Alsobald hob der Mönch an, den schlimmen Raben heftig zu belagern. Petermännel saß ganz still und schien unheimlich befangen. Isidor, der einen Bohrer hervorzog, flüsterte dem Gottfried zu: „Sing’ ein wüstes Lied recht laut; das hört der Unflat gern, und merkt dabei nicht, daß ich ihn anzapfe.“

So schwer es dem Gottfried von den Lippen ging — er sang das verlangte Schelmenlied, und Petermännel freute sich dessen und sang heiser mit. Indessen hatte Isidor sein Bohrloch in der Kiste vollendet, steckte geschwinde eine Spritze voll Hegenwassers hinein und kanonirte eifrigst auf den Vogel, der ein Mordspektakel anhub, und einmal über’s andere krächzte: „Au, au, ich gehe kaput! au! au!“

„Schieße nur immerdar zu!“ befahl Isidor, die wohlgefüllte Spritze dem Gürtler überlassend: „Ich laß’ ihm nicht Fried’, nicht Raht! Ich fange

ihn gewiß.“ — Und auf der andern Seite der Kiste setzte er wieder den Bohrer an, und bohrte, und das jammernde Petermännel sah die Sonne der Erlösung leuchten, und machte sich dünn, dünn wie das Goldschlägerhäutchen, und fuhr endlich wie ein Wirbelwind durch das Bohrloch aus der Kiste aber schnurgerade in einen Sack, den ihm der Mönch weißlich vorhielt. — „Krapp, frapp! au, au!“ machte der Rabe und sträubte sich erbärmlich; aber der Kapuziner lachte ihn aus mit den Worten: „Das ist ein verhegter Sack, Du Strolch; den sollst Du nicht zerreißen, und in demselben Dich zentnerschwer zu machen, soll Dir schon vergehen, Du Beelzebub!“ — Schnürte den Sack erschrecklich fest zu, warf ihn auf die Schulter, und sagte: „Leb wohl, Gürtler. Jetzt trag ich Dein Unglück fort.“ — „Ei, wohin, ehrwürdiger Vater?“ — Darfst's heute noch nicht wissen, Gottfried, und Adje, leb wohl.“

Der Mönch nahm seinen Stab auf und fort schritt er mit rüstigem Schritt. In der Stadt begegneten ihm der Bekannten und Beichtbrüder

viele, und grüßten ihn höflich; er aber sah starr vor sich hin und sagte keine Silbe, und ging zum Thor hinaus und über die Doss, wo sich der Weg zum Beutig aufwärts wand. Am Kreuz vorüberwandernd, neigte er sich andächtig und gab dem unsaubern Gesellen im Sack, der krampfhaft strampelte, einen tüchtigen Klapps auf den lieverlichen Kopf. — „Paß auf!“ sagte er ihm: „meinst du, ich werde gegen Dich das Maul halten, wie gegen die Christenmenschen, die mir begegnen und mich für den größten Kerl in der Markgraffschaft halten werden? Du möchtest wohl, daß ich mit ihnen schwätzte und den ganzen Zauber zerstörte, Dir zum Nutzen? Nichts da; aber mit Dir will ich Fraktur reden, wenn Du nicht ruhig bist.“ — Petermännel heulte fein, wie ein ungezogen Kind.

Nun hieß es aber: Aufmerken! — War's der Zufall oder des Großteufels listiger Troß, der dem Mönch so viele Versuchungen in den Weg stellte? — Da saß ein frummer Bettelmann und bat um ein geistlich Almosen. — Isidor that

nicht dergleichen. — Da kam ein bildschönes Bauernmädchen, des Priesters Hand zu küssen, und des Segens theilhaftig zu werden. — Der Klostermann drückte hastig beide Augen zu, und schoß wie ein Pfeil vorüber. — „Da, Du nichts-nutziger Molch, für Deine Versuchung!“ grollte er das Petermännel an und versetzte ihm eine merkwürdige Ohrfeige. — Am Selighof liefen Kinder umher und dem wohlbekannten Kapuziner entgegen, um ein Bildchen oder einen Handschlag bettelnd. — Isidor stellte sich taub und lief vor den Kindern davon. — Nun ging's links in den Wald hinein und auf dem Pfade nach der Yburg munter vorwärts. — Jetzt merkte Petermännel eigentlich, wie viel es geschlagen hatte und daß er auf dem Wege zum Gefängniß der Gespenster sich befinde. Denn auf der Yburg ist ein altes heidnisches Loch, dort hinein leeren die Hexenbanner den Spuck, den sie gefangen, und in Ewigkeit muß dann das Gespenst auf der Yburg weilen, wie in einem streng bewachten Invaliden-hause. Da hätte man den Lärm hören, den

Tanz sehen sollen, den das Petermännel im Sack anstellte!

Aber Isidor, der alles vorhergesehen, zog aus der Kapuze ein kräftiges Rüthlein und wirte das Petermännel damit im Sacke dermaßen gründlich durch, daß sich Diabolus klein wie eine Spinne machte und nicht mehr murrte. Nur seufzte er manchmal schwer und weinte sanft; aber sein Träger war unerbittlich. — So kam der Mönch an's letzte Stadium seiner Reise. Da war noch das schwerste Stück zu überstehen. Petermännel selbst war zwar gedemüthigt; aber die ganze Höllenzunft versuchte noch an der Schwelle der Yburg das Mögliche, um den Kollegen seinem Sieger zu entreißen. —

Der heitere Tag verkehrte sich plötzlich in Nacht, im Sturmwind fnarrten die Wipfel der Bäume, im Klopfsengraben tanzten nach dem Hundert die Irrlichter und lockten den Wanderer den braven Weg zu verlassen und in den Sumpf des Grabens zu taumeln. Aber Isidor hatte einen harten Kopf. Er fürchtete sich nicht vor dem

ganzen Kellerreichthum der Herren von Baden und Eberstein; wie hätte er vor dem Irrlichteliren der Hexenflammen schwindlich werden sollen?

Es rollte plötzlich hinter ihm ein Wagen daher mit Fackeln und Vorreitern. Ein Edelfnecht von höllischer Natur öffnete ihm den Schlag, ihn zum Eintreten einladend. — „Meinetwegen;“ dachte der kühne Mönch: „um so schneller komm’ ich an.“ — Stieg ein, aber da ihm die Bedienten den Sack dienstfertig abnehmen wollten, schlug er ihnen denselben um die Ohren und hielt ihn nur um so fester. — In dem Wagen war’s bequem und weich und süße Wohlgerüche benebelten das Haupt des Kapuziners; doch ahnte er gleich des Abgrunds Künste, und damit er nicht entschlief, und verlustig ging seines wunderlichen Gepäcks, peitschte er rüstig sein Petermännel durch, daß es Peter schrie und der Zauber des Widersachers sammt Wagen und Bedienten zu Dunst und Nebel wurde. Das Thor des alten Schlosses war erreicht.

Sieh da; der Fürst der Finsterniß hatte mit tausend Lampen das Schloß erleuchtet. Gespenstig stand es wieder aufgerichtet mit allen Stockwerken, Pforten und Säulen und Erkern. Eine Bande von schwarzen Musikanten waldhornte und trompetete im Rittersaal. Ein Tanz und Bankett der wunderlichsten Art wurde im Hause abgehalten. Die seltsamsten und abscheulichsten Gestalten tummelten sich wild durcheinander. Auf dem glatten Boden tanzten sie ohne Beine; an den Tafeln schmausten sie ohne Köpfe. Diener ohne Hände trugen dem Mönch volle Pokale entgegen, schäumend von rothem Getränke, das aussah wie Burgunderwein — war aber das Blut gottloser Leute, und Isidor erkannte den Spuch. Vergebens umwandten Schlangen seine Füße, er schritt vorwärts durch den tumultuirenden Schwarm; umsonst langten tausend Spinnenfüße und Vogelkrallen nach dem Sacke aus, worinnen Petermännel viperte und schnatterte. Mit der Rechten das heilige Zeichen machend, ohne ein Wort zu reden, aber seines Ziels sich bewußt,

wanderte der Kapuziner muthig der westlichen Seite des Schlosses zu, und endlich gähnte vor ihm das Heiden- und Hergenloch. Vom Geschrei des nächtlichen Gefindels gellte betäubend das Gewölbe; in rasendem Sturme schienen die Popanze alle dem Klostermann auf den Hals zu rücken. Er aber hielt hoch in den Händen den Sack mit dem zappelnden Unhold, rief zur rechten Zeit die kräftige Bannformel aus, und ließ in Abgrund fallen, was dem Pfuhl gehörte. — — Plötzlich gab's Ruhe; alles infernalisches Gespenst verschwand, und vor dem Mönch stand mit Helm und Degen eine Lichtgestalt, die mit Himmelslauten sagte: „Du hast eine arme Seele erlöst. Das Ungeheuer, das Du opferdest, hat mich errettet. Zum Dank für Deine Heldenthat entdecke ich Dir einen Schatz, der unten an dem Grund des Thurmes, wo die rothe Buche steht, an deren Fuß ein Stein mit meinem Wappen, seit Jahrhunderten vergraben liegt. Zur Hälfte gib ihn Deinem Kloster, die andere Halbschied schenke dem Menschen, den du am würdigsten erachtest.“ —

Sprach's, der uralte Herr von der Yburg, und legte seinen Leib für immer nieder in die Gruft. — Das Schloß ringsum lag wiederum in Trümmern, durch die ausgebrochenen Fensterhöhlen leuchtete die Sonne, und milde Luft fächelte den Schweiß von Isidor's Stirne. — „Puh!“ sagte er: „das hat beinahe so hart gehalten, als ob ich dem Bogt wieder einmal die Leviten verlesen hätte! Ich habe heute wenigstens Duplex verdient.“

Begreiflicherweise hat Isidor nach kurzer Ruhe den Schatz zu finden getrachtet und richtig hatte der fromme Geist nicht gelogen. Ein lederner Beutel mit vielem, vielem Golde — französische Schildlouisd'or und holländische Ritter — war der Sold der geistlichen Heldenthät. Der Mönch trug daran schwerer als an dem bösen Feind, aber er schwigte gern heimwärts unter der Last. Nach dem Willen des Herrn von Ybug erhielt das Kloster sein beschieden Theil, und der Bogt und der Bürgermeister hatten endlich Respect vor dem Vater. Gottfried Eisenbeiß war der Glückliche, der die andere Hälfte des Schatzes erbte,

und seine Braut fragte ihn: „Hatte ich nicht Recht, Gottfriedele?“ — Isidor seinerseits fragte stolz: „Hab’ ich viel Umstände mit der schwarzen Brut gemacht und braucht man so gar früh aufzustehen, um den Satan im Sack zu fangen? — Noch lange freute er sich als wackerer Mann seines Werks, und wenn er hierauf nicht gar bald zum Guardian oder Provinzial gemacht ist worden, ist ihm wahrlich Unrecht geschehen. — Die Geschichte meldet nichts mehr von ihm; eine Thatsache ist jedoch, daß man von seiner Zeit an mit dem Teufel und dessen Genossen immer weniger Umstände gemacht hat. — NB. Die leere Teufelskiste ist noch lange zu sehen gewesen, aber im Franzosenbrand mit andern vollen abhanden gekommen.



Der glückliche Herd.

Dieses ist weniger eine Erzählung, als vielmehr ein Bild. Abenteuerliche Geschichten mögen mit Wortaufwand wiedergegeben werden; Liebe und Leiden lassen sich mit ihren Wechselfällen bis in's Einzelne beschreiben. An der Schilderung des stillen einfachen Glückes erlahmt die Sprache.

Der Tag kam, wie ein muthwilliger Bube, der auf den Feh'n schleicht, um Jemand zu überraschen, vom Gebirge her in's Thal und lief immer schneller, immer schneller längs dem Seegeflade hin, mit vollen Händen das Licht austreuend. Vor seinem hastigen und frischen Athem kräuselten sich die Wogen und färbten sich mairöth im Widerschein seiner Wangen. Und mit einem be-

sondern Liebesblick schaute er über den See und strahlte ein Haus an, das blendend weiß auf dem Berge stand, angelehnt an Nebenhügel, an ein Dörfchen, das sich gar artig auf dem Berg Rücken hinzog, beherrscht von einem vornehmen Schlosse, das eben so verfallen und verwahrlost schien, als gepuht und fein das weiße Haus.

Die Hecken blühten, die Bäume schaukelten ihr junges Grün im Winde, Käfer und Schmetterlinge trieben ihr Spiel auf den schon halbsonnigen Pfaden, in deren Schatten der nächtliche Bergreif seine Arabesken gezeichnet, dem Maimond zum Troß. Es ist nicht zu sagen, wie festlich gerade um das weiße Haus her die Natur sich ausgebreitet und geschmückt hatte. Vor der dunkeln mit Neben umsponnenen Pforte sproßte lustig das Gras, frühzeitig entknospte Blumen nickten mit bunten Häuptern aus dem niedlichen Gatterzaun des Gärtchens. Sie nickten zum letztenmale auf ihren Stengeln, denn schon in der jungen Morgenstunde pflückte dort eine weiße emsige Hand die Frühblumen zu Sträußern, und das schelmische

Auge, das die weiße Hand regierte, fand die armen guten Blumen im trieffsten Versteck.

Während dessen froch der Wächter des Hauses — nicht ein verdrießlicher, dachsfüßiger Krummstiesel, sondern eine prächtige aschgraue Dogge aus seiner Hütte und machte auf dem wie Gold flimmernden Sande in den ersten Sonnenstrahlen seine Toilette. Noch einmal so glatt als sonst und glänzend prangte die Dogge hell, und ihr Halsband schien neu versilbert. Auf dem Rand des Daches plauderten traulich zwei Schwalben, ein getreues Paar, das schon seit langen Jahren in diesem Hause einkehrte, vom schönen Morgen, von des Nestbaus Vollendung und von dem fröhlichen Tage, der da über die Welt kam. Vor einem Gassenster des Hauses saßen ein paar Tauben von schneeweißem Gefieder, und gurrten ihre Morgengrüße in eben dieses Fenster. Die Gratulanten empfingen dafür alsogleich ihren Lohn. Das Fenster öffnete sich leise; ein wohlaussehender Fünziger — der Herr des Hauses — in weißleuchtender Halsbinde und Weste, streute den

Vögeln ihr Futter, und winkte daneben in das Gärtchen hinab. — Die blumensammelnde Schöne von achtzehn Jahren trat mit wohlgefüllter Schürze unter das Fenster. — „Guten Morgen, liebster Vater!“ — „Danke, liebe Clementine. Die Mutter wird gleich erwachen, denke ich. Geschwinde die Blumen in dieses Körbchen, daß ich ihr Lager befränze.“ —

Das Körbchen schwebte hernieder und wurde gefüllt. Indessen fuhr Herr Huldreich halblaut fort: „Wie ist's mit der Musik? Wo bleiben Hyppolit und seine Freunde?“ — Clementine deutete nach der kleinen Platanenallee, die zum Hause führte: „Dort kommen die Herren bereits mit ihren Instrumenten.“ — „Ist Better Robert dabei?“ — „Ich glaube ja, lieber Vater.“ — Das Mädchen wurde purpuroth, den Namen hörend. — „Und Ottmar?“ — „Ist schon zur Kirche gegangen, um bei der Decorirung derselben gegenwärtig zu sein, und sich zu der Ceremonie vorzubereiten.“ — „Der brave Ottmar! Nun — Gott segne ihm und uns allen diesen schönen Tag.“

Indessen hob unter den Fenstern des väterlichen Schlafgemachs die sanfte Musik an, die eine Braut aus dem Schlummer wecken sollte. — Und in der That wurde heute eine Hochzeit in dem weißen Hause mit den grünen Fensterläden begangen: eine silberne Hochzeit. Der Maler Hermann Huldreich hatte mit seiner Thusnelda fünfundzwanzig volle Jahre gehauset, und weil die Liebe während der langen Zeit nicht ein einzigmal ausgegangen war in dem kleinen Haus und Ehewesen, so war's wohl recht und billig, daß der Hochzeitsglanz sich erneute. Standen doch die Zeichen so gut! Zwei Töchter, Angelika und Clementine, schmückten noch das Haus als jungfräuliche Zierden; eine dritte Tochter, Louise, bereits seit mehreren Jahren vermählt, wurde zum Feste erwartet mit ihrem Gatten und ihrem kleinen Knaben. Ottmar, Huldreichs Sohn, im Alter der Louise am nächsten, ein geistlicher Herr, war bestimmt, das Jubelpaar einzusegnen; Hippolit, Huldreichs Jüngster, ein Student, wollte mit seinen Freunden das Fest in Kirche und Haus

musikalisch verherrlichen. Nur Einer, der Brüder mittelster, abwesend in fernen Landen, fehlte, um Guldreichs Familie vollständig zu machen.

Und als die Flöten erklangen und die Mutter erwachte, umgeben von Blumen, begrüßt von ihrem Manne und von den Töchtern, sagte zu der angenehmen Ueberraschten der Gatte: „Fünfundzwanzig Jahre sind's heute, mein Liebchen, daß wir zusammengehalten in Freud' und Leid. Komm, laß uns für Segen und Prüfung heute dem Herrn danken, und fröhlich sein, wie am ersten Tage, da wir uns die Hände gaben.“

Zur selben Stunde langten Louise und der Kaufmann Bendix, ihr Mann, mit ihrem Papppermäulchen Philipp an; unmittelbar nach ihnen Weitinger, der Maler aus der Residenz, Guldreichs ältester Freund, und Bombarda, ein Beamter aus derselben Hauptstadt, Guldreichs Freund beinahe so lange als Weitinger. Sie waren Zeugen gewesen der Vermählung vor fünfundzwanzig Jahren und hätten sich nicht nehmen lassen, auch heute diesen ehrenvollen Dienst zu versehen.

Der Glückwünsche war kein Ende. Der trockene Bending brachte Geschenke die Fülle; Philippchen deklamirte ein Gedicht und blieb darinnen nur ein einzigmal stecken. Der biderbe Weitingen sagte kurz und derb, wie wohl ihm um's Herz sei, und Bombarda, der Spaßvogel von Profession, wenn schon ein alter Knabe, machte Poffen auf Poffen. Dabei spielte immer lustiger die Musik, bis Angelika, der wirthliche Genius des Hauses, die Gäste sammt und sonders zu einem freundlich gebotenen aber frugalen Frühstück vereinte.

Mittlerweile fingen die Glocken des Kirchthurms an, ihren feierlichen Gesang anzustimmen, und im Dorfe und auf allen Wegen versammelte sich, was gut und brav, in Sonntagskleidern, dem Jubelhochzeitspaar sich anzuschließen. Meister Huldreich war seit den zehn Jahren, die er schon hier im Gebirge als Nachbar und Genosse der biedern Landleute zugebracht, allen lieb und werth geworden, und Frau Thusnelda, als ein Engel der Nothleidenden, war angebetet von jung und alt. Denn, vom besten Willen beseelt, hatte sie mit den

schwachen Mitteln ihres kleinen Hausstandes Wunder an der Armuth gewirkt.

Und als die Glocken dringender mahnten — schon war die neunte Morgenstunde gekommen — als hin und wieder bereits ein Freudenschuß aus einem Hüttenfenster, von einem grünen Raine knallte, gab Bombarda das Zeichen zum Aufbruch des Zugs. — „Dumm,“ sprach er, „daß mein Bursche noch nicht eintraf mit meinen beiden kleinen Kanöncchen! Dumm, aber nicht zu ändern. Um desto fröhlicher wollen wir die Toaste des Mahls mit Geschützdonner in die Welt hinausbrüllen. Indessen nur voran, meine jungen Herren Musikanten. Ein schönes Adagio! brav gesäuselt und geblöet, brav den Schritt gehalten . . . vorwärts, marsch, daß Himmel und Erde Freude an uns haben!“

Robert, der Better und Rechtspraktikant, der mit seiner Clarinette unter'm Arm an Clementine vorüberstrich, flüsterte ihr seufzend zu: „Ach, wenn doch unserm Bunde dieser Jubel gälte!“ — „Schämen Sie sich;“ antwortete Clementine laut

mit schmolldem Munde: „an diesem Tage solch leichtfertiges Geschwäg?“ — Und Herrmann Guldreich zupfte seine Gattin, dieselbe aufmerksam machend auf den Zorn des Mädchens, dem ihrer Augen Sanftmuth geradezu widersprach.

Das Brautpaar folgte den Musikanten. Herrmann's Toilette und die seiner Thusnelde war die vor 25 Jahren gebrauchte Kleidung; ein bißchen altmodisch, aber sauber und getragen von Leuten, die unsers Herrgotts Engel musizieren zu hören glaubten und wie im Paradiese wandelten mit verklärten Gesichtern. Bombarda, der alte Junggesell in bizarrem Kostüm, führte Clementine. Weitinger, der Wittwer, geleitete Louise. Bendix, der gleichmüthigste Ehemann auf Erden, behalf sich ohne Gefährtin, dahinschlendernd, den Philipp am Arm. Mächtige Sträuße bligten aus allen Knopflöchern und auch die Bauern, die sich dem Zuge anreiheten, trugen grüne und rothe und weiße Zierden auf dem Hut und am Brusttuch. — Die Lerchen in den Lüften schlugen Hochzeitstriller.

Die Natur schmückte sich immer goldiger — Freude und Jubel war überall, —

Aber aus dem vornehmen Schlosse schaute, so verfallen wie die Burg, ein graues, abgemüdetes, mißgünstiges Gesicht auf den kleinen bunten Hochzeitszug hernieder; das Antlitz des Gutsbesizers, des ehemaligen Maflers Sparintopf, eines Geizhalses von achtzehn Karat. Auch der Geizhals trug ein abgeschabtes Feierkleid, denn er war zum Fest geladen, aber sein Gesicht war kein sonntägliches. Die Freude ärgerte ihn. Schon seit zehn Jahren wohnte Huldreich in dem, jenem Geizhalse gehörenden Hause zur Miethe, und hatte daraus einen Palast des Friedens, einen Tempel der Heiterkeit gemacht. Das sorglose fröhliche Leben des Mannes mit gar schmalen Einkünften hatte längst den Geizhals geärgert. Die liebevolle Gatten- und Familieneintracht in Huldreichs Wohnung war schon lange dem Geizhals ein Dorn im Auge gewesen. Was er nie gehabt, was er nie haben konnte, sollte ein armer Teufel genießen? und zwar in Sparintopfs eigenen

vier Pfählen? Von Jahr zu Jahr war dem Eigenthümer sein Miether fataler geworden. Endlich — wissend, daß dem Maler das Geld zum Ankauf des Hauses fehlte, hatte Sparintopf von Verkauf geredet. Zu seiner Verwunderung hatte ihn Huldreich gebeten, noch ein bißchen damit zuzuwarten, indem er, Huldreich, selbst etwa in Stand gesetzt sein würde, das ihm liebgewordene Häuschen zu ersehen. Alsogleich hatte Sparintopf seinem Agenten in der Stadt Befehl gegeben, so schnell als möglich Haus und Grundstück an Mann zu bringen. — Und da er heute im Fenster liegt und neidisch grollend auf das bescheidene aber frohlockende Glück seines Miethsmanns herunterschaut, und sich besinnt, ob er zur Kirche folgen solle, ob nicht — erhält er einen Brief, worinnen sein Agent ihm meldet: „Das Haus quaestionis ist verkauft; Herr Ripamonti hat es für einen Committenten erstanden. Das Nähere nächstens!“

Jego geht auch über das graue Hamstergesicht ein Strahl von Vergnügen. Die Bosheit blüht aus ihm heraus. Schnell entschlossen schiebt Spar-

intopft den Brief in die Tasche, greift nach Hut und Stoch, und wandelt fürbaß, zwischen den Zähnen murmelnd: „Jetzt gehe ich gerne zu der sentimentalen Komödie dort unten und zur Tafel des armen Prahlhansen. Hab' ich doch jezo etwas in meiner Tasche, um all dem Gefindel den Appetit von Grund aus zu verderben!“ — — So fürchtet sich der Satan selbst nicht vor einer Kirche, wenn er Böses im Schilde führt.

Unter grünen Ehrenpforten, mit Glockenklang von der Geistlichkeit im Ornat eingeholt, betreten die alten Hochzeitleute das Haus des Herrn. — Derweilen steht am Gatterzaun des Gartens daheim die zurückgebliebene Hauswirthin, Jungfer Angelika, und vor ihr ein junger hübscher Mann im Kleide eines Wanderers, und er reicht ihr betrübt die Hand, und sagt gerührt, aber männlich sich bezwingend: „Weil's denn sein muß, so ehre ich Ihre Gründe, liebste Angelika. Ihr Entschluß ist edel, und da ich nicht so glücklich gewesen bin, auf Ihr Herz einen tiefern Eindruck zu machen, so schickt der Himmel obendrein noch

Alles wohl. Hier könnte ich nicht mehr bleiben; aber die Entfernung, denke ich, wird meine Wunde heilen, und Ihrem Rathe folgend, soll meiner guten alten Mutter Wohl und Frieden meine dringendste Sorge sein. Verlassen Sie dieselbe während meiner Abwesenheit nicht, Angelika, und erlauben Sie mir, da aus meinen heißen Wünschen nichts werden soll und kann, daß ich Ihrer gedenken darf, wie einer Schwester!“ — „Recht gern, Herr Theodor,“ antwortet Angelika freundlich: „so wie ich auch Ihrer gedenken werde, als eines Freundes. Warum eilen Sie jedoch schon heute von hinnen?“ — „Was soll ich bei den Fröhlichen?“ fragt Theodor aufgeregt; aber, sich bemeisternd, drückt er die ihm dargebotene Hand zum letztenmal, ruft noch ein „Lebewohl!“ und verschwindet im Gebüsch, dort, wo der Hohlweg mühselig bergab läuft, der großen Heerstraße entgegen.

Angelika bleibt vielleicht eine Minute lang unbeweglich und nachdenkend stehen; dann entfernt sie sich langsam von dem Platz des Scheidens —

einen schwermüthigen Blick wirft sie auf den See-
spiegel voll Sonnenglanz, auf seine jenseitigen
Gestade, die voll blauen Dufts — dann eilt sie
zum Brunnen, küßt die heißen Augen und kehrt
zufriedenen Herzens an den Herd zurück, wo ein
paar Aushülfsmägde walten, und eine alte Ver-
wandte mit ihren Küchen Erfahrungen der heute
viel in Anspruch genommenen Wirthin beisteht.

Abermals läuten die Glocken zusammen; Schuß
auf Schuß, Gejauchze ohne Ende verkündet, daß
die feierliche Kirchenhandlung vollzogen. Die Ge-
sellschaft der Hochzeitleute kehrt zurück. Schon
zeigen sich vorläuferische Gruppen, Buben und
Mädchen mit wehenden Tüchern denn aus
der einfachen Festlichkeit der Privatleute ist ein
wahres Volksfest geworden. Zu beiden Seiten
der Musik, die einen lustigen Marsch aufspielt,
treten die erwachsenen Bursche des Dorfs einher,
mit allem Zeug versehen, das zu ländlichen Spie-
len gehört: mit Regeln, mit Kugeln, mit Spring-
stöcken und Feuerschwärmern, mit Zither und
Schwegelpfeife; zum Ringen sind sie gerüstet wie

zum Tanze. Natürlich fehlt die Schaar der Dirnen nicht, die sich des Tanzes im Voraus freuen, gehen sie gleich sitzsam hinter ihren Eltern und Dienstherrschaften, als wie mit einer Prozession. Kurz: das ganze Dorf ist da und lagert sich vor dem Hause Herrmanns, da der innere Raum desselben gerade nur groß genug ist, die geladenen Hochzeitgäste aufzunehmen.

Angelika und ihre Zofen erscheinen mit Flaschen und Kuchen. „Ich bitte mir aus, daß vor ein Uhr nicht gespeist werde! ruft Weitinger mit gewohnter Verbheit: „Wir Residenzbewohner sind nicht gekommen, um nach euern Stunden uns zu fügen, verbauertes Künstlervolk.“ — „Wie Sie befehlen,“ lacht ihm Angelika entgegen: „es soll dieses auch nur den Willkomm bedeuten.“

Sobald nun Thusnelda an ihres geistlichen Sohnes Arm, Hermann, geführt von Louise und Clementine, eingetreten, bildet sich die Tafelrunde, und Bombarda bringt den ersten Trinkspruch alsogleich aufs Wohl der Hochzeiter aus. — „Zu Mittag soll's besser schnellen!“ sagt er tröstend:

„meine Artillerie wird dann zugegen sein!“ —
Indessen macht er mit dem Munde das Knallen
von Champagnerstöpseln nach, und die ganze Ge-
sellschaft trinkt den einfachen Landwein wie Cham-
pagner mit fröhlichem Vivat hoch!“ — Der
Geizhals allein lacht hämisch in seinen ungeputzten
Bart. —

Hermann, der dankend aufgestanden, verneigt
sich und spricht: „Meine Freunde und Lieben;
Mir sei vergönnt, einen Blick auf frühere Jahre
zurückzuwerfen. Zwei Männer stehen hier, die
mich kennen fast von Jugend auf. Ich habe für
die Kunst gelebt, das wissen beide, ich habe die
Kunst geliebt, und leider ist mein Schaffen hinter
meinem Wollen zurückgeblieben. Es war eine
schöne Zeit, da ich in der Hauptstadt lebte und
webte und ein Günstling des höchstseligen Königs
war. Er legte den Grund zu meinem freilich gar
bescheidenen Lebensfonds. Er muß reisen! sagte
der Herr; ich reiste auf seine Kosten. — Er
muß heirathen! sagte wieder der Herr, und ich
heirathete, von ihm ausgesteuert, denn meine Börse

war, wie noch heute, die eines sorgenlosen Künstlers — ohne Boden. Es fiel alles durch. Nun — ich heirathete. Thusnelda, gedenkst Du der frohen Zeit und der frohen Tage, die einander folgten, als wollten sie nimmer aufhören? Da machte die Kabale des Kunstintendanten, vor dem ich mich nicht genug hückte, einen Strich durch meine Rechnung. Ich taugte auf einmal gar nichts mehr; die königliche Pension wurde mir genommen, meine Bilder wurden nicht mehr acceptirt — ich mußte gehen. Die Stadt verlor in mir bei weitem nicht den besten Künstler — aber vielleicht auch nicht den nachlässigsten. Seit zehn Jahren wohne ich, arbeitend und farg bestehend, hier in ländlicher Stille. Aber wie durch ein Wunder haben sich meine Pfennige in Thaler verwandelt, daß ich sechs Kinder zu lieben ordentlichen Menschen erziehen konnte. Von dem Raphael, der nicht anwesend, ist eigentlich noch nichts zu sagen. Entmuthigt durch den schlechten Erfolg, den sein erstes Bild gehabt, ist er ungestüm in alle Welt gerannt, und treibt sich, Gott

weiß wo? herum. Ein trotziger, unbildsamer Kopf, aber dennoch wird ihn der Herr segnen, daß er brav bleibe, wie sein Bruder Ottmar, wie sein Bruder Hippolit, wie seine drei Schwestern. Ihr, meine Kinder, seid eurer Eltern Reichthum. Eure Häupter zählend, dünken wir uns herrlicher und gewaltiger als das mächtigste Kaiserpaar!"

Die Kinder umarmten mit nassen Augen die nicht minder gerührten Eltern. Hermann verkehrte alsogleich die ernste Rührung in heiteres Behagen, indem er, seine Thusnelde auf die Wange küssend, fortfuhr: „Weißt Du noch, mein Liebchen, wie wir's hielten, da wir verliebt waren und keine Seele es wissen sollte? Wie wir öffentlich thaten wie Hund und Kaze und uns insgeheim nur um so zärtlicher verständigten? Das war eine lustige Komödie! Lustiger als die wir nach unserer Hochzeit aufführten, wo's häufig zu Hause donnerte und vor den Leuten immer schön Wetter war! Aber auch dieses brachte Heil und Wohlfahrt. Die Zärtlichkeit, die wir vor der Welt poetisch trieben, wurde immer wieder daheim

zur Wirklichkeit, und immer mehr des Hauses Styl, so daß wir bald von einem Donnerwetter gar nichts mehr wußten.“ — „Mein guter lieber Mann!“ rief Thusnelde und streichelte dem Gatten dankbar die Wange.

Sodann wendete sich Hermann schalkhaft zu Clementine: „Wie kommt's, mein Fräulein, daß Du so tiefsinnig meinen Worten zuhörst? Was gilt's, Dir gefiele der Eltern Weise, Hund und Kaze zu spielen? Meine Freunde . . . so roth auch das Mädchen werden mag und sie ereifere sich, wie sie wolle — dennoch ist's wahr, sie ist ein still gefährlich Wässerlein und daneben eine Braut, und sie meint, das habe Niemand errathen können. — Nun — heida, Clementine, Better Robert . . . gebt Ihr zu, daß ich Euer wichtiges Geheimniß ausplaudere? Ich hätte Lust, heute eine Verlobung vor Zeugen zu stiften, die sodann der künftige Herr Assessor Robert in eine Vermählung verwandeln mag.“

Die verschämte Clementine warf sich an die Brust ihrer freundlichen Mutter, ihre Schamröthe

zu verbergen; Robert schüttelte dem Vater dankbar die Hände. Die Anwesenden klatschten Beifall, und Hypolit kommandirte durch's Fenster seiner Musikbande einen kräftigen Tusch.

Indessen blickte Hermann um sich, und fragte: „Wo ist denn der Doktor Theodor geblieben? Ungern sehe ich ihn heut in diesem Kreise fehlen.“ — Schüchtern erwiderte Angelika, den Vater auf die Seite ziehend: „Er ist in die Dienste einer reichen russischen Fürstin gegangen; als deren Leibarzt wird er sie durch ganz Europa begleiten und erst nach mehreren Jahren zurückkehren.“ — „Und Du liebest ihn ziehen?“ fragte ebenso leise der Vater: „dacht' ich doch, Dein Herz sei mit dem seinigen eins geworden?“ — Da flog ein wahrer Schimmer der Seligkeit über Angelika's edles Gesicht und sie erwiderte einfach: „Zur Ehe habe ich nicht Neigung und nur eine Liebe füllt mein Herz sattfam aus: die Liebe zu Ihnen, meine Eltern!“ — Dann die herbeitretende Mutter in ihre Arme ziehend, setzte Angelika hinzu: „Vergönnen Sie mir, lieber Vater und liebste

Mutter, daß ich bei Ihnen verweile und Ihnen diene und Ihnen Freundin und Tochter sei, bis der Tod uns scheidet. Theodor hat begriffen, wie ich mein Leben verstehe. Sie werden gewiß nicht minder verstehen, was meine Seele begehrt, die Ihnen eigen ist in alle Ewigkeit?"

Die übrigen Anwesenden — Ottmar ausgenommen — hatten keine Ahnung von dem, was zwischen der edeln Tochter und ihren tiefergriffenen Eltern vorging; aber eine Stille wie in einem Heiligthume nahm unter Allen Platz. Es war ganz richtig — nach des Volkes rührendem Glauben — ein Engel durch die Stube geflogen.

Sogleich mischte sich der Teufel hinein. Ueberzeugt, einen bessern Augenblick zur Erreichung seiner Absichten nicht mehr finden zu können, schlich Sparintopf dem Maler freundlich grinsend zu, und steckte ihm den Brief seines Agenten in die Hand. „Ich bedaure herzlich," setzte er bei: „allein es ist nicht mehr zu ändern . . . das Haus ist verkauft, und leider muß ich damit zugleich Ihre Nachbarschaft einbüßen!"

Hermann las. Ein bitterer Tropfen fiel in den Kelch seiner Freude. — „Ich hatte noch immer gehofft,“ sagte er seufzend, „in diesem Hause, das mir und uns Allen lieb geworden, meine Tage beschließen zu können. O, wie hab’ ich mich getäuscht! Sehen Sie, mein bester Herr Sparintopf: Ich hatte, was ich an erträglichen Bildern besaß, zusammengepackt und in die Residenz gesendet. Ein anderer König, ein anderer Kunstintendant regieren jezo dort und die alten Vorurtheile glaubte ich vergessen ich habe so schön gebeten, meine Bilder um ein Billiges anzunehmen, daß mir der glückliche Heerd, an dem ich zehn Jahre froh gegessen, erhalten bliebe ach, seit sechs oder sieben Wochen keine Antwort! Von dem Alten wollen sie nichts mehr wissen!“

„Thu’ doch nicht so grämlich, so weinerlich!“ plakte Weitinger, ein bißchen mit dem Fuße stampfend, heraus. Unter den Liebkosungen seiner Familie und den Pöffen Bombarda’s kam Hermann bald wieder in’s Geleise. — „Warum haben Sie mir denn nichts von Ihren Plänen ge-

sagt?" fragte Bendix sehr phlegmatisch: „was ich habe, wäre Ihnen zu Diensten gewesen?" — „Ich leihe nicht gern, wenn ich nicht zurückerstat-
ten kann," hieß die Antwort. — „So kommen Sie doch wenigstens zu uns," bat Louise ihre Mutter: „Sie, der Vater und Angelika und Clementine sollen ganz wohl bei uns aufgehoben sein. Nicht wahr, lieber Bendix?" „Ganz, wie Du meinst, liebe Frau." — „Ei, das geht nicht," erwiderte Hermann, und Thusnelda sprach zu Louise: „Wir danken Dir, aber Du weißt nicht, welche Last mit uns in Dein Haus zöge. Du hast schon Deinen Mann zu lieben und den Philipp, und dessen kleines Schwesterlein in der Wiege . . . wo hättest Du Zeit, Deinen Eltern und Geschwistern Dich zu widmen?" — „Hörst Du, Bendix?" rief Louise sich ereifernd, und Bendix versetzte: „Ganz, wie Du willst oder Deine Mutter meint."

Derweilen hatte Weitinger den Geizhals auf die Seite genommen und ihm in's Ohr gebrummt: „Da Sie doch so gut Ihre Zeit zu nehmen wiß-

sen, um Ihre Korrespondenz an Mann zu bringen, so erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, diesen Brief bei schicklicher Gelegenheit — etwa, wann wir zu Tische gehen — dem Hermann zu überreichen. Ich möcht's nicht gern thun, denn sein Inhalt ist nicht der angenehmste."

Der Geizhals schaute das ziemlich dicke Packet an; das königliche Wappen stand im Siegel. „Aha, gewiß eine abschlägige Antwort . . . wegen der Bilder . . . ?“ fragte er mit schadenfroheleuchtenden Augen. — „So ist's;“ sagte der Maler. — „Schon recht,“ —

Als nun Ottmar sich beklagte, daß er noch nicht Bischof geworden, und Robert, daß er's noch nicht zum Oberappellationsgerichtspräsidenten gebracht — beide, um im Stande zu sein, ihrer angestammten oder angeheiratheten Familie einen prächtigen Wohnsitz im eignen Hause abtreten zu können . . . als auch Bombarda, der Wikreißer, sagte: „Wär' auch nur ein Schneckenhaus mein, Hermann und seine Thusnelda sollten's haben!“ — kam Weitinger herbei und polterte bären-

mäßig: „Nichts da! Hätte ich einen Palast zur Verfügung, ich ließe den Huldreich nicht bei mir wohnen. Er gehört nicht mehr in die Stadt. Ich selbst gehöre nicht mehr hin, und könnt' ich's nur anders machen! Wir alten Pinsler müssen das Feld räumen vor den Jungen, und um unsern verjährtten Ruhm kümmert sich kein Mensch mehr. Hab' ich nicht neulich Brust- und Nierenkrampf vor Neid bekommen, da ich in der Ausstellung die Schlacht des Constantin betrachtete? Vor Neid, vor bitterm gelben Neid! Dahin, lieber Hermann, können wir nicht mehr reichen, und besser wär's also, nur aus Zeitungen von Meisterwerken zu hören, die uns in den Grund bohren. Man glaubt dann gerade nur davon, was man will.“

Hermann versetzte lächelnd: „Ohne Deinen Ansichten zu huldigen, Du seit einem Jahr noch viel brummiger gewordener Kamerad und unwirrscher Bruder, so muß doch an dem genannten Bild ein bißchen viel sein. Ich habe davon gelesen, wer weiß was alles. Ist der Maler, der

so eigensinnig seinen Namen verschwiegen hielt, noch nicht bekannt geworden?" — „Ich glaube doch," antwortete Weitinger: „aber ich mag nichts von ihm wissen. Seine Lorbeeren stören mich im Schlaf."

Ein Trompetenstoß, ein völliger Tusch sodann begrüßte Bombarda's Artillerie, aus zwei winzigen Kanönchen bestehend, die auf dem Plateau erschienen, von des Spaßmachers hinkendem Bedienten herbeigezogen. — „Endlich, endlich, endlich!" schrie Bombarda aus voller Kehle, tanzte, trank seinen Wein über'm Kopf aus, machte geschwinde einiges Vögelgezwitscher und Kaugeschrei nach, und eilte, seine Kanonen zu laden. — Die Dorfbewohner waren auf dem Rasenplatz in voller Lustbarkeit. Gejodel und Gejauchze allenthalben. Das Bier, das der freigebige Bendix spendete, und die Würste, die Bombarda austheilen ließ, thaten Wunder, und einem vollkommenen Jahrmarkt glich das Getümmel vor Hermanns Hause.

Die hohe Stunde des Mahls für die Herren und Damen rückte auch heran. — „Suppe auf

den Tisch! Feuer!" kommandirte Bombarda, und richtig knallten seine beiden Geschütze: wie noch nie ein Boller im Gebirge. — „Noch eine Salve gleich hintendrein!" — „Warum denn so geschwinde?" fragte Hermann. — „Die Salve der Gastfreiheit! Sie lade einen Jeden, der etwa dort unten hungrig wandelt, ein, heraufzusteigen und sein Theil von Gottes Segen zu empfangen." — „Recht so! feuert los, Bombarda, und laßt die Trompeten zur Tafel blasen."

Sie setzte sich im Salon, die frohe bunte Reihe, und auf allen Zügen lag Heiterkeit; auch auf Sparintopfs Zügen. — „Ich hatte vergessen . . ." sprach er süßlich zu Hermann, „dieser Brief, mir zur Besorgung überschickt, führt Ihre Adresse." —

Hermann, Siegel und Aufschrift prüfend, machte ein lang Gesicht. — „Eigentlich sollte ich mißtrauisch sein gegen Depeschen, die aus Ihrer Hand kommen, Herr Patron," sagte er mit satyrischem Blick auf den Geizhals. „Alein, da meine Gewohnheit ist, gleich jedem Ding auf

Erden dreist in's Auge zu schauen, so will ich nicht bis zum Deffert warten, mir den Magen mit der Hiobspost zu verderben. Ich will das Schreiben lesen."

Er las wirklich für sich, und schloß die Augen und faltete die Hände über den Brief. Nur der Geizhals und Weitinger lächelten. Die Andern standen besorgt auf und riefen: „Mein Gott, was gibt's?"

Hermann öffnete wieder seine Augen und gab seinem Ottmar den Brief, und fröhlich sagte der Geistliche, nachdem er die Zeilen überflogen: „Tedeum laudamus! Der König hat des Vaters Bilder gekauft und demselben eine Pension ausgeworfen, die ihn für seine Lebenszeit vor Mangel aller Art reichlich schützt und deckt. Danket alle Gott! und: Es lebe der König!"

Plauz! Plauz! gingen draußen die Kanonen, und — er wußte nicht, wie — Hermann hatte ein Champagnerglas in der Hand — noch ehe die Suppe versucht worden, und allenthalben floß Champagner, und mit einem Jeden trank Hermann

den Freudenwein, selbst mit dem Geizhals, der unangenehm überrascht da saß. Weitingers boshaft herüberlugende Augen ließen ihn eine derbe Mystifikation errathen.

„Woher denn dieser prachtvolle Champagner?“ fragte Hermann endlich, selig stammelnd. — „Es ist das Einstandspräsent des neuen Besitzers dieses Hauses!“ antwortete Weitinger und war mit einem Satz aus der Thüre. — „Feuer, Feuer!“ schrie Bombarda: „dem neuen Besitzer eine Salve!“ Plauz! Plauz!

Unterm Geschrei des Volkes und an Weitingers Hand trat der Besitzer, ein Gott aus der Maschine, in die Stube. „Raphael!“ gestellte ein Schrei aus vier weiblichen Kehlen, und von Mutter und Schwestern umfassen, stand der junge Mann da, das lebhafteste Roth des Vergnügens auf dem Gesichte. — „Grüß' Gott, Vater!“ sagte er ohne Umstände: „Ich habe Sie überrascht und Freund Weitinger hat trefflich geholfen. Ich komme von Rom, und habe meinen Schülerstreich tapfer ausgemacht. Der König hat meine

„Schlacht des Constantin“ königlich bezahlt, und mich zum Hofmaler ernannt. Mein erstes Geschäft war, Ihnen den glücklichen Herd zu sichern, an dem Sie sitzen, und mit der Bitte, um Abtragung eines Theils meiner Schuld an Sie, meine Eltern, nicht auszuschlagen, übergebe ich Ihnen hier die Eigenthumsurkunde Ihres Hauses.“

Was weiter an dem glücklichen Tage sich im Kreise der Frohen begab, läßt sich nicht schildern. Aber hinzuzufügen ist, daß Herr Sparintopf matt und schwach heimschlich, und ein enormes Gallenfieber auszuhalten hatte. Der Tod mochte den Burschen nicht. Darum lebt er noch, wohl bekomm's ihm!

Der Schußgeist.

Eine Erzählung aus Baden-Baden.

Sobald ein alter Junggeselle nicht geizig ist, dafür aber viel Geld hat, kann er sich seine Wohnung so behaglich einrichten, daß ihn ein jeder verheiratheter Mann darum beneiden möchte. Alte Junggesellen verstehen sich auf Bequemlichkeit aller Art, und wer innerhalb der vier Pfähle des ungestörtesten Nichtsthuns süßeste Freuden genießen will, gehe zu ihnen und lerne von ihnen.

Es ist in Straßburg ein Staden — zu deutsch Quai — auf welchem ein großes Haus steht, das in verschiedenen Jahren zum „Geist“ geschildet, und aller vornehmen Reisenden Einkehr gewesen. Die Zeiten haben sich längst geändert; die vor-

nehmen Reisenden haben den entlegenen melancholischen Geist- oder St. Thomasstaden mit der Meisengasse vertauscht; die Geistherberge hat ihre Gäste an Diemer's „Stadt Paris“ abgetreten, und sogar aller Herbergsgerechtigkeit entsagt; und in der Nähe dieses quiescirenden Gasthauses wohnt in einer stillen, aber üppig und trefflich eingerichteten Wohnung der Hagestolz und Rentier Herr Louis Bögele, und freut sich in seinem vorgerückten Alter der Sonntagsstille, die jenes Quartier auch in den sechs Werkeltagen der Woche nicht verläßt. —

Vor Zeiten — da Louis Bögele jung gewesen — hatte ihm der Lärm, welcher dazumal um den „Geist“ und die Douane herrschte, ausnehmend gefallen. Er hatte noch gesehen, wie vor der Zollhalle Fuhrleute und Spanner (Packknechte) um baare und blanke Fünffrankensstücke au bouchon gespielt, wie gar nicht selten des Bonaparte Soldaten lange Wagenzüge mit Contributionsgeldfäßchen schwer beladen, nach der Münze transportirt, wie persische Gesandtschaften

mit schwarzen Bärten und rothen Fingernägeln in hellen Haufen den „Geist eingenommen hatten Straßburgs goldene Zeit! — Aber Louis Bögele ist alt geworden, und die Zollhalle zur Sahara, und das ist ihm lieb. Da sitzt er oft in seinem bequemen Voltaire im Erker seines Salons, und sieht hinüber nach dem melancholischen Thürmchen von St. Klaus, oder horcht den Glocken von St. Thomas zu, oder zählt die Seminaristen, die entweder einzeln oder in dünnen Truppen dem Thomassstift zuwandern, und denkt bei sich selber: Wie süß ist doch die Ruhe und ein mitternächtlich Schweigen am hellen Mittag! Diese stille Muße ist des Himmels Geschenk!

Herr Louis Bögele ist ein Mann zwischen fünfzig und sechzig Jahren, von mittler Größe, eher mager als fett, ein bißchen schlotterd in seinem braunen Ueberrock. Aus seiner schwarzen mit einem Brillant verzierten Halsbinde steigt sein etwas aufgedunsenes weißes Gesicht imponirend hervor; seine Augenbraunen sind dunkel, so auch seine wässerige Augen. Sein Bart wäre

weiß, wenn davon nur eine Spur zu sehen wäre; mit tiefbraunem Haupthaar hat ihn dagegen der Coiffeur versehen. Bögele ist aus der Zeit, da französische Mannsbilder noch kleine Ohrringe trugen; er hat die seinigen nicht abgelegt. Er führt seine Uhr nicht in der Westentasche, aber dafür fehlt nicht daran der dicke Bausch von Schlüsseln und Petschaften, die einst eine feibürgerliche Sackuhr zieren mußten. Das moderne Lorgnon verschmäht Herr Louis Bögele, denn seine Augen sind weitläufig geworden; dagegen verläßt ihn nicht das Saffian-Futteral mit der in Silber gefaßten Brille, die ihm Beistand leistet, wenn er sich mit dem „Niederrheinischen Courier“ oder mit den Straßburger „petites affiches“ abgibt. Sein Hut ist von Anno fünf- undzwanzig; im Sommer trägt Herr Louis Bögele fliegende Pantalons mit Schuhen, im Winter enge Beinkleider mit Sumarowstiefel. Sein Lieblingskaffeehaus ist noch immer der alte dunkle „Spiegel“, in dessen Räumen schon Herrn Bögele's Vater seine Dominoparthie gemacht;

dagegen speist er schon seit mehreren Jahren nicht mehr in der „Stadt Lyon,“ weil ihm dort die Tischgesellschaft allzu militärisch geworden. Seine Küche besorgt jezo sein Bedienter und Factotum Johann Jakob Schnepf, kurzweg nach Straßburger Welschthuerei Schang genannt, oder, wenn Herr Louis Bögele ernst gestimmt war oder zornig: Schang-Schack. — Johann ist ein treuer Bursche von etwa vierunddreißig Jahren, hat ein paar Jahre bei der Munitionsbäckerei gedient, und wird sich in Kurzem mit einer Schönen aus Oberehnheim — sprich: „Obernä“ — verheirathen; hat sich vielleicht schon mit ihr verheirathet.

Unjere Geschichte jedoch trug sich im Jahre 1844 zu, und damals war Johann nur verliebt, aber in einem bedenklichen Grade verliebt. Er hatte seine Juliane Anno 1843 kennen gelernt wie und wo? sagt die Geschichte nicht. Aber versprochen hatte er der Juliane, daß er auf's Jahr in eigenster Person zu Obernä — sprich Oberehnheim — eintreffen werde, sobald

einmal sein Herr, wie er alljährlich zu thun gewohnt, in's Bad verreist sein würde. — Und nun war schon der fünfzehnte Julius vor der Thüre, und Juliane wartete noch immer vergeblich, obschon in gewöhnlichen Jahren Herr Bögele schon am ersten Juli in Baden-Baden einzutreffen gewohnt war. — Gegen alle Kleiderordnung hatte sich diesmal Herr Bögele noch immer nicht von der Stelle gerührt.

Am 15. Juli also — die Luft war regnerisch, aber warm — konnte Johann sein kummervolles Herz nicht länger bändigen, und fragte, während er dem behaglich umherwatschelnden Herrn das Frühstück aufgetragen, mit Angst im Gewissen, aber mit Lächeln auf den Lippen: „Soll ich Ihnen diesmal nicht das Kofferle in's Bad fertig machen?“ — Bögele legte den Kopf zurück, und schloß die Augen, als denke er nach — es war indessen nur des Wichtigthuns halber, denn er hatte schon beschlossen — und sagte dann, die Augen wieder aufmachend: „Nein, Schang; für diese Saison ist's nichts. Baden-Baden wird

mir zu geräuschvoll; heuer haben sie gar noch den Chemin de fer, da kommt die ganze Welt hin dann ist's auch so theuer geworden, wie in Bariss' kostet mich zu viel, und heuer ist auch zu viel changement de température enfin: Ich bleib' da. Will ich ein Bad nehmen, so hab ich's Finkwiller zu meiner Disposition; 's ist eben so gut. Und mein Boston am Abend, in's Mengedrissels oder in's Bertsche, oder bei der Madame Chennevis mag ich gar nicht zurücklassen“

Ein jedwedes Wort ein Dolch in Johannis liebeseiche Brust. — „Was ist zu thun?“ fragte er sich in Gedanken, während er mit dem Federbesen von Zimmer zu Zimmer ging, und abstaubte, wo kein Stäubchen lag: „soll ich die Juliane anführen? Gott behüte mich. Soll ich dem Alten den Dienst Knall und Fall aussagen? Das wäre dumm. Ich will ja die Juliane als Haushälterin anbringen, und daneben selber Kammerdiener bleiben, bis . . . bis eines Tags der liebe Gott unsere Diensttreue belohnt. Soll

ich's wagen, und vom Alten einen Urlaub verlangen...? Wenn er mir ihn aber abschlägt...? nun, ich will mir noch Zeit lassen. Heute Abend, wenn der Alte bei den Karten sitzt, hab' ich der Weile genug, um...". Da fiel dem Johann ein, daß er vergessen, seinem Herrn einen Auftrag auszurichten, der ihm schon am vorigen Abend gegeben worden war. — „Sie möchten doch heute, wenn Sie Zeit haben, zu der Madame Brentlein kommen; die Madame habe was besonderes mit Ihnen zu reden!“ sagte der Diener zu dem Herrn, der eben nach eingenommenem Frühstück seine Zähne und Perrücke anlegte. — „Wird mir ein sonderbar Plästr sein;“ antwortete Bögele freundlich: denn die Einladung war eine Verheißung von mehreren Vormittags-Klatschstunden; eine brave gymnastische Uebung zur Erregung der Gßlust. — Madame Brentlein, eine weitläufige Verwandte Bögele's, nur um einige Jahre älter als er, war sein ganzes Lebenlang eine Autorität für ihn gewesen, so wie sein Umgang für die Brentlein ein Bedürfniß, weil Louis

der einzige Mann, der ihr jemals unterthan gewesen. Mit ihrem seligen Gymnasial-Professor hatte sie's lang nicht so gut getroffen.

Besagter Louis warf sich schneller als gewöhnlich in seine Kleider. Johann mußte ihm den Hut zweimal ausbürsten und das spanische Rohr des alten Herrn Bögele langen, das, aus den siebenziger Jahren verwichenen Jahrhunderts stammend, im Jahr 1844 wieder in die Mode gekommen war. Nachdem bewußter Louis ein paar frischgewaschene Handschuhe von englischem Garn angezogen, schritt er aus dem Hause, über die Brücke und trat nach wenigen Minuten in das Brentlein'sche Haus, das hinter der Nikolauskirche im tiefen Schatten lag: ein altes Haus aus reichsstädtischer Zeit mit kellerähnlichen Vorplätzen und dunkeln Stiegen, aber in seinen Stuben so wohnlich eingerichtet, wie heutzutage kaum eine moderne Wohnung zu finden.

Die Brentlein war angezogen wie eine Frau, die einen Besuch erwartet. Ihr Hund, der letzte Mops im ganzen Departement des Niederrheins,

saß gravitatisch neben ihr und wedelte dem Herrn Bögele schwach entgegen. Lebhafter als er begrüßte die Hausfrau den Verwandten: „Bonjour, lieber Better! Comment vous portez vous?“ — „Recht gut, pour vous servir, Frau Bas'. Sie haben mir durch den Schang sagen lassen...“ — „Seß' Er sich, Herr Better. Sans Compliments. Was hat's Neues in der Stadt?“ — „Ma foi, denk' Sie, Frau Bas', ich weiß gar nichts. Auf'm Polygone soll sich ein Kanonier stark blesirt haben, im Jardin Lips haben vorgestern zwei Tiroler gesungen. Alles ist zufrieden gewesen. Der alte Uhrmacher Dämpfig ist am Sterben und der Pfarrer Hartkopf heirathet eine Schneegans von Schlettstadt. Voilà tout ce que je sais, Frau Bas'.“ — „Eh bien, so will ich ihm auch sagen, was ich weiß. Die Florentine, von der ich Ihm schon geredet habe, ist mit dem welschen Elève en médecine desertirt; sie sind in einer Extra-Voiture fort. Nun, es ist nicht schade um die Person, sie hat schon lang keine considération mehr genossen. Aber um ihren Bappe (Papa)

thut mir's recht an; er ist freilich in seiner Jugend auch meisterlos gewesen, und von seiner Madame erzählt man sich auch nicht die erbaulichsten Geschichten aber — tenez, was mir einfallt: hat Er schon gehört, daß der Lutzmann eine campagne gekauft hat? weiß Er, die vom Rittner bei Nieder-Hausbergen? Eh bien, pu'en dites vous? Ich mein', er hätte zuerst seine créanciers in Straßburg bezahlen sollen. Und gestern — nach der Latraite*) haben sich im Goldgießen zwei Schuhknechte halbtodt geschlagen wegen einer Schlapp', sie ist einmal Kellermagd im Gertenfisch gewesen ach du liebe Zeit! Was sagt er zu der Witterung? Es ist zu naß für einen rechten Sommer. Meine Rhumatismen plagen mich wie im Winter. Der Barometer ist schon oft auf tremblement de terre gestanden . . . !"

Als hierauf Better Louis bemerkte, daß eben der Witterung Näßlichkeit ihn abgehalten, in's Bad zu verreisen, richtete sich die Brentlein ferkengerad

*) Retraite: Zapfenstreich.

auf, und sagte: „Ah ça! alleweil find wir auf'm rechten Text. Ich will Ihm nur sagen, Cousin, daß ich morgen auf Niederbronn verreise der Doktor hat mir's auf die Seel' gebunden. Selbig Wasser, sagt er, sei als wie extra für mich von unserm Herrgott erschaffen worden. Oui, oui, c'est la vérité. Ich muß demnach hingehen, und einundzwanzig Bäder nehmen. 'S ist mir recht, dans ce moment: ich hab' ein schweres Herz, und mit einem schweren Herzen soll man nicht in's Bad, aber Er, Better, muß mir davon helfen.“ — „Ma foi,“ erwiederte mit großen Augen der Better: „wenn ich zu Ihren services sein kann, so kommandire Sie nur, Frau Bas'. Soll ich Ihr Haus sürveilliren? Sind Ihr Ihre Zinsen nicht eingegangen, und darf ich Ihr ein paar hundert Franken avanciren? Oder hat Sie einen Prozeß und soll ich den Advokaten consultiren? Oder will Sie ein Kapital auf gute Hypotheken placiren?“

Ah mon dien, taisez-vous, cousin; halt Er's Maul, Better Louis. Das ist all' nichts. Dem

Nachbar geb' ich meine Schlüssel, Geld brauch' ich nicht, einen Prozeß hab' ich nicht, und für mein bißchen Eigenthum sorgt schon mein Streitsvogt. Aber aber erinnert Er sich noch an meinen Bruder Adam, den Friedensrichter, Gott hab' ihn selig?" — „Ma foi! so gut als an meinen eigenen Vapen.“ — „Better Louis, hat Ihm nicht mein seliger Bruder allerlei Freundschaft erwiesen?" — „Da er noch lebte? ja wohl. Ich bin ihm obligirt gewesen, ich bin's noch. Er meritirt meine Dankbarkeit. Weiß Sie noch? da ich in dem Tuchgeschäft war, und hatte die Lieferung, und konnte auf einmal meiner Summission keine Honneurs machen, und das damalige Gouvernement hat, ma foi, nicht plaisantirt? ich hätte um mein ganzes Vermögen kommen können da hat mir der Juge - de - paix vorgestreckt, was ich brauchte. Hab's ihm wieder gegeben, cela va sans dire — aber ich kann's ihm und seiner Familie nie vergessen!"

Eh bien: jezt ist der Augenblick da, in welchem Er Seine reconnaissance beweisen kann. Es

ist Ihm bekannt, daß der Adam ohne Vermögen gestorben ist, und nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter hinterlassen hat. Der Sohn regardirt uns nicht; der ist als ein mauvais sujet in's Deutschland gegangen, der Conscription davon gelaufen . . . weiß Gott, wo er sein End' gefunden. Aber die Tochter, die Süßette, die ist jetzt auf dem Tapet: eine schöne und wohlgewachsene Person, einundzwanzig Jahr alt, gesund und wohlgezogen, wenn auch nicht reich. Für die, Better Louis, sollte Er etwas thun; Er hätte die Postur und Zeit und genug Geld dazu. Eh bien? Qu'en dites vous?"

Des guten Vögele bemächtigte sich eine dergestaltige Verlegenheit, daß er sich kaum zu fassen wußte. Er ließ seine Finger knacken, er wischte sich die Schweißtropfen von seiner Stirn, er trappelte, wiewohl leise, ungeduldig mit den Füßen, und entgegnete nach manchem Hüfteln mit freundlicher, aber bestürzter Grimasse: „Hm, hm, zu viel Ehre, Frau Bas'! aber ich werde schwerlich acceptiren können . . . nicht als ob ich zu

alt wäre ma foi, es haben schon ältere Leute Hochzeit gemacht, en tout honneur mais aber wenn ich so aus allen meinen habitudes herausgehen sollte ma foi"

Hier unterbrach ihn ein gellend Gelächter von Seiten der Brentlein: „Cousin, wo hat Er Seine Gedanken? Meint Er nicht, ich wollt' Ihm die Süßette kuppeln? Louis, Louis, da ist Er unrecht. Bien au contraire: die Süßette hat schon ihren Bräutigam. Er ist in der Administration vom Chemin de fer, und wenn Alles nach Wunsch passirt wäre, so hätten die Hochzeitsleute schon ihr visites bei der Freundschaft und auf dem Etat-Civil von der Mairie gemacht, und der Herr Pfarrer von St. Niklaus hätte sie schon zusammengegeben.“

„Ah so!“ machte Bögele, sichtlich erleichtert: „'s ist also nicht von einer Mariage zu reden? Alors c'est bon. Was soll ich denn sonst für die Süßette thun? Soll ich den garçon d'honneur vorstellen, und ein schön Präsent aussuchen? Mir

an,*) obgleich es mir viel Geld kosten wird, da ich mir werde müssen einen neuen Frack machen lassen. Aber Geld habe ich und Zeit ebenfalls, und die Postur — Dieu merci — ist auch noch nicht die schlechteste.“

„Vetter Louis, weiß Gott, was Ihn heute mit Hochzeitgedanken aller Art angesteckt hat! Wenn nur schon Hochzeit wäre Er sollte, mir an, garçon d'honneur sein, zehnmal für einmal. Aber — voyez-vous — so weit sind wir noch lange nicht, und das ist eben mein Kreuz und meine Pein. Der Verlobte — es ist ein gewisser Ertel von Gebwiler, der Sohn von einer Freundin von mir, und mir selber lieb, als ob er mir gehörte — ist nach Engelland geschickt worden, um dort — was weiß ich — in der Mekanik und in dem Vapour noch dies und das zu lernen. Seine préposés wissen selber nicht, wann er zurückkommen wird, aber 's wird bis über Martini hinausdauern. Die Guguste hat geweint wie ein Kind, da er verreist ist, und die Süsette ist in

*) Meinetwegen.

melancolie versunken, und derothalben hat sie ihre Pflegmutter, die Schönbeckin aus dem Bruch, die einmal das Bierhaus gehabt hat, mit ihr nach Baden-Baden genommen. Eh bien, ich wollt's ihr gönnen; Baden-Baden soll lustig sein, aber leider nur gar zu lustig, und die Verführung spielt dort neben der Spielbank ihre Parthie, und wer sich mit ihr einläßt, hat verspielt und das möchte ich an meiner Niece Süsette nicht erleben und die Schönbeckin ist zwar eine gute Frau, aber ein wenig *légère* und kindisch für ihre Jahre. Auch hab' ich gehört, daß ein Offizier von denen *Voltigeurs d'Orleans* mit der Susette in's *Lacombe's* zusammengekommen ist, und hat bei ihr den Galan gemacht, und selbiger Offizier ist ebenfalls auf Baden verreist. Jetzt stell' Er sich vor, Cousin, was da sich begeben könnte! Ich hab keine Ruhe, wenn ich nicht für die Susette einen Schutengel enrolliren kann. Und der Schutengel soll Er sein, Better Louis."

„Ma foi," erwiderte Bögele staunend: wie soll ich das anfangen, ich kenne ja nicht einmal die Susette?"

C'est justement cela. Das ist eben recht. Ecoutez! Es ist ein respectabler Herr, Better Louis. Und Verstand sollte Er doch auch haben; er ist alt genug dafür. Drum, weil Er eben alt und respectabel ist, so macht's kein Aufsehen, wenn Er sich drüben in Baden nach dieser Susette und der Schönbeckin so unter der Hand erkundigt. Mir zu lieb wende Er Seine Zeit und Sein Geld an, — Er hat beides wohlfeil, und laß Er die Susette, ohne daß sie's merkt, nicht aus den Augen. Will der Teufel an sie rücken, so jage Er den Teufel davon. Ist's dem Versucher nicht recht — eh bien, so soll er ein Steckele dazu stecken. Würden — was Gott verhüte — Dinge von einiger importance arriviren, so schreib' Er mir's nach Niederbronn kurz, es kommt nur auf drei Wochen Aufpassens an, damit die Susette nicht leichtsinnig werde und den Auguste lieb behalte. Ist sie einmal wieder in Straßburg, so will ich selber wiederum die Sentinelle machen. Versteht er mich jeko, Better Louis?"

„Parfaitement,“ antwortete Bögele, nicht wenig geschmeichelt von dem geheimnißvollen und wichtigen Auftrag; „aus Lieb' zu Ihr, Frau Baas, und aus Dankbarkeit für Ihren Herrn Bruder selig, will ich probiren, was ich thun kann. C'est singulier: heut Nacht hab' ich mir vorgenommen, heuer nicht nach Baden zu verreisen, und jetzt verreise ich dennoch dahin! Ja, ja: l'homme propose et Dieu dispose. — Wie lang sitzt schon die Susette zu Baden?“ — „Sie ist erst gestern dahin abgereist. Die Schönbedin hatte im Sinn, im Zähringer-Hof abzustiegen.“ — „Bon, bon, in dem Hause bin ich recht wohl bekannt; ich weiß mich noch auf einen rothen Kellner zu besinnen, der mich dort excellent servirt hat. Und . . . attendez . . . was ich noch sagen wollte . . . wie heißt der Offizier von den Chasseurs d'Orléans, der . . .?“ — „Denk' Er, Cousin . . . ich hab' den Namen nie recht erfahren können; . . . bei Lacombe's gehen mehrere von denen Messieurs aus und ein. Aber von zweien ist's Einer: entweder der Mr. Mandar

ou bien der Monsieur Valery.“ — „Bon, bon ; ich schreib' die Namen in's Portefeuille, damit ich sie nicht vergesse. Na, Sie soll mit mir zufrieden sein, liebe Frau Baas; laß' Sie sich selbiges Niederbronn gut anschlagen, und verlaß' Sie sich auf mich. Der alt' Juge de paix soll vom Himmel herunterlachen, so will ich seiner Tochter beistehen, und ihr nicht von der Seite gehen, wie ein factionnaire . . . und sie soll's erst nicht merken.“ — „Adieu denn, adieu wohl, Wetter Louis!“ — Mit zärtlichem Händeschütteln besurlaubten sich Base und Wetter gegenseitig.

Ach, wer den Schang gesehen hätte! Einen glücklichen Menschen hatte dazumal ganz Frankreich nicht aufzuweisen. Der Herr verreiste, er, Johann, bekam die Erlaubniß, auf acht Tage hinzugehen, wohin er nur wollte — unter anderm auch nach Obernä! . . . Schang schwelgte in Seligkeit; zephyreilig packte er seines Herrn Koffer. — „Ich will mit dem ersten Train nach dem Effen von Kehl abfahren,“ sagte Bögele, und konnte kaum den Omnibus erwarten, der ihn ab-

holen sollte, so an- und aufgereggt war er von seiner Sendung Bedeutsamkeit. Er mußte selbst nicht, wie ihm geschah, warum ein ungewohntes Lebensfeuer durch seine Adern strömte. — Es war seit manchem Jahr zum erstenmale wieder, daß er etwas zu thun, irgend einen Lebenszweck zu erfüllen, einen Auftrag in's Werk zu richten hatte. Die Einförmigkeit seines Spießbürgerlebens war unterbrochen; hinausgeschleudert in eine Welt der Abenteuer, dünkte er sich wieder jung zu sein, und fand auf einmal wieder die Zeit zu lang; die Zeit des Wartens nämlich.

Endlich kam auch der Omnibus. — „Eh bien, in Gottesnamen!“ rief Bögele zum Abschied; „Schang, mach' Deine Sachen gut und flug. Versiß' Dich nicht, und komm in 14 Tagen nach Baden, um mich abzuholen. Schang, Du wirst nicht manquiren, sonst gibt's keinen Congé mehr.“ — „Sie können versichert sein, Monsieur, und ich darf mich flattiren, daß Sie zufrieden sein werden;“ antwortete Johann, und

der Omnibus fuhr ab mit Bögele und Bögele's Koffer.

Ein einziger Herr saß in dem langen Kasten, Als Bögele mit einem merklichen Stolperer einstieg, sagte der Herr: „Das ist ein böß Zeichen für einen Reisenden; just als ob ihm ein Hase über den Weg liefe.“ — „Bah, bah,“ entgegnete Bögele, halb lustig, halb empfindlich; „über derartige préjugés sind wir hinaus. Die superstition ist nicht mehr vom Jahr 1844.“ — „Bitte um Entschuldigung,“ sagte wieder der muthwillige Herr, ein rothbackiger Dreißiger mit wahren Schelmen von Augen im Kopf; „ich muß im Tage wenigstens zwei Duzend Dummheiten sagen, sonst schlaf ich zu Nacht nicht gut. Jetzt hab' ich das erste Duzend hinter mir. Kann ich aufwarten?“ — Er streckte dem Bögele ein Cigarrenetui hin. — „Grand merci,“ versetzte Bögele, und offerirte dafür seine Tabaksdose, die der Fremde höflich verschmähte. Und somit war durch gegenseitiges Ablehnen die Bekanntschaft gemacht. Beide Herren gingen nach Baden, beide

Herrn waren Rentiers und Hagestolzen; beide Herren hatten ein geheimes Geschäft zu Baden, denn auf Befragen antworteten sie einander mit wichtigen Mienen: „Ich gehe nicht hin zur Cur, und auch nicht ganz zu meinem Vergnügen.“ — Der Unterschied zwischen ihnen bestand darinnen, daß der Eine ein Deutscher war und der Andere ein Elsässer, und daß nur der Eine Bögele, der Andere aber Käß hieß.

Da der Omnibus bloß die paar Menschen verschlungen, so pressirte ihm durchaus nicht, nach Kehl zu kommen. Er schlenderte wie ein Müßiggänger durch die Gassen, stand hie und da still, als besänne er sich, ob er weiter gehen oder lieber umkehren wolle, verlor sich endlich in die trübseligen Gassen der Krautenau und zappelte, nachdem an irgend einem Bierhause ein paar Handwerksbursche eingestiegen waren, gemächlich der Citadelle zu. — „Wenn wir nur zurecht kommen!“ seufzte Bögele bedenklich; „der Wagen geht so langsam!“ — „Gut Ding will Weil' haben,“ lachte Käß, gemächlich seine Cigarre abdampfend.

„Wir kommen schon nach Kehl, es lauft uns nicht davon!“ tröstete der Condukteur, ein Vollblut von Galgengesicht. — Der Kerl hatte Recht. Kehl stand wirklich auf seinem Plage, da der Omnibus über den Rhein rollte; das Zollhaus stand auch da, und vor ihm die Zollguardia im hellen Haufen. — Das Visitiren wurde nicht geschenkt, Bögele's Geduld auf harte Probe gesetzt, da er seinen Koffer öffnen mußte. Je hartnäckiger er sich gesträubt hatte, um so unerbittlicher wurde der Koffer durchsucht, wenn gleich nichts verfängliches gefunden. — Endlich . . . endlich war die Operation vorüber und zum Bahnhof, der noch ein halb Stündchen vom Zollhause entlegen, ging's im saufenden Galopp. Aber . . . o Schrecken! drüben sauste es auch und Pfiff auf Pfiff schwirrte in die Luft, und die Glocke des Bahnhofs war schon längst verstummt, und da endlich die Reiselustigen anlangten: „O weh! ma foi, die Eisenbahn ist schon fort!“ seufzte Bögele, vor Verdruß einer Ohnmacht nahe. — Der muntre Herr Käß wollte

sich vor Lachen ausschütten. — Beinahe hätte ihn Bögele zornig angefahren, wäre nicht auch Er getröstet worden durch die Ankunft von Leidensgefährten. Ein Franzose mit einem Begleiter, der nicht in der besten Haut zu stecken schien, rasselte daher in einem Wagen, dessen Räder vor lauter Eile dampften, als wolle die helle Flamme aus ihnen hervorschlagen. Sein Unmuth, da er zu spät gekommen, war grenzenlos und äußerte sich unverholen. Auf jeden seiner Athemzüge kamen ein paar Verwünschungen. — Condukteur und Kutscher wußten Rath. Die Reisenden sollten den letzten Bahnzug abwarten. — „Die Lange- weile dieses Verzugs wäre mein Tod,“ behauptete der Franzose; „und zugleich der Tod meines armen kranken Freundes. Ich mache einen Vorschlag. Nehmen wir Extrapost! Wer hält mit?“

Bögele meldete sich gleich. Raz sagte: „Wenn Sie dabei sind, thu' ich mit.“ Der Franzose entsendete auf der Stelle seinen Miethkutscher nach der Post, um die Pferde herbeizutreiben. Indessen pflanzte er seinen kranken

Gefährten, so bequem als thunlich, in eine Ecke des sogenannten Passagierzimmers im Bahnhof (alias Bahnschopf) und ersuchte ihn, Geduld zu haben. — „Ach,“ antwortete ihm der Kranke; „ich bin schon an allerlei Ueberdruß gewöhnt; wie soll ich jedoch Ihnen vergelten, mein lieber Mandar? Sie verlassen um meinetwillen alles, was Ihnen Freude macht“ — „Nicht doch, liebster Freund. Abgesehen von dem Vergnügen, das mir Ihre Pflege verursacht, zieht mich mein Herz nach Baden . . . Sie wissen das.“

Bögele hatte das Ohr eines Hestelmachers, und den kleinen Dialog nicht überhört. — „Mandar?“ sagte er in sich hinein; „tiens, . . . ob das nicht selbiger Mandar ist, von dem die Baas geredet? hm, hm, ma foi, er ist's . . . ein Offizier, das sieht man ihm durch den Civilrock an, und einer von den tirailleurs de Vincennes oder d'Orléans, oder wie das Volk heißt, wird er auch sein . . . er ist so léger, so dégourdi . . . ein hübscher schlanker Kerl mit schwarzem Bart und einem verwünschtverführerischen blaffen

Zeint! . . .“ — Bögele zog verstohlen seinen Handspiegel aus der Tasche, betrachtete sein eigenes weißes Antlitz, und erinnerte sich der Zeiten, da auch Er weibliche Herzen bezwungen durch seiner Liebenswürdigkeiten Allgewalt; . . . doch war er bescheiden genug, bald zuzugeben, daß Monsieur Mandar für jezo gegen ihn im Vortheil stehe, und ebendeshwegen beschloß er, seine Sendung gewissenhaftest und unbarmherzigst zu vollziehen. — „Wart! ich will's Dir anstreichen!“ sagte er schadenfroh; „aha, Welscher! zieht Dich Dein Herz nach Baden, Du séducteur? Attention! der Letzte hat noch nicht geschossen!“

Die Postkutsche kam; es regnete sanft. Die Luft war matt und einschläfernd. Der franke Herr schlummerte, als er kaum in seiner Wagenecke heimisch geworden. Rag, nachdem er geschwinde dem Bögele noch ein paar Dummheiten seines zweiten Duzends zu kosten gegeben, entschlief ebenfalls und zwar fest. Bögele folgte seinem Beispiel in dem Augenblick, als er den gefährlichen Mandar recht überwachen wollte. Der

schwarzbärtige Bösewicht hatte nämlich ein Porträt hervorgezogen, seine Blicke wie in einen Spiegel hineinversenkt und endlich . . . o Graus! . . . einen, zwei, drei Küsse darauf gedrückt. — „Bigre! das hat was zu bedeuten!“ hatte sich Bögele zugerant, da er durch die Wimpern seiner zufallenden Augenlieder seines Gegenübers Geberden mitangesehen; aber — beinahe im selben Moment war er schon hinweggeführt in's Land der Träume. — Um so kürzer wurde ihm die Station.

Bei der nächsten Post angekommen, erwachte Bögele, denn er erinnerte sich sogar im Schlaf, daß das Postgeld berichtigt werden mußte. „Es ist jetzt an uns;“ sagte er zu dem ebenfalls wieder muntern Käß. Derselbe entgegnete lustig: „An Ihnen, lieber Herr; denn ich muß schon um Credit bitten. In Baden werd' ich die Ehre haben, Ihnen Ihre Auslagen wieder zu erstatten.“ — „Schön,“ versetzte Bögele, die Börse ziehend; „wo logiren Sie? Ich für mein Theil logire im Zähringer-Hof.“ — „Gut, daß ich's weiß;“

begnügte sich Kags zu antworten. — In demselben Augenblick redete Mandar zum andern Schlag hinaus: „Ei, beim Himmel! Lieber Freund, wie kommst Du hieher?“ — Eine angenehme Männerstimme antwortete: „Ein Spazierritt. Ein paar Kameraden sind bei mir. Wir warten nur, daß der Regen aufhöre, um nach Baden zurückzukehren. Du Glücklicher, der Du vor mir hinkommst! . . .“ — „Hm, warum glücklich? Ich begleite unsern guten Roger, dessen Rheumatismen nach dem Bade dringend verlangen. Einen andern Zweck wüßte ich nicht in Baden zu verfolgen.“

„Spitzbube!“ brummte Bögele in Gedanken in seinen Bart, und versuchte aus dem Schlage zu gucken, . . aber Mandars breiter Rücken verdarb ihm jegliche Aussicht. Indessen antwortete die obige angenehme Männerstimme: „Und dennoch glücklich, lieber Mandar! Du wirst heute früher als ich eine und dieselbe Luft athmen, mit dem reizendsten weiblichen Geschöpfe, das jemals mit leichter Sohle die Erde betrat. Ich muß Dir gestehen, Freund . . .“ hier näherte der Spre-

chende, wie es schien, seinen Mund dem Ohr des Freundes — „daß ich verliebt bin, wie noch nie. Und stelle Dir vor, daß ich es bin in eine Straßburgerin, in eine kleine tête de choucroute . . .“

„Impertinenter Welscher!“ brummte Bögele abermals in Gedanken. — Mandar fragte anscheinend gleichgültig: „Darf man wissen, wer sie ist?“ — „Ei was, Du kennst sie selber ziemlich gut,“ erwiderte der Freund; „wir sehen uns in Baden, dort sollst Du alles erfahren . . . indessen viel Glück und Gesundheit, lieber Roger, und: auf ein andermal, wackerer Mandar . . .“

Der Postillon war inzwischen aufgefressen, der Wagen flog davon. Im Davonfliegen rief Mandar noch zurück: „Adieu, adieu, mein guter Vallery; adieu! . . .“

„Sapperlotte!“ brummte Bögele zum drittenmale in Gedanken; „da haben wir's! Das Schicksal spielt mir alle Fäden in die Hände, und ich merke das nicht! Der chemin de fer muß expreß schon von Kehl fort sein, und ich in diese Postkariole transvasirt werden, um die Hauptacteurs

in der angezettelten Badnerkomödie von Gesicht kennen zu lernen, und doch habe ich den Valery jetzt nicht einmal auf der dérobée gesehen! . . . Thut indessen nichts . . . will ihn schon an der Stimme erkennen. Zudem sollt' ich's einrichten, daß die jalousie aufbrenne zwischen den Messieurs von Nebenbuhlern. Sind justement wie zwei Hunde, die nach demselben morceau schnappen. Attention, Lujele, mach' den Gescheidten. Keiner darf was andres kriegen als nur den Schatten, wie's im Lafontaine steht . . . Es geht doch nichts über die arrogance von denen Welschen! . . . Hat er nicht von der Susette per tête de choucroute gesprochen? Wart', ich will Dich beschufruten!"

Sein ächter Elsäßergrimm hinderte Bögele nicht, abermals zu entschlafen, denn das Dunkel des Abends wurde immer schwärzer, und so geschah es, daß er in Baden sich befand, und zwar vor dem Zähringer-Hof, ehe er sich recht verwußte. — Er rieb sich die Augen, verwundert in die Lichter starrend, die von Kellner und Portier den Passagieren entgegengebracht wurden.

Während dessen nahm Mandar sammt Begleiter von ihm Abschied, denn er antwortete wie ein Träumender. Dennoch, aus dem Wagen gehoben, sah er sich nach dem lustigen Käß um; der lustige Käß war verschwunden. „Was soll denn das bedeuten?“ fragte sich Bögele unwirsch, indem er dem Postillon das Trinkgeld reichte. Doch hatte er in dem Augenblick wichtigeres zu thun, als sich um den Käß zu bekümmern. Er rief nach dem rothen Kellner . . . ach, leider war derselbe in die Fremde gezogen. Statt seiner präsentirte sich indessen ein ganz höflicher und dienstfertiger Mensch. Bögele faßte zu ihm Vertrauen und zog ihn geheimnißvoll auf die Seite. „Wohnt nicht bei Ihnen eine Madame Schönbeck und Demoiselle Kaltschmidt von Straßburg? . . .“ — „Zu dienen, zu dienen; seit gestern oder vorgestern.“ — „C'est cela, Numero wieviel?“ — „Nummer . . . , warten Sie, daß ich mich besinne Nummer achtzig.“ — „Diable, das wird hoch liegen; aber mir an! Geben Sie mir ein Zimmer neben den Damen.“ — „Schön; es

ist eben ein Zimmer dicht neben Ihnen frei. Ich werde Ihre Sachen hinaufbringen lassen.“ — Bon, bon; aber reinen Mund gehalten; ich bin incognito hier. Ces dames kennen mich nicht und sollen auch nichts von mir wissen. — Ein Fünfs Frankenstück glitt in des höflichen Kellners Hand, der sich tief verbeugte und Stillschweigen gelobte. — „Ich werde wohl die Damen im Speisesaale zu sehen kriegen?“ — „Ohne Zweifel.“ — Bögele begab sich in den Saal.

Die Tafel war dünn besetzt. Die Musik auf der Promenade, das Theater, vor allem das Spiel hielten noch ein vergnügungslustiges Badepublikum von der Heimkehr ab. Bögele musterte, hinter seiner Brille hervorblinzeln, seine Umgebungen auf's ängstlichste; ihm war nicht möglich, ein straßburgerisch Gesicht darunter zu entdecken. Nicht ein straßburger Laut schlug an sein Ohr. Engländerinnen, Französinen, Aurländerinnen, jung und alt, waren zugegen. Keine Seele von drüben herüber. — Endlich, nachdem er schweigend und erwartend seinen Hahn mit grünen

Erbsen verzehrt, fragte Bögele den Saalkellner sehr diskret: „Die Damen von Nummer achtzig schon zu Hause?“ — „O ja, schon lange.“ — „So? kommen nicht zum Nachtspeisen?“ — „Nein, sie pflegen den Thee auf ihrem Zimmer zu nehmen.“ — Brummig schalt Bögele wiederum in Gedanken: „Tiens! und mir sagt der faquin von garçon, ich würde sie ohne Zweifel im Salon antreffen? Ich habe mein Fünffrankenstück zu früh ausgegeben.“

Um jedoch so schnell als möglich seinen Wachtposten zu beziehen, eilte Bögele, auf sein Zimmer zu kommen. Die gebenedeute Nummer lag dem Himmel sehr nahe, nebenaus an der Welt, vom menschlichen Verkehr getrennt. Bögele schnaufte, als hätte er den Montblanc im Sturmschritt erstiegen. — Das Zimmer selbst war etwas öde und unfreundlich. Dafür aber wohnten die Damen neben ihm. Er horchte an der kondemnirten Thüre. Die Damen mußten jenseits eine Barrikade von Gewändern angelegt haben, denn Bögele hörte nur schwach und unvollkommen, was sich drüben

begab. Die Damen schienen so eben zu Bette zu gehen; sie lachten, folglich waren sie guter Dinge; sie riefen sich endlich gute Nacht zu, und dieses „gute Nacht“ klang dem entzückten Straßburger so straßburgerisch, als es nur möglich ist, in das aufmerksame Ohr. „Sie sind's, sie sind's,“ jubelte er in aller Heimlichkeit; „ma foi, sie sind's; 's ist gar nicht daran zu zweifeln, und es hat keinen *maréchal de l'Empire* gegeben, der in einer *Campagne* eine bessere Position genommen hätte, als ich, um dem Feind als ein *Corps d'observation* auf den Leib zu rücken.

Seine Nachttoilette vorbereitend, kramte Bösgele vielerlei Dinge aus dem Nachtsack; doch besann er sich, daß seine Schlafmütze im Eifer des Einpackens in die Hutschachtel gerathen war, und als er der genannten Schachtel sich bemächtigte . . . was bekam er zu Gesichte? Auf der Schachtel lag in braunem mit Gold verziertem Futteral ein Portrait . . . ohne Zweifel dasselbe, das Monsieur Mandar mit Küffen beehrt und leichtsinnig dann im Wagen verloren! — „Bigre!

ein guter Fang!“ rief der überraschte Bögeler, und ließ die Nachtoilette ruhen, und befriedigte seine Neugierde an dem Bilde.

„Tiens, das ist also die Süfette? Meiner Seel, ma foi, so hätt' ich mir sie nicht vorgestellt. Ich weiß nicht, warum ich mir sie immer mit einer Stumpfnase gedacht habe, und mit bläulichen Augen, und mit Haaren, couleur de Baßgeig? Sapperlotte! das ist ein nobles Angesicht, ein air de princesse! Locken, die man gerade um den Finger wickeln möchte, schwarz wie Raben, und Augen wie Blitz und Spiegel in einer Person. Sapristi! das Mäulchen, sollt' man glauben, kann Einem nur angenehmes sagen! und eine Nase . . . ma foi, . . . ein majestätischer Thurm, ein babylonischer, wie der König Salomo im hohen Lied singt! — All diese Schönheit sollte aber einem traineur de sabre zu Theil werden? Nein, nein, sur ma parole, nein! Der Guguſte von Gebwiler soll nicht um ein centimètre an seiner Lieb' verkürzt werden . . . ! ja freilich, wenn ich noch jung wäre . . . nur

um zehn Jahre jünger . . . ich wollte freilich lieber selber . . . ich war doch ein terrible mangeur de coeurs . . . aber das ist vorbei; passez votre chemin!“

Bögele warf einen wehmüthigen Blick auf sein ehrwürdig der Perrücke beraubtes Haupt, verhüllte es schnell mit der Schlafmütze, legte alle übrige Kunst von sich, und was ihm von Natur übrig geblieben, in's Bette. Müde von den Anstrengungen und Erregungen des Tages entschlief er geschwinder als sonst und schlummerte auch länger und ruhiger. Ein sanfter Traum labte seinen Schlummer. Er sah sich als einen Schutzengel ausgestattet mit rosenrothem Gewande, blauem Mantel und schneeweißen Flügeln, wandelnd auf den Spuren der rabenlockigen Susette, und alle Satanasse, die Susettens Tugend auf lauerten, nahmen Reißaus, sobald nur Engel-Bögele zornig ausrief: „Allez-vous-en, polissons de diables!“

2.

Ein leises Gespräch weckte den Schläfer. Auf seiner Nasenspitze tänzelte ein schiefer Sonnenstrahl. Der Oberkellner streckte sein dankbares Gesicht durch die halbgeöffnete Thüre, und sagte: „Wünsche guten Morgen. Ich habe nur ein bißchen nachsehen wollen, ob Ihnen nicht etwas zugestoßen wäre?“ — Comment? zugestoßen? warum?“ versetzte Bögele mit gewaltigem Gähnen. — „Je nun . . . der Lohnbediente, der Zimmerkellner erhielten auf eifrigstes Anklopfen keine Antwort, und es hat schon Elf geschlagen.“ — „Impossible!“ rief Bögele, und stand wie der Bliß aufrecht vor dem Kellner, der verschämt die Augen niederschlug. — Im Nu war indessen Better Louis in seinen Schlafrock eingewickelt, und sagte nachdem er auf seine Uhr gesehen: „Auf'm Münster haben sie jezo erst drei Viertel. Aber, ma foi, seit zwanzig Jahren habe ich nicht geschlafen, wie in dieser Nacht.“

„Desto besser,“ meinte der Oberkellner; „um

so länger dürfen wir hoffen, den Herrn zu beherbergen, da er in unsern Betten so wohl geschlafen?' — „C'est cela; versteht sich. Ich werde circa drei Wochen hier bleiben; ich kenne dieses Haus, seine Tafel ist gut, seine Bedienung aufmerksam dieses Zimmer ist freilich ein bischen entlegen, und so hoch wie die Plateform von der Cathedrale . . . aber“ — „Es kann Ihnen, sobald Sie wollen, ein besseres und bequemeres eingeräumt werden,“ äußerte der Oberkellner verbindlichst. — „Nicht doch, ce n'est pas ça; Sie wissen ja, daß ich wegen den Damen da nebenan“ flüsterte Bögele behutsam.

„Ah so, die Damen es wundert mich in der That, daß Sie nicht von den Damen im Schlaf gestört worden sind.“ — „Bah, bah! ich hätte vor einer schießenden Kanone fest geschlafen.“ — „Indessen“ — fuhr der Kellner fort, sollen Sie, wenn Sie hier auf dem Zimmer zu bleiben vorziehen, gewiß nicht mehr derangirt werden.“ — „Wie so?“ — „Weil die Damen heute ausge-

zogen sind.“ — „He? wie? tiens? in ein ander Zimmer?“ — „Nein, in ein Privatlogis. Vor zwei Stunden verließen sie das Haus; vor einer Stunde wurden ihre Effekten abgeholt.“

Bögele hätte keinen Blutstropfen von sich gegeben, wenn man ihm in diesem Augenblicke zur Ader gelassen hätte. Er starrte mit hervorquellenden Augen den leichtsinnigen Jüngling an, dem er ein Fünffrankenstück für nichts und wieder nichts verehrt, und erst nach langem Stillschweigen hob er an: „C'est fort . . . mais passons là-dessus. Wohin sind die Damen ausgewandert? Wohin sind sie gezogen? Ich kann ja keinen Augenblick mehr in diesem Hause bleiben, wenn jene Damen nicht mehr darinnen sind!“

Nun veränderte der Oberkellner sein dankbares Gesicht in ein diplomatisches, und versetzte mit der kühlen Stimme eines Arztes, der den Patienten, welcher ihm unter den Händen verscheidet, mit Fassung aufgibt: „Darüber kann ich Ihnen nichts sagen. Vielleicht, daß der Lohnbediente, der Portier oder der Zimmerkellner etwas näheres

wissen?" — Mit diesen Worten war er zur Thüre draußen, und Bögele hatte Muße, eigentlichst zu bemerken, daß er in einem großen Gasthose wohnte, allwo man sich um scheidende Gäste nicht mehr bekümmert. Better Louis hatte gehofft, der Kellner werde Nachforschungen anstellen, ihm Kunde zukommen lassen es geschah nichts von dem allem. Bögele war in seinem donjon vergessen. — Endlich schellte er und ehe er sich's versah . . . kam Niemand. Er schellte zum zweiten- zum drittenmale . . . vergebens; er läutete zum viertenmale Sturm . . . endlich schaut ein Kellnergesicht, ein vorwitziges und zugleich geärgertes herein. „Befehlen?“ — Bögele stellte die Frage, die er an den Oberkellner gerichtet. — „Ich will den Lohnbedienten schicken.“ — Nach einer Viertelstunde kam der Lohnbediente. — „Haben Sie Adressen auszufragen? soll ich Sie begleiten?“ — „Pas du tout, aber wissen Sie von Madame Schönbeck und . . .?“ — „Will gleich den Hausknecht schicken!“ — Lohnbedienter fuhr ab; nach zwanzig Minuten

kommt Hausknecht. Als ein ächter deutscher Hausknecht weiß er nichts, absolut nichts. — Indessen läutet die Tischglocke. Um Zorn und Hunger zu verjagen, begibt sich Bögele an die Einuhrtafel, und findet in seinem Nachbar und in seinem vis-à-vis zu seiner größten Freude Franzosen. Seine Seele beruhigt sich; ein Weilchen dauert sein Vergnügen, aber nur ein Weilchen. Wenn drei Franzosen zusammentreffen, so währt's kaum zehn Minuten, und die Politik ist auf dem Tapet. So war's auch hier. Der Nachbar zapfte das beliebte Thema an, und Bögele variirte es als partisan du juste-milieu. Darauf ergab sich jedoch, daß das vis-à-vis ein Legitimist war, der alsogleich Worthandel anfang, und da Bögele beim Nachbar Hülfe suchte, demaskirte sich derselbe auf boshafte Weise, und griff als Republikaner den Louis-Philippisten an. — Empört und erbittert räumte Bögele noch vor dem Auftreten des Käse und der Birnen das Feld. — In den schattigen Gängen der englischen Anlagen studirte er das Fremdenblättchen . . . den

Namen der Schönbeck fand er nicht unter den Gasthofinsassen, nicht unter den Quartiergewechselten. — Bögele wagte sich unter die vor dem Konversationshause stationirende Menge, und spähte nach Susettens Antlitz, nach dem Gesicht des winzigsten Straßburger-Bekannten. Nicht Susette, deren Bild so hell in seinem Kopfe lebte, als es wohlverwahrt in seiner Tasche ruhte — nicht ein Schatten von einem Verwandten oder Bekannten war zu sehen. — „Ich gehe auf die Polizei,“ sagte Bögele zu sich selber, ließ die Tasse Kaffee, die er bestellt, gerade nur angnippt stehen, und machte sich auf den Weg; die Polizei muß wissen, was ich brauche.“

So wie er zur Stadt kommt und den Leopoldsplatz hinter sich hat . . . was sieht er? Nach seinem eigenen Geständniß hat ihm da schier der Fuß manquirt; — Mandar kommt ihm entgegen, nimmt aber nicht Notiz von ihm, und geht auf die Englischhofbrücke los. Bögele zögert . . . seine Ehrlichkeit rath ihm, den Offizier anzurufen, das Porträt ihm zuzustellen, weil es

dessen Eigenthum — aber die Begierde, seinem Schutzengelamt besser zu genügen, bewegt den Better Louis, das Bild ohne weiteres noch zu behalten. Und — indem er dergestalt fortwandert, und Susettens Züge gleichsam wiederläut in seinem Vorstellungsvermögen, und dabei aufschaut, wo die Spazzen fliegen — was sieht er schon wiederum? Aus einem Fenster — nicht weit von ihm — neigt sich Susette in Person, und schäkert und lacht mit einer ihr zur Seite stehenden ältern Frauensperson. Sie beide reden französisch. — „Tiens, tiens, ma foi, les voilà!“ ruft in Gedanken triumphirend Schutzengel Bögele, und spionirt behutsam weiter. Die Damen sind im Hauskleide; also wohnen sie in dem Hause, dessen Fenster sie besetzt halten! . . . vielleicht sind in demselben Hause noch mehrere Zimmer an Fremde zu vergeben? Bögele fragt im Erdgeschoße an; die Antwort ist verneinend, doch weist man freundnachbarlich den Miethlustigen in das Haus gegenüber, an dessen Pforte die verhängnißvolle Panfarte „Chambres garnies à louer“

schwebt. — „A la fin des fins ist's besser, über die Straße den Damen in's Fenster zu gucken, was ein rechter Schutzgeist soll und darf, als über ihren Köpfen zu wohnen;“ denkt Bögele, und findet richtig in dem Hause noch ein Zimmer im selben Stocke, wie drüben seine Damen; einen kleinen herzigen Salon mit einer Alfove und mit einem Flügel, und das Herz geht dabei dem alten Knaben auf, denn Musik ist einst sein Steckpferd gewesen und er hat in jungen Tagen ganz leidlich das Klavier geschlagen.

„Sie sind da ganz ungenirt,“ versichert die Wirthin; „rechts haben Sie einen Engländer, und links abermals einen Herrn aus England, die charmantesten, verträglichsten und stillsten Leute, die es gibt. Man hört sie nicht am Tage und nicht in der Nacht. Am Tage sind sie nicht zu Hause, und zur Nachtzeit anderswo. — Ober Ihren Häupten schlafe ich, eine Wittwe, meinen stillen Schlummer, und der Schmied, der unten im Hause gewohnt, treibt sein Geschäft nicht mehr und eröffnet eine Modehandlung.“ — Unter diesen

Auspizien nahm Bögele eiligst das ziemlich theure Logis, und lief in den Gasthof, seine Sachen zu holen, und seine kleine Rechnung zu bezahlen; Geschäfte, die nicht viel Zeit wegnahmen, so daß am frühen Abend schon der gute Louis auf seinem neuen Wächterposten eingerichtet und fest angefedelt war.

Sorgenstuhl und Nachtlampe waren besorgt, Pantoffel sammt Zubehör ausgepackt. Bögele hatte den Abend für sich. Vorerst donnerte er auf dem Flügel einige altfränkische Passagen herunter, um der Welt anzudeuten, daß er vom Instrument Besitz genommen. Sodann lauerte er am Fenster, ob drüben sein musikalisches Manifest nicht Aufmerksamkeit erregt habe? — Umsonst. Die Damen schienen indessen ausgegangen zu sein. Zufällig regnete es nicht. Die weiche Abendluft spielte mit den Fenster-Vorhängen der Damen-Wohnung und mit denen eines schneeweißen Bettes, das im Hintergrund des offenen Seitengemachs stand — aber die Bewohnerinnen waren nirgends zu sehen. — „Ma foi, ich muß ihnen

nachgehen," beschloß Bögele; „ich muß doch einmal anfangen, meinen Service zu machen.“

Und er eilte, wenn gleich schon müde von den Hin- und Hergängen des Tags, auf die Promenade, durchstöberte die Menge, die beim Klang des Eisenbahnwalzers promenirte oder umherstand; musterte dann die Gallerie der Spielische im Conversationshause, ließ sich's ein Stück Geld kosten, um in dem Theater seine Nachforschungen fortzusetzen, verzehrte nachträglich noch einige Franken in der Restauration, um seiner Späherpflicht zu genügen: vergebens. Die Damen seines Herzens und seiner Gedanken waren nirgends zu sehen; aber ebensowenig Monsieur Mandar. So, daß Bögele, von trauriger Ahnung beschlichen, trostlos sich in's Ohr sagen mußte: „Gewiß, gewiß haben sie einen Ausflug nach Lichtenthal gemacht, und der Verführer hat freies Spiel gehabt an diesem verzweifeltschönen Abend! Und ich, der Schutzgeist der Susette, bin jezo, ma foi, plantirt, wie Henri quatre sur le pont-neuf.“

Bögele's rechtes Bein spürte etwas von den

vergeblichen Wanderungen, und drang auf Heimkehr und Bettruhe. Better Louis that seinem Bein den Gefallen und führte es heim. Auf der Straße, zunächst dem Holländischen Hofe, fiel dem wackern Junggesellen ein, daß ein Glas Eissimonade seinem Nachtschlaf zuträglich sein dürfte. Deshalb stieg er in den Kaffeesaal hinauf und fand dort, nebst der gewünschten Erfrischung, eine große Anzahl von Gästen, deren Mehrzahl neugierig um einen Tisch stand, an dem ein Taschenspieler seine Kunststücke machte. — Bögele, mit seiner Limonade beschäftigt, hatte lange dem Künstler, den vor ihm die Masse der Zuschauer verbarg, keine Aufmerksamkeit geschenkt. Endlich aber, nach und nach, fiel ihm dessen Sprache und Accent auf. Leise aufstehend, dem Tisch zuschleichend und unterm Ellbogen eines in die Gaukelei vertieften Riesen durchschauend, wurde dem Better Louis die confuse Ahnung zur Gewißheit: sein ohne Abschied verschwundener Reisegefährte, Herr Raz, war mit dem Taschenspieler eine und dieselbe Person!

„Ah, tiens!“ dachte Bögele; „treffe ich meinen Schelm bei solcher Profession? Was fang’ ich jetzt mit ihm an?“ — Zuerst wollte Bögele den Raß bei’m Kragen fassen; dann rieth ihm seine Menschenfreundlichkeit davon ab; endlich lächelte er selbst über die drolligen Einfälle, die der fahrende Taschenspieler seinen Zuschauern zum Besten gab, und holte ein Geldstücklein aus dem Beutel, um dem Virtuosen, der an’s Sammeln ging, den gehörigen Tribut zu steuern. — Richtig auch, von einem Gast zum andern gehend, gelangte Raß zu dem Mann, den er hier zu finden nicht erwartete, und sah ihm betroffen und zweifelnd in’s Angesicht. Da er aber gewahrte, wie Bögele seine Hand ausstreckte, um mit fremdthuender Miene sein Scherflein auf den Teller zu legen, gingen dem „Professeur de physique naturelle“ ein bißchen vor Scham die Augen über, und er sagte heimlich in der Geschwindigkeit zu dem Vetter Louis: „Ich bin in Ihrer Schuld: zerstören Sie mein bißchen Credit nicht. Ich will unten auf Sie warten, und Ihnen sagen,

wie 's mit mir steht.“ — Ging dann weiter sammelnd, that nicht mehr dergleichen, als kenne er den guten Bögeler und empfahl sich nach abgehaltener Erndte ohne Sang und Klang. — Eine Minute nachher entfernte sich auch Bögeler, und wunderte sich, da ihm wirklich Herr Ratz auf der Straße entgegenkam. — Der Professor war ganz Blut und Flamme der Dankbarkeit. Er umarmte Herrn Bögeler, und rief, wenn schon mit gedämpfter Stimme: „Sie sind ein Gentleman, Sie sind mehr als ein Gentleman, mehr als ein Mensch; ein Engel sind Sie wenigstens; und Ihr nobles Schweigen gegen mich, der ich in Ihrer Schuld bin, hat mir den Muth gemacht, mich Ihnen ganz und gar anzuvertrauen . . . um so mehr“ — setzte Ratz noch gedämpfter hinzu — „um so mehr, als wir, wie ich Ihnen gestehen will, Landsleute sind . . .“ — Die letzten Worte wurden mit straßburgerischem Accent gesprochen; aber es war ein verdorben „straßburger Ditsch,“ das Bögeler fast nicht anerkennen wollte. — „Man sollte das nicht glauben,“ sagte er verwundert

zum Taschenspieler; indessen bemerke ich Ihnen, daß, wenn ich auch mit dem schuldigen Postgeld Ihnen ein cadeau mache, ich doch nicht jezo in der position bin, Ihr confidences entgegenzunehmen. Ich habe hier ein difficile, ein mysterieus Geschäft, das alle meine attention und activité absorbiert" — „Bester," versetzte der Taschenspieler eifrig; „bin ich nicht selbst hier in ein mystère verwickelt? Erlauben Sie, daß ich Sie morgen besuchen darf. Sie wohnen hier in diesem Hause?"

Da sie in der That während des kurzen Zwiesprachs bis zu Bögele's Wohnung gelangt waren, so verneinte Bögele nicht; menschlich gut und menschlich schwach, wie er ist, erlaubte er auch dem sentimentalen Raß, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. — „Aber jetzt gehen Sie im pas de charge Ihrer Wege," schloß Vetter Louis, heftig den Herrn von Muskatnuß von sich drängend; „car, voyez vous, da kommen einige Personen, die ich surveilliren muß. Ma foi, sie sind's; au plaisir, Monsieur!

Kaz machte sich gehorsam schnell von dannen. Es ist noch heute ungewiß, ob Bögele's Ermahnung, oder ein eben vorübergehender beim Laternenschimmer leicht kenntlicher Polizeidiener dem fahrenden Künstler imponirt hat. — Und richtig, da kamen sie, zwei und zwei: Susette am Arm des Herrn Mandar, und Susettens mütterliche Freundin am Arm eines langgestreckten Herrn mit Wespentaille, den Bögele anfangs nicht kannte, aber später um so besser, da der Herr anfang zu reden, auf französisch natürlich, und zu seiner Dame sagte: „Wenn ich bitten darf, Madame, so legen Sie ein gutes Wort für mich ein. Sie mögen es für Scherz halten und dennoch rede ich sehr ernsthaft; ich kann ohne das himmlische Geschöpf nicht leben!“

Der begeisterte Redner war der Herr von Valery, oder Bögele war ein Haubenstock, ein Narr, eine taube Maultaube. Man durfte die Stimme des genannten Valery nur einmal gehört haben, um sie nimmer und nimmer zu vergessen. Dem Better Louis stieg's heiß in die Wangen, als die Dame, die

mütterliche Pflegerin Susettens plötzlich anhub: „Stille, stille! Wenn Herr Mandar das hörte würde er nicht glauben, ich spielte die Rolle einer Hochzeitvermittlerin? — Sein Sie discret, lieber Valery, und alles wird nach Ihren Wünschen gehen! . . .“

Susette und Mandar, die ein zehn Schritte voraus waren, standen kosend vor der Thüre der Dame stille, und das Gespräch zwischen Valerie und der älteren Freundin brach ab. — Bögele war außer sich vor Erbitterung. Ingrimmig sprach er nach seiner Weise in Gedanken, während er den Hausschlüssel hervorsuchte: „Ist denn das erhört und erlebt worden? Ah mon dieu, wo sind die guten alten Zeiten hin? Es macht mich ganz misanthrope, wenn ich eine gute ehrliche Straßburgerin so reden höre, wie die Schönbeckin geredet hat. Bigre! wenn das der selige Juge-de-paix gehört hätte! Mit gleichen Füßen wäre er aus seinem Sarg gesprungen, und hätte der falschen kupplerischen Madam den Farrenwaddel zu schmecken gegeben! Ach, ich armer ange gar-

dien; da hat sich was zu schuzengeln! Jetzt hab' ich zwei Courmacher sur le bras und die Eugüste von Gebwiller ist in der größten Gefahr! Was habe ich anzufangen? Warum habe ich mich in diese Galleh embarquirt?" — Da schwieg Bögele plötzlich, denn mit begierigem Ohr hörte er, wie Mandar zu den Frauen sagte: „Adieu, gute Nacht, meine schönen und guten Damen! Ich verspreche uns einen herrlichen Morgen auf dem alten Schlosse. Schlafen Sie wohl; Punkt sechs Uhr sollen die Esel vor Ihrer Thüre stehen!" — Valery fügte einige unbedeutende Worte hinzu; die Damen entgegneten mit einem freundlichen „Bonsoir“ und verschwanden im Hause. Mandar und Valery wanderten Arm in Arm zur Promenade zurück. —

Nachdem Bögele seinen Hausschlüssel erprobt gefunden, und sich auf der Treppe seines dunkeln und menschenleeren Hauses die Nase ein paarmal blutig gestoßen, betrat er sein Zimmer, machte Licht und spazierte in die Länge und Breite unruhig hin und her. — Sodann setzte er sich an

den Schreibtisch, faltete einen Papierbogen zur Depesche und schrieb mit den soliden Schriftzügen eines alten Geschäftsmannes an Frau Brentlein die gewichtigen Worte:

„Hochgeschätzteste Frau Baas!

„Ich habe meine Batteries dressirt; hier sieht's
„noch viel schlimmer aus, als wir gemeint haben.

„Guguste hat zwei Nebenbuhler; den einen mal-
„heureusement sieht die Susette gern; den andern

„protegirt die Schönbeckin. Ich thue mein Mög-

„lichstes, obschon ich jusqu'aujourd'hui nichts habe

„thun können. Das Emploi eines Schutzgeist's

„ist sehr schwierig. A demain mehr. Ad' Sie

„fleißig, Frau Baas, und portez vous bien. —

„Ihr gehorsamster dévoué cousin Louis Bögele,

„Rentier.“

Nach gethaner Arbeit und ein klein wenig Späherei am Fenster, die aber nur das Resultat ergab, daß die Damen en surveillance ihre Vorhänge dicht zugezogen hatten, ging Herr Bögele, müde, als hätte er zehn Meilen zu Fuß gemacht, zu Bett. Seine Träume waren lebhaft;

diesmal jedoch erging er sich nicht als blonder Engel auf den Fußtapfen seiner brünetten Schutzbefohlenen, sondern er agirte — o der Schmach — nicht sowohl den Eseltreiber, als vielmehr den Esel abtreiber. Unter mannigfachen Gefahren und kämpfend mit tausend Hindernissen, hielt er Wacht auf den Straßen, bemüht, alle Esel, die da kamen, Susette und Compagnie zum alten Schlosse abzuholen, vermittelst aller Kunstgriffe zum Umkehren zu bringen.

Er dachte sehr geschickt in selbem Traum: Schneide ich ihnen die Esel ab, so verpassen sie das alte Schloß, verpassen sie das Schloß, so gibt's auch kein Rendezvous und Tête-à-tête im Grünen u. s. w. — Und so jagte er den ersten Eselbuben mit Grobheit von dannen, den zweiten mit guten Worten, den dritten mit einer Handvoll Geld. Weil der vierte das gesehen, so ging er nicht von dannen ohne Geld, und so hatte Bögele an den fünften, zehnten, zwanzigsten, vierzigsten Eseltreiber ungeheure Summen zu geben, die nur zu prästiren waren, weil ihm das

Gold so zu sagen aus der Tasche quoll. Der Zweck wurde erreicht, Susette kam nicht aus dem Hause; die Offiziere vergingen schier vor Verdruß aber — wenn Bögele noch einen einzigen der Eseltreiber hätte entschädigen müssen, so wäre er selber ein Bettelmann gewesen! Zum Glück erwachte er wie gewöhnlich nieste er, hustete dann ein wenig, drehte die Nase gegen's Fenster und spitzte das Ohr. Ein freundliches Plätschern ließ sich auf der Straße vernehmen. Freudiger Ahnung voll verließ Wetter Louis sein Lager, gückelte verstoßen in den Morgen hinaus und segnete den Morgen. Es regnete aus Leibeskräften. — „Wohl mir,“ sagte Bögele mit leichtem Herzen; „aus der Eselpartie wird nichts, und ich behalte mein Geld, statt es an die Langohren wegzuwurfen, und Susette ist gezwungen, solid zu bleiben. Ma foi, den ange tutélaire zu machen und nichts dabei dépensiren . . . ça me va, ça me va fort bien.“

Gott verzeih' es dem alten Hagestolzen, er machte einen Rundsprung; seit Anno 15 den

ersten. In der Freude seiner Seele — kaum hatte er sich in's nothdürftigste Negligee geworfen — hockt er an's Klavier hin und spielt den Yankee-doodle, daß es eine Art hat. Wer von den Lesern dieser historisch-getreuen Geschichte genanntes geistreich betextetes und componirtes Lied nicht kennen sollte, eile schnell, seiner habhaft zu werden. Es gibt nur einen Yankee-doodle. — Und während Bögele den republikanischen Gassenhauer auf dem Klavier produzirt, kommt ein Kenner dieser Musik dazu, reißt die Thüre auf, und siehe: Bögele hat vor sich einen langen hagern Kerl im langen Rankingschlafrock, in struppigem rothen Haar, Gesicht lang, Nase lang, Mund breit, Oberlippe ungebührlich lang, jeder Zoll ein Engländer; und dieser Engländer redet ihn zornig an: „Vô être français, or allemand?“ Ohne indessen eine Antwort abzuwarten fährt er in einem seltsamen Durcheinander von allerlei Idiomen fort, den guten Bögele wegen seines Yankee-doodle abzufanzeln, und ihm begreiflich zu machen, daß er, als ein Patriot von Alteng-

land Bruder Jonathan's Leiblied nicht hören könne, ohne Konvulsionen zu bekommen, und daß Bögele, im Wiederbetretungsfalle sich mit ihm, Engländer, zu bogen habe auf Leben und Tod.— Dieses gesprochen, verschwand der wüthende Englishman und Bögele saß noch eine lange Weile verdukt mit offenem Maule und still über die Tasten gespreizten Fingern, das Auge unverwandt auf die Thüre geheftet; ein traurig unbeweglich Bild.

Anfänglich wollte er, zu sich selber gekommen, dem indiskreten Engländer auf dessen Zimmer folgen, und einen groben Keil auf den unfeinen Klopz setzen . . . aber gleich kam er davon ab, und beschloß, sich nicht zu feindseligen Schritten hinreißen zu lassen, um seinen Schutzengelposten in keiner Weise zu kompromittiren. — „Au fait,“ sagte er am Schluß seiner Betrachtungen, „kann man's einem Engländer nicht übel nehmen, wenn er den Yankee - doodle nicht gern hört. Nous autres français, nous comprenons cela parfaitement. Wir hören auch nicht gern das „Sie sollen ihn nicht haben! Bête de chanson!“

Während des Frühstücks wollte sich Bögele's Gallenaufregung immer noch nicht gänzlich beschwichtigen lassen. Umhersuchend nach einem Buche oder dergleichen, um sich eine Zerstreuung zu machen, bekam er Susettens Portrait in seine Hände. — „Ma foi! es ist doch ein allerliebstes Gesicht, für welches man allerhand folies und extravagances zu begehen, schon d'avance excusirt ist,“ sagte der immer noch entzündbare alte Hagestolz, und versenkte sich, am offenen Fenster stehend, wie das erstemal, in die interessanten Züge, die ihn bald alle Engländer der Welt vergessen machten.

Auf einmal klopfte es an seiner Thüre; es war ein Klopfen, das von schlimmer Vorbedeutung schien. Auf des Betters Louis stutziges „Entrez!“ trat mit ernster Haltung Monsieur Mandar in das Zimmer. — „Aha, da gibt's irgend etwas;“ dachte Bögele, und legte, sich verbeugend, das Bildniß auf den Flügel. Mandars Augen folgten der Geberde; seine Blicke klebten fest an der braunen mit Gold verzierten

Gemäldekapsel. Den Better Louis schlug das Gewissen. In der That hob Mandar mit kalter, unheimlicher Höflichkeit an: „Sie vergeben mir meines Besuchs Zudringlichkeit, mein Herr. Vor wenigen Augenblicken befand ich mich Ihnen gegenüber bei einigen Damen, die ich kenne. Von der ungünstigen Witterung plaudernd lehnten wir am Fenster; zufällig sehe ich über die Straße weg, und gewahre Sie, mein Herr, ein Bild in den Händen haltend. Mein Auge ist ziemlich scharf . . . ich glaubte das Bild zu kennen und bitte Sie, mir es in der Nähe sehen zu lassen. Es gleicht einem Portrait, das mein Eigenthum ist, und das ich verloren zu haben meinte“ Bögele, der da fühlte, wie sehr Mandar in seinem Rechte war, beeilte sich, dem Offizier das Portrait wieder zuzustellen, und zu sagen: „Ich denke auch, daß es Ihnen gehören muß. Sie werden sich erinnern, daß wir vorgestern in derselben Postchaise hier ankamen. Ich fand das Bild unter meinen Effekten, und . . . da ich . . . da ich Ihre Wohnung nicht wußte“ Das

böse Gewissen hinderte den guten Wetter, seine Rede zu schließen. Dafür nahm Mandar etwas hochfahrend das Wort: „Mich dünkt, wir sahen uns gestern auf der Straße? Einmal am hellen Tage, ein andermal am Abend . . . ich habe scharfe Augen, mein Herr; und Sie thaten, als ob wir uns niemals gesehen hätten, und restituirten mir auch nicht das Bild?“

Bögele fühlte sich nun abscheulich verletzt, und fuhr derb heraus: „Bemühen Sie sich nicht weiter, mein Herr. Wenn ich mich entschuldigen wollte, so brauchte ich nur zu sagen, daß meine Augen um dreißig Jahre schwächer sind als die Ihrigen, und damit Punktum. Aber ich hasse die Lüge und sage Ihnen gerade heraus, daß ich Ihnen vor der Hand das Bild nicht wiedergeben wollte.“

„Wie kommen Sie, mein Herr, zu solcher Impertinenz?“ brauste Mandar auf. — „Mit besserem Grunde als Sie zu den Beleidigungen, die Sie mir anthun,“ versetzte Bögele böse; „ich kenne das Frauenzimmer, das dem Bilde gefessen;

ich bin beauftragt, es zu beobachten, sein guter Engel zu sein . . und mir ist nicht gleichgültig, es von Offizieren umgaukelt zu sehen, während ihr Verlobter um all das Glück kommt, das er in ihrer Liebe und Zärtlichkeit zu finden gedacht hat.“

„Herr, was geht Sie das alles an?“ rief Mandar erstaunt und erbittert; „wie kommen Sie und jene Familie zusammen? Warum, mit welchem Rechte nehmen Sie Parthei für den Verlobten, den seine Braut verabscheut, den sie nicht gewählt, der ihr aufgedrungen worden?“

„Aha!“ erwiderte Bögele mit steigendem Aerger und Triumph; „merken Sie nun, daß ich mit jener Familie zu thun habe? daß ich um Ihre Verhältnisse weiß? Mit welchem Rechte? Das geht Sie nichts an, so wie es überhaupt besser für Sie wäre, wenn Sie sich um jene Familie gar nicht bekümmert hätten. Sie sind Offizier? Meinetwegen, aber eines Offiziers unwürdig ist es, ein armes Mädchen hinter's Licht zu führen, und von ihrem Bräutigam, der voll

Liebe und Vertrauen an ihr hängt, zu trennen, was sie später tief bereuen wird.“

„Schweigen Sie!“ unterbrach Mandar den Schutzgeist; „wäre nicht Ihr Alter, Sie sollten mir blutige Rechenschaft von jedem Ihrer Worte geben!“

„Alt oder nicht alt!“ prahlte Bögele. „Ich bin Ihr Mann, und hab' ich mich erst wieder ein vier Wochen eingeschossen, so geh' ich mit Ihnen los wie der jüngste.“

„Das pikanteste Duell meines Lebens!“ hohnlachte Mandar; „Ihr Name, mein Herr?“

„Hier meine Karte,“ entgegnete Bögele, sie ihm darreichend; „Louis Bögele, Rentier, in Straßburg auf dem St. Thomasstaden wohnhaft; jedes Kind kennt mich in meinem quartier. Zeigen Sie diese Karte der Frau, die jenem Mädchen, das Sie verderben wollen, eine mütterliche Freundin zu sein gelobt hat, und die ihre Pflichten so schlecht erfüllt . . . sagen Sie ihr meinen Namen, den Namen des Schutzgeists der unglücklich Verführten . . . sie wird sterben vor Scham . . .“

Mandar versetzte mit funkelnden Augen: „Beleidigen Sie nicht auch ein waffenloses Weib! Sie wollen von jener Dame gekannt, Sie wollen ihrer Pflgetochter Schutzgeist sein? Sieh da: wer hat Sie geschickt, um die Leute zu schützen und zu schirmen und zu verläumdern?“

„Verläumdung mag Ihre Sache sein,“ zürnte Bögele; „auf meiner Seite ist das Recht, und Susettens Tante selbst hat mich aufgestellt, damit Sie's nur wissen, Ihre Verführungskünste zu schanden zu machen!“

Mandar zog sich betreten zurück: „Susettens . . . Susettens Tante selbst? . . . sie selbst? . . . Susettens Tante? . . . Erlauben Sie, daß ich mich entferne . . . ich fürchte sonst, meinen Kopf nicht länger gesund zu behalten. Doch sende ich Ihnen noch heute einen Freund, um sich in meinem Namen mit Ihnen zu explizieren, mein Herr.“

„Wird mir lieb sein!“ rief dem Scheidenden Bögele nach, und lief mit langem Gesicht in seiner Stube auf und ab. „Die Bombe ist geplatzt,“ sagte er zu sich selber; „'s ging schneller

als ich dachte. Wenn jetzt in der Schönbedin nur noch ein Funken von point d'honneur ist, so geht sie in sich und Guguste kommt nicht um die Susette. Bigre! welch' ein schwerer Posten, der eines Schutzgeists!" — Er setzte sich und schrieb an die Frau Brentlein zu Niederbronn:

„Hochgeschätzteste Frau Baas!

„Diese zweite Depesche arrivirt Ihr probable-
„ment in guter Gesundheit, aber da Sie den
„Brief liest, ist's sehr douteux, ob ich noch am
„Leben bin, oder nicht. Monsieur Mandar wird
„mich vielleicht todtschießen, und wenn er's nicht
„thut, thut's vielleicht Monsieur Valery, der —
„ich hab' Sorg' — mir auch nicht ausbleibt.
„Aber als ein todter Schutzgeist, der jusq' ici
„nichts hat thun können, kann ich gar nichts
„mehr effectuiren. Pauvre Susette! Adieu,
„Frau Baas; morgen ein mehreres, je nachdem
„ich lebe oder gestorben bin. Meiner Frau Baas
„très dévoué Cousin Louis Bögele.“

Der Brief wurde zur Post geschickt. Und abermals setzte sich Bögele; aber diesmal an das

Piano, um seinen Unmuth in etwas zu verklären. Indem er einen Akkord anschlug, erinnerte sich Better Louis des empfindlichen Engländers, und um den Frieden, der nach außen so gestört war, mindestens im Hause sich zu erhalten, spielte er, den Gentleman zu besänftigen, feierlich das „God save the King,“ das in unsern Tagen heißt: „God save the Queen!“-

Aber noch hatte er die herzerhebende Hymne nicht zu Ende gespielt, als schon wieder mit einem Krach die Thüre aufging, und ein noch längerer und gröberer Kunstkenner als der Engländer war, in das Gemach platzte, zu vergleichen einem tollgewordenen Kreisel. Der blass und schwarzhaarige Mensch, in einem seltsamen Nachtkostüm von weißer Leinwand, sprudelte eine Masse von Verwünschungen in dem reinsten Yankee-Englisch von sich, von denen Bögele, der aufgesprungen und hinter das Instrument geflüchtet war, nur das allerwenigste verstand. Der Unbekannte — wie sich bald ergab, Bögele's Nachbar zur Linken — trug in seinen Händen einen kurzen

dickeu Stock, mit dem er äußerst bedenklich manövrirte.

Better Louis befand sich in der bittersten Verlegenheit seines Lebens. Im Geiste sah er sich mit ungebrannter Asche übel bedient, und doch war seit länger als einem halben Jahrhundert sein Rücken prügelfrei gewesen, und die „Schlague“ von jeher des eifrigsten Franzosen grimmigste Antipathie. Darum bellte er hinter dem Klavier hervor, was er nur aus dem Halse bringen konnte: „Was will Er denn? Bigre! was soll das bedeuten? Red' Er deutsch oder französisch, und gebe Er mit Seinem tricot da Ruh' oder — Sapperlotte! ich will Ihn rangiren und das ganze voisinage zusammenschreien!“

Der blasse Widersacher in weißer Leinwand hielt inne, besann sich eine Weile, wüthende Blicke auf Vögele und das Klavier schießend. Dann sagte er mit transatlantischem Accent: „Hab' ich darum eine Wohnung gemiethet, und bin ich deswegen in voriger Nacht ausnahmsweise nach Hause gekommen, daß mich das vermaledeite Lied

der englischen Knechte aus dem Schlaf wecken soll? mich, einen Bürger der Vereinigten Staaten? Alabama ist meine Heimath; hätt' ich Euch dort, alter Sklavenvortrommler, Ihr solltet auf Lebzeit diesem Hundeinstrument und Hundelied den Abschied geben, rathe ich." — Der Yankee schwandronirte abermals mit seinem Stocke.

„Nun, so stehe mir der liebe Gott bei!“ seufzte Bögele; „in welches coupe-gorge bin ich gerathen! Vis-à-vis der böse Feind in Gestalt von zwei verbuhlten sabreurs, zur Rechten ein Kerl, der mich wegen des Yankee-doodle, zur Linken einer, der mich wegen des God save the King massacriren will! Sortez d'ici, Monsieur!“

Aber der Yankee war ungeberdiger, als der Engländer. Er schwang immer drohender seinen Stocck, rückte dem Bögele auf den Leib, und rief: „Nix sortir! Vô sortir. Vô sauter par la fenêtre!“

Zum Glück öffnete sich die Thüre, und Ratz streckte den Kopf herein. „Gibt's hier ein Schlachtfeld? . .“ fragte der Taschenspieler ver-

wundert. — „Dieu merci!“ schrie ihm Bögele, der unter dem Klavier saß, zu: „helfen Sie mir, sauvez moi, debarrassiren Sie mich von dem monstre américain!“

Und Rag, ein guter Handfest, wenn er eben wollte, fiel gehorsam über den Yankee her, der bei Ragens Eintritt schon etwas gemäßigter geworden war, drehte ihn wie ein Wirbelwind der offenen Thüre zu, und warf ihn hinaus, wie einen mit Heu gefüllten Sack. Dann schob er den Nachriegel vor, und sprach zu Bögele, der neubelebt auf seinen Füßen erstand: „Bonjour, Landsmann! jetzt werden wir vor dem Narrn Ruhe haben. Was ist Ihnen aber passiert?“

Nachdem Bögele erzählt, und vielfach herzlich gedankt, sagte Rag mit Zufriedenheit: „Na, 's ist mir recht, daß es so gekommen ist, und daß ich Ihnen einen Dienst habe leisten können. Mit einer solchen thätigen Hülfe trägt man leicht das bißchen Extrapostgeld ab, das ich Ihnen schuldig bin. Streichen Sie mich von Ihrer Tafel, Herr Landsmann. Nicht etwa, als hätte ich

Sie nicht bezahlen wollen. Ich hätte es gerne gestern schon gethan, und hätte es gekonnt; — meine Börse war gut garnirt. Aber bin ich nicht noch in das Conversationshaus gerathen? habe ich nicht alles, bis auf den letzten Sou verspielt? Entschuldigen Sie daher, Landsmann.“

„De tout mon coeur,“ versetzte Bögele, der vor dem Spiegel seine Perrücke arrangirte; „ich will Ihnen ein Reçu ausstellen, da Sie mich von der bête noire, von dem Amerikaner, dem Speckspanier, befreit haben. Meinerseits, womit kann ich Ihnen dienen? Sie ließen gestern ein paar Worte fallen . . . disposez de moi, Monsieur.“

„Das hör' ich gern,“ versetzte Ratz; „Sie sind mein auserwählter Schutzgeist! ein Engel, den mir das Schicksal gesendet!“ — „Mon dieu, taisez-vous vom Engel und Schutzgeist!“ bat Bögele mit Aengstlichkeit; „Sie wissen gar nicht, was das für eine schlechte Occupation ist. Plutôt la mort que l'esclavage! lieber ein Brunnenpußer als ein Schutzengel seyn. Was ist aber jezo

à votre service?" — Der dankbare Bögeler nestelte an seiner Geldbörse herum.

Kaß unterbrach ihn in dieser Beschäftigung, indem er sagte: „Ein andermal vielleicht will ich Ihre Subsidien nicht ausschlagen, aber heute stecken Sie ein, und leihen Sie mir dafür Ihre Feder . . . nämlich Ihre Hand. Ich möchte gern einen wohlgeschriebenen Brief an Jemand abfertigen, und ich gestehe, daß ich nicht schön und durchaus nicht correct schreibe, und möchte es doch nicht selbiger Person merken lassen. Sie . . . mein Herr, sind ohne Zweifel in der Schreiberei erfahren; waren gewiß einmal zu Ihrer Zeit ein clerc de notaire oder ein employé au timbre . . . oder . . .“

„Nichts von all dem,“ versetzte Bögeler, und reichte dem Taschenspieler seine Karte; „Sä, Herr; so heiß' ich; das bin ich. Aber darf ich auch mich nach Ihnen erkundigen? Sie sagen, Sie seien von Straßburg? Man sollt's schier nicht meinen . . .“

„Dennoch ist es so, werther Herr. Mein

seit langen Jahren hab' ich mich, Familienverdrusses halber, in Deutschland, im Norden, in England, als dramatischer Künstler, Mundharmonikavirtuos und physikalischer Wundermann aufgehalten, und meine Muttersprache ganz vergessen. Ich kam so eben über Boulogne und Paris aus London zurück. Mein Herr . . . ich habe nirgends das Glück gefunden . . . und wenn es mich auch hier verläßt"

„Ma foi, an der Spielbank müssen Sie's nicht suchen," ermahnte Bögele väterlich; „aber . . . Da wir jußt von der Landsmannschaft reden . . . Sagen Sie, sind Sie von denen Ragen in der Blauwolfengasse, oder von denen Ratz-Florian am Fischmarkt, oder von sellem Ratz, dem Gerber, hinter dem Bierhaus zu den vier Winden? Den hab' ich gut gekannt; er hatte eine Repphuhn zur Frau, und war ein Schwager zu der Schneegans, die hernach später den commissaire de guerre"

„Bitte um Verzeihung, Herr Bögele," unterbrach ihn der Taschenspieler; „Ihr ganz ergebener

Kaß ist ganz obskuren Ursprungs; nehmen wir an, er sei in der Kurbengasse*) geboren, und sein Vater ein Schuster gewesen. Das hindert alles nicht, daß ich mein Glück nirgends gefunden, und jetzt bis auf's äußerste gekommen bin, wenn mir nicht eine gewisse Person, die sich hier im Bade befindet, aus der Patsche hilft. Die Person ist ein Frauenzimmer, hat mit mir in den intimsten Verhältnissen gelebt — zu Straßburg nämlich — und von ihr darf ich mit Fug und Recht Hülfe erwarten. Schon in Straßburg erfuhr ich, daß leider eine sogenannte Pflegemutter oder Ehrenwächterin sie begleitet; ein schlimmes Möbel für meine Endzwecke. Besagtes Weib kann mich persönlich gar nicht leiden. Darum zögerte ich bisher, ohne weiteres bei jener Person einzusprechen, und will lieber der letztern einen Brief in die Hand spielen, der sie allein von meinen Wünschen unterrichte, und diesen Brief — recht schön und zierlich, deutsch oder französisch, möchte ich Sie bitten, mir zu schreiben?“

*) St. Urbansgasse.

„Mir an,“ versetzte Bögele, zum Schreibtisch gehend; „das wird mich zerstreuen, und anstößige Dinge oder verfängliche werden Sie mir wohl nicht diktiren, mon ami?“

„Was denken Sie?“ fragte Raß lächelnd; „eine ganz kurze Supplik. Susette wird mich schon hinlänglich verstehen.“

„Susette?“ fragte nun Bögele, neugierig aufschauend; „Tiens . . . was für eine Susette?“

„Eine gewisse Demoiselle Susette Kaltschmidt; die Tochter eines ehemaligen Friedensrichters in Straßburg?“

„Tiens, tiens?“ wiederholte immer verwunderter der Better Louis; „mit der Sie . . . wie sagt man? des rapports intimes gehabt haben?“

„Très-intimes,“ wiederholte nun auch Raß schmunzelnd; „jene Verhältnisse begründen auch mein Recht.“

„Possible, possible!“ entgegnete Bögele, sein Papier heftig in Ordnung schiebend und die Feder herrichtend; „Sie haben wohl auch den Bruder der Demoiselle Susette gekannt?“

Den Vaurien, das mauvais sujet, das garnement?"

„Ach mein Gott! leider nur zu gut. Seine dummen Streiche haben mich eigentlich mit der ganzen überrheinischen Welt brouillirt! Doch schweigen wir hievon: ich denke nicht gern an den Burschen. Meines Herzens seligste Erinnerung ist aber Susette. Ich bitte Sie, gefälligst zu schreiben. Wir machen's deutsch, wenn's Ihnen gleich ist?"

„Fort égal, Monsieur. Lassen Sie hören; ich bin selber neugierig ganz und gar.“

„Nun denn. Also: Geliebteste Susette!"

Bögele in Gedanken: „O Du verlogene Tugendheuchlerin! Frau Baas', wo hatte Sie Ihre Augen?"

„Die Ahnungen Deiner Seele müssen Dir gesagt haben, daß ein Wesen, das Dich heiß und aufrichtigst liebt, in Deiner Nähe verweilt.“

Bögele wie oben: „Wo ist da eine Seele und eine Ahnung? Ma foi, das Maidel hat die ganze Welt zum Narren. A présent fenne ich

schon Biere, die sich um sie reißen oder gerissen haben, dont deux officiers. (laut) „in Deiner Nähe verweilt!“

„Die innigen Beziehungen, die zwischen uns bestehen“

Bögele wie oben: „Ah! ça devient scabreux. Fast schäme ich mich in der Susette Herz hinein, solche Dinge niederzuschreiben.“

„Hätten mich veranlaßt, nach so langer Abwesenheit ohne Furcht mich in Deine Arme zu werfen“

Bögele wie oben: „Malheureux! Galgen-
schwengel! Sie mag zwar weiche weiße Arme haben . . .! c'est égal: ich schäme mich immer mehr.“

„Wenn nicht die harte Frau, die Dich bewacht, mich mit ihrem Haß verfolgte!“

Bögele wie oben: „Nigaud, pauvre diable! Hättest Du Mesumme im Sack, die Schönbedin wäre nicht so hartherzig gegen Dich; cette diablesse d'entremetteuse! — (laut) „Haß persécutirte . . .!“

„Verfolgte, lieber Herr Bögele.“ —
„Nun ja, eh bien oui: „persécutirte“ oder
„verfolgte“ — ça revient au même.“

„Erinnere Dich aber an unsere lange Liebe . . .“
Bögele wie oben: „Gott! ich werde roth, . . .
ich schäme mich excessivement . . .!“

„An die Zärtlichkeiten und Verheißungen, die
Du an mich in der letzten Nacht, die meiner
Flucht vorherging, verschwendetest“

Bögele aufspringend: „Fi donc, Monsieur
Kag! si donc, das sind Wüsteneien, die Sie
mich da niederschreiben machen. Ich verreiße
dieses Papier und Sie machen, daß Sie
aus meiner Stube kommen, sonst rufe ich den
nächsten garde de police von der Straße. Psui
Henker! einem ehrlichen Mann solche Schänd-
lichkeiten in die Feder zu sagen . . .! Sortez,
allez-vous-en, polisson que vous êtes!“

Dem Vetter Louis stand der äußerste Zorn
so glutroth auf der sonst mehlweißen Stirne, daß
Kag, obschon er nicht begriff, woher der besagte
Zorn seinen Ursprung genommen, eiligst und

schleunigst aus dem Zimmer, über die Treppe hinunterlief, und der ihm entgegenkommenden Hausfrau mit Schrecken berichtete, der Herr im ersten Stock sei übergeschnappt, und ärztliche Hülfe ihm dringend nöthig.

Mit gerungenen Händen rannte indessen Bögele hin und her, von einer Ecke in die andere, und rief: „Was ist schlimmer, als Babylon und Ninive? das Herz, das schwarze, einer Brünnette, einer Kofette, einer Susette mit einem Wort. Ma foi, das ist ein Raibenmetier, das eines Schußengels! Vertrauen zur Menschheit, der respect pour les dames, Zeit, Gesundheit, Leib und Leben gehen dabei kaput! O wie gescheit warst Du, alter Louis, daß Du Dich mit dem Sege nicht mesalliirt hast! Aber was thu' ich jetzt? Attention? Der escamoteur hat auch noch gefehlt, um mir alle Energie zu escamotiren! Die Susette ist verloren; für sie ist nichts zu thun; c'est pourquoi, daß ich auch nichts für sie gethan habe und thue, als daß ich sie aufgebe, meine Hand von ihr retirire, . . . et voilà. Aber

Guguste muß gewarnt werden. Ich will die
Baas' von Allem avertiren . . . ; ah mon Dieu,
das ist schon der dritte Brief . . . ah, que
c'est difficile, ein Schutzengel zu sein! . . .
Herein! entrez . . . ! Aha, hab' ich mir nicht
schon imaginirt, daß der da auch noch kommen
werde?"

Herr Valery, der Kamerad des gefährlichen
Mandar, trat feierlich ein. In seinen Zügen
standen allerlei unangenehme Erklärungen ver-
zeichnet. — Er näherte sich dem Better Louis
mit einer Gespreiztheit, als vermuthe er irgendwo
in einen Hinterhalt zu fallen, und hob nach den
ersten Begrüßungen an: „Mein Freund Mandar
schickt mich, um mich mit Ihnen zu verständigen,
mein Herr. Sie haben sich, wie er behauptet,
auf eine sehr sonderbare Weise in seine Angele-
genheiten gemischt, und die Ehre von zwei Da-
men, die mein Freund hochschätzt, beleidigt. Wie
können Sie das rechtfertigen? Sie sind so weit
gegangen“

„Belieben Sie nicht auszureden;" fuhr Bögele

sehr aufgeregt dazwischen: „alle diese Wortkrämereien führen immer nur zu einem und demselben Ende. Sie kommen nämlich, mich zu fordern. Ich bin dabei, trotz meines Alters, wie sich Herr Mandar auszudrücken beliebt hat. Ich fürchte mich nicht. Aber ich muß vierzehn Tage Zeit haben, um mich einzuschließen dann stehe ich hier oder in Straßburg zu Diensten, sehr zu Diensten.“

„Das ist alles recht schön und gut;“ versetzte Valery, fast unmerklich lächelnd: Sie begreifen, daß um unserer Verhältnisse willen das deutsche Rheinufer der Kampfplatz sein müßte allein, mein Freund ist nicht geradezu blutgierig er würde sich mit einer Ehrenerklärung, einer Abbitte begnügen, da denn doch Ihr Metier nicht das der Waffen ist, wenn Sie nur....“

„Nichts da; alles umsonst!“ rief Bögele heroisch: „Ich bitte nicht ab, ich erkläre nichts. So wie ich handelte und sprach, bin ich in meinem Rechte gewesen, bin's noch jezo. Noch mehr, mein Herr: um mir vollends das Gewissen

frei zu machen, muß ich auch Ihnen die Wahrheit geigen. Es ist nicht schön von einem galanten Mann, wie Sie sind, Ihrem Freund in's Gehege zu gehen, und sich an die saubere mütterliche Freundin zu wenden, damit sie Ihnen das arme Mädchen, das Ziel Ihrer Verführung, in die Hände liefere . . .! lassen Sie mich ausreden, ich bin gleich fertig. Es ist nicht schön von Ihnen ferner, ein armes Mädchen, das schon einen Verlobten hat, dem Verderben zu überliefern, und vollends an ihr schlecht zu machen, was vielleicht ihr Freund Mandar, der ursprüngliche Versucher, gut gelassen hat! Gehen Sie in sich, ich bin des Mädchens Schutzengel. Schießen Sie mich meinetwegen todt, wie wahrscheinlich auch Herr Mandar thun wird; gut, mir gleich. Aber über dem Leichnam des Schutzengels der Unschuld gehen Sie in sich und bessern Sie sich, und machen Sie dem Mädchen Ihren Bräutigam nicht abwendig, und . . . und . . . jetzt bin ich fertig."

Der Offizier machte ein verzweifelt sonderba-

res Gesicht, und erwiederte gemäßigter, als man hätte denken sollen: „Mein guter Herr, Sie ereifern sich und beleidigen mich um nichts und wiedernichts. Sie haben ja gar keine Kenntniß von meinen Plänen und Verhältnissen.“

„So? hab' ich nicht gehört, was Sie gestern mit Ihrer Schmeichelstimme der Madame in Bezug auf das Mädchen gesagt haben? hab' ich nicht vernommen, was Ihnen die Madame geantwortet? Ha, wenn diese verlorene Frau sich nicht in den Tod hinein schämt vor mir, vor meinem Namen, vor meiner Karte allein“

„Ei, so hören Sie doch. Mandar, von Ihren sonderbaren Behauptungen ergriffen, hat jenen Damen Ihre Karte gezeigt und weder die Tante noch die Niece wollten von Ihnen und Ihrem Namen das geringste wissen.“

„So? ich muß heftig lachen! So? nichts wissen? Ah so; die Madame kennt nicht einmal mehr den Namen Bögele? Wir hatten uns zwar lang nicht mehr gesehen aber Namen vergessen sich nicht so leicht und was Sie da

von einer Tante schwagen, hält nicht Stich. Das Weib hat Ihnen etwas aufgebunden. Die Schönbeckerin ist keineswegs eine Tante der Susette. Ich bin deren Tante, oder besser gesagt, der Schutzengel ihrer Tante, oder besser, der Schutzgeist, den die Tante Brentlein aufgestellt, um Augustens Rechte und Susettens Unschuld zu beschützen, was ich hiemit redlich gethan haben will. Verstehen Sie jetzt?"

Aber Valery verstand auch nicht eine Silbe. „Alles, was Sie da sagen, ist mir völlig unbekannt;" sagte er kopfschüttelnd und achselzuckend; „ich weiß nichts von den Personen, die Sie da nennen, und deren Namen meiner Zunge nicht geläufig werden wollen. Susette, Auguste, was soll das heißen?"

„Oh, stellen Sie sich nicht blind und taub. Kennen Sie die Leute nicht mehr, mit denen Sie gestern spazieren gingen? Kennen Sie nicht mehr die Demoiselle Susette Kaltschmidt, die bei Racombe's so oft mit Ihnen tanzte?"

„Ei, versteht sich, daß ich mich ihrer erinnere.

Für eine Deutsche ein recht angenehmes Mädchen.
Aber“

„Nur Geduld. Ein angenehmes Sauerkrautköpfchen, sagen Sie, nicht wahr? Sie haben das schon auf der Poststation Stollhofen Ihrem Freund Mandar in den Wagen gerufen.“

„Oh, ich sprach dazumal von dem Fräulein von Osterstein, mein Herr.“

„Meinetwegen auch, weil Sie denn doch alles entstellen und verheimlichen wollen. Sie thun das jetzt, damit Herr Mandar nichts von Ihrer Treulosigkeit erfahre. Ich aber rede von der Susette und von der Schönbeckin aus dem Bruch, die eine heillose Person ist, und Ihnen versprochen hat, das Mädchen Ihnen zu kuppeln.“

„Mein Herr, sprechen Sie mit Ehrfurcht von der Frau von Melthing, oder Sie haben's in allem Ernst mit mir zu thun. Ich kann Ihre plumpe Bosheit nicht mit Ihrem Alter und passabel ehrwürdigen Aussehen reimen. Lieber möchte ich Sie für einen schlechten Spaßmacher oder einen Nachtwandler halten.“

„Nein,“ rief Bögele, die Hände zusammenschlagend, „das ist eigentlich zum Todtschießen, wahrhaftig. Vor ein paar Minuten avancirten Sie die Schönbeckin zur Tante, und jetzt gar zu einer Frau von Melthing oder Mehlsurm. Mein Herr Lieutenant, wollen Sie mich toll machen?“

„Ich frage das Sie selber, mein Herr; versetzte Valery hitzig: „Sie scheinen mich zu verhöhnen. Was weiß ich von Ihrem Kauderwelsch und Ihren vertrackten deutschen Namen? Von wem reden Sie denn, in Gottesnamen?“

In possierlichem Affenzorn zog Bögele den Valery an's Fenster, und sagte ihm spöttisch hinüberzeugend: „Von wem denn als von jenen Damen? Dort die Schönbeckin, da die Susette, und die dritte kenne ich nicht.“

„Sie kennen, wie ich jetzt verstehe, keine von allen Dreien; lachte noch spöttischer Valery: „jene ältere Dame ist die Frau von Melthing aus Antwerpen, die Tante jenes Fräuleins, Aurelie Dammers, das von Mandar geliebt wird, ja sogar geheirathet wird, da heute Morgen das

Rücktrittschreiben ihres von dem verlebten Vater ihr aufgedrungenen Bräutigams erfolgt ist. Die dritte Dame ist aber das Fräulein von Osterstein, das ich selber liebe, und bei welcher ich als Freierwerberin die Cousine, die Frau von Melthing bestellt habe. Da haben Sie unsere Liebesgeschichte, mein Herr Schutzengel, und mir thut nur leid, daß um eines offenbaren Mißverständnisses willen Sie sich in so viel Galle und Schweiß und Unannehmlichkeiten versetzt haben!"

Nun versagten dem Better Louis die Beine den Dienst. Er ließ sich in einen Lehnstuhl gleiten, und seine Lippen seufzten: „Ach, Frau Bas', wo hat Sie Ihre Gedanken gehabt? Ah! mon dieu, das vermaledeite Portrait! Oh quel poisson d'Avril! Jetzt hebt meine Noth von Neuem an. Schon glaubte ich, mit meinem Mandat zu End' zu sein jezo hab' ich aber gar nichts gethan, als Zeit verloren, Geld verspielt mein Leben hasardirt, meine Reputation riskirt und mich unsäglich blamirt! Oh, oh! oh, oh! Bigre, bigre! que faire!"

Eine neue Invasion in Bögele's Zimmer fand statt, geräuschvoll, verdrießlich, unerträglich. Ein Chirurg mit seinen Gehülfsen, ein Arzt mit der Hausfrau stürmten zumal herein! — „Wo ist der närrische Herr, dem ich zur Ader lassen soll?“ rief der Eine. — „Sind Sie der Patient, den die Vernunft verließ?“ fragte der Andere. — Zum Ueberfluß schaute ein Polizeimann in's Zimmer mit der Frage: „Ist's da, wo Einer verrückt worden ist?“ — In völliger Verzweiflung sprang Bögele auf, stieß den Chirurgen von sich, schob den Arzt zur Seite, trat der Hausfrau auf den Fuß, daß sie schrie, rannte die Polizei über den Haufen, und entfloß aus dem Hause des Unglücks und der Mißverständnisse.

3.

Ueber allen diesen Begebenheiten hatten sich die wassersprühenden Wolken am Himmel verzogen, und aus dem regnerischen war ein mildlächelnder Tag geworden. In diesen Tag lief

Bögele hinaus, den Hut auf Krakeel gesetzt, mit verschobener Halsbinde und Perrücke. Wohin sein Weg ging, war ihm sehr gleichgültig. Es kam nur darauf an, so schnell als möglich aus der Stadt zu entweichen, deren Häuser mit aufgerissenen Augen und Mäulern ihn auszulachen schienen.

Es ist, Gott sei Dank, möglich, in Geschwindigkeit den Mauern von Baden den Rücken zu kehren. Wald und Flur langt mit grünen Armen in alle Gassen der lieben Stadt hinein. Ehe es Bögele merkte, war er draußen und schnaufte zum erstenmale am alten Kirchhof aus. — Seine Haarhaube abnehmend und sich ganz ungenirt den Schweiß von der Glaze wischend, seufzte er: „Oh, mon dieu, wer jetzt so ruhig auf dem Cimetière läge, und hätte gar nichts mehr mit der Welt zu thun! Das Monument des ange tutèlaire wäre da gar schön am Platz! Wiewohl ich wiederum, d'un autre côté, nicht daliegen möchte unter lauter Katholiken! Passons, passons! Kommen dort nicht Leute? Marchons! In den Wald, in den dicken Wald hinein, wo's keine faquins gibt,

mich auszulachen, keine gardes - de - police, mich einzustecken in den Narrenthurm!"

Er flog die Seufzerallee hindurch, er warf sich in die lieblichen Schatten des Steinwäldchens, er kletterte hinan zum Hasensprung, kletterte weiter bis auf den Saum der Straße bei den Höfen des Hungerbergs, erreichte die Strohütte an dem Schloßberg, und schlenderte, tief in seine Gedanken versenkt, ohne von der prachtvollen Aussicht und dem frischgrünen Walde Notiz zu nehmen, bergan, bergan, bis er vor dem Thore des alten Schlosses stand, und so zu sagen aus einem Traume erwachte. — Sein Magen erwachte zu gleicher Zeit, und bettelte um Speise. Bedächtig zog Bögele die Uhr heraus. Schon ging's auf zwei Uhr. — „Eh bien,“ sagte Better Louis zu sich selber: „für meine saure Mühe gehört mir auch ein Diner quelconque. Wenn ich mich recht erinnere, so kann man in dem Schloß etwas für den Hunger kriegen . . .“ — Er stieg vollends in das Gemäuer hinein, hinter dem verborgen die Wohnung und das Gastlokal des

Schloßwirths liegen, und zu seiner Wonne sah er eben einen Menschen in weißer Jacke und weißem Küchenbarett vorüberschweben. — „Ah! meiner Seel'! l'on dine ici; voilà Mr. le chef!“ rief Bögele froh in sich hinein, und betrat die Stube zu ebener Erde. — Zum entgegenkommenden Wirth sagte er: „Draußen im Freien läßt sich nicht wohl sitzen, die Tische und Bänke sind naß, die Bäume tropfen . . . können Sie mir hier ein Plätzlein und etwas zu essen geben?“ — Und die Antwort lautete: „Spazieren Sie nur in den obern Salon.“

Bögele spazierte, in der Meinung, allein zu sein. Wer hätte sich außer ihm versucht fühlen sollen, just nach oder vielmehr schon während des Regens eine Parthie nach dem alten Schlosse zu machen? Dennoch hatte Bögele falsch gerechnet. Als er in den obern Salon trat mit kothigen Kamaschen und sehr negligirter Haltung . . . steh da: waren bereits speisende Gäste gegenwärtig. Ein junger breiter rothbackiger Herr und drei Damen: die eine recht alt, die andere mit-

telalt, die dritte jung; und eben hatte, während die ältern Frauen schwatzten, der rothbackige Herr der jungen Dame weiße Hand in der seinen, und sagte ihr, daß keine Hand der Welt der ihrigen gleich komme, weshalb er sie für sich zu nehmen prätendire.

Die unvermuthete Begegnung war beiden Theilen unangenehm. Bögele ärgerte sich schwer, seine gewünschte Einsamkeit und Freiheit nicht zu finden; die Anwesenden waren verschüchtert vom Augenblick seines Eintritts, schwiegen, und die weiße Hand flog wie eine weiße Taube in den Schatten der Serviette zurück.

Bögele gab auf dieses Manöver wenig oder gar nicht acht; nach einem nachlässigen maßleidigen Bückling setzte er sich an einen leeren Tisch neben dem Kamin und wartete mit halbgeschlossenen Augen der Dinge, die da kommen sollten: des Mittagmahls. — Inzwischen zischelten sich die vier andern Gäste allerlei in die Ohren; die Alten zischelten, die Jungen zischelten; jede Parthei appart.

Indessen speiste Bögele das unvermeidliche

Beefsteak, die perennirende Cotelette, die unerläßliche Forelle und die omelette de rigueur. Was kummerte ihn aber die Ordnung des Mahls? was die Beschaffenheit der Schüsseln? War doch sein Geist sehr anderswo, hin- und herfahrend zwischen Himmel und Erde, zwischen Baden, Straßburg und Niederbronn. — „Je ne me releverai jamais de ce ridicule!“ sagte er sich mit jedem Bissen in die tiefste Seele: es hat noch kein Mensch sich so sehr angeschmiert wie ich! Was wird die Frau Baß sagen, die mich in all’ das Unglück geritten hat? Was werden die Bademer Leute sagen? Ich traue mich gar nicht mehr heim vor lauter Engländern und Amerikanern und Offizieren und spottlachenden Weibsbildern! O, daß doch alle Weibsbilder im Himmel wären!“

Diesen großartigen Gedanken denkend schluckte Bögele sein letztes Stück Omelette hinunter, und richtete einen mehr als diabolischen Blick auf die Weiber, ihm gegenüber, und noch diabolischer wurde vielleicht sein Blick, da ihm das Gesicht

der ältesten Frau besonders unangenehm auffiel. Die spizige Nase, die grauen Augen, das vorstehende Kinn, die eingesunkenen Lippen hatte er schon irgendwo einmal gesehen, wie er meinte, und jezo einer bekannten Seele zu begegnen, war ihm ein Gräuel. Er dachte schon daran, eiligst seinen Platz zu verlassen und davon zu laufen, als, ihm zur Erleichterung, die Damen, nachdem sie noch einmal, und zwar sehr gezischelt, aufbrachen, um den Kaffee im Freien zu trinken, auf trockenem Tische und trockenen Stühlen, die der Wirth unter die Bäume, welche nicht mehr tropften, zu stellen versprach. Mit einer Verbeugung gegen Bögele entfernte sich die Gesellschaft; Bögele sprach für sich kopfschüttelnd: „Ich will von Schilke sein,*) wenn die nicht Straßburger-Kinder sind. Die Alte sollte ich kennen; es möcht' allenfalls dem Pastetenbäcker Bezmann sein Weib sein! Nun ja; wenn die von meiner aventure Wind bekäme ah mon dieu, ich darf mich gar nicht mehr unter Menschen sehen lassen!“

*) Schiltigheim, ein Dorf bei Straßburg.

Inzwischen kam der junge rothbackige Herr wieder zurück, noch röther denn zuvor, trieb sich, als wie ein Mensch, der etwas auf dem Gewissen hat, in dem engen Salon umher, näherte sich dann plötzlich, ein Herz fassend, dem Better Louis, und sprach ihn an: „Erlauben Sie mir, ein paar Worte mit Ihnen zu reden. Ich bin ein Oberländer, und das Herz steht mir bald auf der Zunge. Excusiren Sie daher. Nicht wahr, Sie sind der Herr Louis Bögele von Straßburg?“

„A votre service, Monsieur.“ antwortete Bögele, und setzte für sich hinzu: „Aha, schon wieder eine aventure, daß Gott erbarm’!“

Der junge Herr fuhr fort, vertraulicher neben Bögele niedersitzend: „Nun, sehen Sie einmal; so hat die Madame Beßmann doch recht gehabt, da sie zu der Frau Schönbeckin gesagt hat: Es ist der Bögele, ich kenne ihn an seiner Perrücke, am weißen Gesicht und an dem Gebiß; das Gebiß aber ist falsch.“ —

„Monsieur!“ fuhr Bögele auf; „was unterstehen Sie sich . . .“ — „Excusiren Sie,“ sagte

der junge Herr, den Better Louis wieder auf den Stuhl niederziehend; „das ist ja nicht böse gemeint; ich bin eben ein Oberländer und red’ alles dick und dünn heraus.“

„Je m’en apperçois,“ bemerkte Bögele; „aber . . . hab’ ich recht gehört? . . . sagten Sie nicht von einer gewissen Schönbeckin?“

„Ja wohl; die Madame Schönbeck von Straßburg und eine junge Freundin von ihr, die Jungfer Susette Kaltschmidt, die Sie ja kennen werden“

„Tiens, tiens was Sie sagen tiens . . . muß ich endlich dahinterkommen? . . .“ seufzte Bögele, überrascht, wie man nur überrascht sein kann.

„Ja, ja; dahintergekommen sind Sie freilich; aber ich bin da, um Sie zu bitten, es nicht herauskommen zu lassen. Sehen Sie, lieber Herr . . . Sie sind ja auch nicht so alt und wüßt auf die Welt gekommen . . . Sie waren auch einmal jung und vielleicht ganz hübsch“

„Vielleicht? . . . vielleicht? . . .“ fragte Bögele mit verächtlichem Hohn.

„Sie werden mich also entschuldigen, daß ich, schon seit Monaten von meiner Braut getrennt, endlich auf eigene Faust Urlaub genommen habe, und aus England rheinaufwärts dampfend, in Baden eingetroffen bin, mein Liebchen so zu sagen bei seiner Ankunft zu bewillkommen. Ich logire dort unter fremdem Namen, nur zur Abendzeit besuche ich meine Susette, beschützt und bewacht von der Schönbeckin und der Beßmann . . . heute haben wir gewagt — vom Regenwetter protegirt — auf's alte Schloß zu fahren, hoffend, niemand anzutreffen und den Tag allein verbringen zu können, denn ich habe als Quasi-Deserteur für meine Zukunft alles zu fürchten, wenn ein mir bekannter Franzose oder Elsässer mir begegnete und mich bei der Eisenbahnadministration denunzirte. Ich bleibe indessen nur noch acht Tage hier. Verrathen Sie mich nicht; ich wage es, Sie selbst darum zu bitten. Die Frau Schönbeck hat mir's angerathen und meiner Geradheit sagte dieser Schritt zu. Verrathen Sie mich nicht, und ich will Ihnen ewig dankbar sein.

Auch die Beßmann hat mir zugeredet, Sie bei Ihrer schwachen Seite, bei Ihrer Eitelkeit zu packen, und Ihnen zu schmeicheln; aber ich kann das nicht, Herr Bögele; ich bin ein Oberländer.“

„Sie sind also? . . .“ wollte ihn Bögele unterbrechen, aber der junge Herr ließ es nicht zu, sondern fuhr fort: „Sehen Sie, hat die Beßmann gesagt, ich weiß wie der Bögele ist: neugierig, aufschnapperisch und gar nicht verschwiegen, ein wenig boshaft von Naturell, und eine rechte Frau Baas, wie alte Junggesellen immerdar sind. Er wird Sie gewiß verschwätzen, wenn Sie ihm nicht den Ruzen streichen, denn eitel und hoffärtig ist der alte Mensch, wie gar keiner in der Welt, und nur auf diese Weise kann man ihm sein böses Maul stopfen“

„Assez, assez, sapperlotte!“ brummte Bögele auf; „ich will's der Beßmännin einstreichen, der Blaudertasch, der bösen Zunge, dem Teufelsvisir *), der Seifenjüdin, die schon lang auf den Krempeľmarkt in's alte Eisen gehört, das giftige Dra-

*) Visir = Maske.

chenmaul! . . . aber . . . ich besänftige mich:
Sie dürfen darunter nicht leiden! Sie sind also,
wie ich errathe“

„Der von Ihrer Frau Baas Brentlein sehr
favorisirte Auguste Ertel, von Guebwiller, à votre
service, Monsieur.“

„Très-enchanté, Monsieur, Ihre werthe Be-
kanntschaft zu machen!“ — Bögeler umarmte den
jungen Mechaniker mit Rührung, und setzte seuf-
zend hinzu: „Ach, Auguste! was ich mir für Sie
Mühe gegeben habe! was für Kummer ich um
Ihretwillen ausgestanden habe!“

„Mühe wegen meiner? wären Sie etwa der
gute unbekannte Freund, der auf Ansuchen der
Frau Brentlein bewirkt hat, daß ich, noch so jung,
eine so schöne Anstellung erhielt? . . .“

„Ah, mon jeune ami! wär's nur das!“ seufzte
wiederum der vor Ueberraschung und Rührung
etwas verwirrt gewordene Bögeler; „doch Sie
sollen alles hören. D'abord: hier meine Hand
ich verrathe Sie nicht, parole d'honneur, stumm
wie die Forelle, die in meinem Magen schlummert.“

„Tausend Dank! und — nicht wahr, ich bitte, keine Vorwürfe an die Begmännin?“

„Keine reproches; je lui pardonne. Ich will ihr zeigen, wie falsch sie mich ästimirt hat.“

„D so kommen Sie herunter . . . bester Mann. Die Damen erwarten uns beim Kaffee voll Ungeduld. Susette erinnert sich, von Ihnen, da sie noch Kind war, beschenkt worden zu sein . . .“

„Bon, bon, bon;“ schaltete Bögele bedenklich ein, ob schon langsam mit Guguste fortgehend; „aber — im Vertrauen, mon cher ami — Sie müssen mit der Susette brechen.“

„Brechen?“ fragte August bestürzt; „wie so, wie so?“

„En vérité; sie ist nicht für Sie. Mon Dieu, ich denke von Niemand übel, aber, wenn's doch einmal auf der Hand liegt? . . . sie hat zu viele Liebhaber“

„Liebhaber? Sie erschaffren mir mein Blut . . . Liebhaber? . . .“

„Ich allein kenne ihrer drei, Sie sind der vierte.“

„Der vierte!“

„Ein . . . o quelle honte . . . ein Taschenspieler“

„Ein Taschenspieler?“

„Ein Offizier, Mandar mit Namen, ein anderer, der sich Valery nennt“

„Mandar, Valery? Wo denken Sie hin?“

„Ach, Sie haben Recht ich bin ganz stupéfait, confus, ich verwechsle . . . ah mon dieu, ja, ja, je me trompe . . . die Offiziere gehören in eine andere Geschichte, zu einer andern Susette, die gar nicht Susette heißt“

„Ah so; jetzt fühl' ich mich erleichtert; ein Mißverständniß also?“

„Ein Mißverständniß . . . ach, leider ja. Ein ridicule für mich; . . . aber den Taschenspieler . . . voyez, vous même: den Taschenspieler kann ich Ihnen nicht schenken . . . denn sehen Sie? dort steht ja der Kerl und umarmt vor der Schönbeckin und der Wegmann Augen Ihre Verlobte, Ihre Braut!“

Da Bögele diese Worte sprach, stand er mit

August unter dem Schloßthor und richtig war Monsieur Rag in Person auf dem geebneten Plage vor dem Schlosse vorhanden, und herzte und küßte die holde Susette mit Lust und Vergnügen, und niemand dachte daran, ihn zu stören, bis Auguste mit Tönen der Verzweiflung sich vernehmen ließ: „Susette, o falsche Susette! was muß ich sehen?“

Da wand sich Susette aus den Armen des Zudringlichen, trat mit ihm einen Schritt gegen die Herren vor und sagte: „Mein Bruder, der seit Jahren unter fremdem Namen als Künstler reist, bis ihm die Verhältnisse erlauben werden, unter unserm Familiennamen wieder in der Stadt aufzutreten, die ihn ein leichtsinniger Jugendstreich zu verlassen und zu meiden genöthigt hat.“

Somit waren alle Räthsel gelöst, jedes Mißverständnis gehoben. So viel wir wissen, haben Mandar und Valery auf den Zweikampf verzichtet, Better Louis ist mit heiler Haut nach

Strassburg zurückgekehrt, und wenn Auguste und Susette noch nicht ein Paar geworden sind, so steht die Hochzeit doch gewiß nicht mehr im weiten Felde. Aber mit Schutzgeistämtern will Bögele nichts mehr zu thun haben. — „Mit sellem Schutzengel-Service“ — sagt er oft: „jai gagné mes invalides.“



Inhalt.

	Seite
Grimming-Jägersage	1
Eine schwere Nacht	51
Ritter und Bürger. Eine Frankfurter Geschichte von Anno 1420	100
Der böse Feind im Sack. Eine Sage aus der alten Badener Zeit	161
Der glückliche Heerd	187
Der Schutzgeist. Eine Erzählung aus Baden-Baden	217

61624361



